Lenau

Meyers
Klassiker
Ausgaben

Lenaus Werke

Nicolaus Lenau.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Lenaus Werke

Herausgegeben von

Carl Schaeffer

Kritisch durchgesehene und
erläuterte Ausgabe

Erster Band

Bibliographisches Institut · Leipzig und Wien

Nachlaß" hielten wir uns an dessen Veröffentlichung durch Anastasius Grün vom Jahre 1851. Lenau selbst hat so sorgfältig den Druck seiner Werke überwacht, daß deren Textgestaltung keine Probleme stellt. Wo uns Veröffentlichungen von Dichtungen oder Teilen solcher in Zeitschriften und Almanachen aus der Zeit des Dichters irgend zugänglich wurden, haben wir sie zur Vergleichung herangezogen und die Varianten mitgeteilt.

Herzlicher Dank gebührt Herrn Prof. Dr. Ernst Elster in Marburg, dem Herausgeber von Meyers Klassiker-Ausgaben, für manchen gern benutzten Wink, ebenso Herrn Dr. Paul Zaunert in Kassel, der sich mit regem Interesse der Redaktionsarbeit unterzog. Ferner gedenke ich mit warmer Dankbarkeit des schönen Herrensitzes, in dessen gastlichen Mauern diese Arbeit zu einem großen Teile entstand und mit freundlichem Interesse verfolgt wurde.

Rittergut Zöbigker bei Leipzig,
am 31. Oktober 1910.

Dr. Carl Schaeffer.

Herbstmonatsschluß

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wand'r' ich meine Straßen;
Welkes Laub, kein Vogel ruft,
Ach, wie stille, wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren eurer gelben Saat
Goldne Wellen sind zerronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet;
Durch die öden Haine weht
Heimweh – alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
Daß wir Wirtschaft uns besprechen

Herz, du hast dir selber oft
Weh gethan, und hast es Andern,
Weil du hast geliebt, gehofft,
Nun ist's aus, wir müssen wandern.

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine! —

Lenaus Leben und Werke.

1. Abstammung. Jugendjahre.

Im Lande der Magyaren empfing Lenau die Eindrücke der Knabenjahre; unweit Temesvar, in dem Marktflecken Csatád, im Komitat Torontál, wurde er am 13. August 1802 geboren. Die Familie der Niembtz, später Nimbtz, endlich Nimbsch und Niembsch, deren Mannesstamm mit dem Dichter Nikolaus Franz Niembsch im Jahre 1850 ausstarb, ist deutschen Ursprungs, wie schon ihr Name (nemec = deutsch) besagt, und ihr größter Sohn bezeichnete sich mit Recht als deutschen Dichter, mochte er auch bisweilen in fremder Umgebung mit seiner fernen ungarischen Heimat kokettieren, und mochten auch er und seine Ahnen auf vorgeschobenen Posten deutscher Kultur inmitten slawischer Völker erwachsen sein und sich deren Einfluß nicht völlig entzogen haben.

Lenaus väterliche Ahnen erscheinen schon im 16. Jahrhundert als Patrizier der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien (Regierungsbezirk Breslau). Ein Zweig des Geschlechts wurde nach Österreich verpflanzt, als des Dichters Urgroßvater um 1737 in kaiserliche Kriegsdienste trat; er brachte es darin bis zum Range eines Oberstleutnants. Obwohl er den Adel geführt hatte und sein Sohn sich als Leutnant sogar „Baron" nannte, hinterließ jener bei seinem Tode doch keine Adelsurkunde, und erst sein Sohn, Lenaus Großvater Joseph, geb. 15. August 1746, erlangte die Anerkennung des Adels. Die Familie nannte sich fortan in Erinnerung an den Ort ihrer Herkunft „Niembsch von Strehlenau". Joseph Niembsch war wie sein Vater ein fester tüchtiger Mann. In den Koalitionskriegen gegen Frankreich zeichnete er sich mehrfach aus; und als sieben Kriegsjahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren, erhielt er am 1. August 1795 einen wohlverdienten Ruheposten bei der „Militär-Monturs-Kommission" zu Altofen. Seine Gattin, eine Freiin Katharina von Kellersberg, war

eine energische, strenge und standesbewußte Frau, die schwer daran getragen haben mag, daß ihr Sohn Franz (geb. 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn), das einzig überlebende ihrer fünf Kinder, einen Lebensweg einschlug, der von dem durch Vater und Großvater gewiesenen bedenklich abwich und mit frühzeitigem Untergang endete. In den kleinen Garnisonen Oberungarns wild und ohne Aufsicht aufgewachsen, häufig in der leichtlebigen Gesellschaft junger Offiziere und Kadetten, von Natur leichtsinnig und dem Spiel nur allzu geneigt, lernte der „schöne" Niembsch nie, sein Leben in geregelte Bahnen zu lenken, eine Eigenschaft, der wir auch im Charakter seines Sohnes, des Dichters, wenngleich in anderer Ausprägung, begegnen. Am bedenklichsten zeigte sich dies in seinem Eheleben. Der stark sinnlich veranlagte junge Mann hatte sich, während er im Oktober 1798 bei den Eltern in Altofen weilte, in die reizvolle Therese Maigraber verliebt und flammende Gegenliebe gefunden. Das Temperament des Mädchens war nicht weniger heißblütig als das des Geliebten und die Leidenschaft der Liebenden füreinander so heiß, der Liebeskummer nach der Trennung des schon äußerst vertrauten Paares so groß, daß Franz Niembsch, der erst am 1. November 1798 als Kadett zu einem Dragonerregiment angenommen worden war, Ende Juni 1799 sein Entlassungsgesuch einreichte und sich am 6. August mit Therese vermählte.

Thereses Familie soll ungarischer Abkunft gewesen sein. Gleichwohl müssen wir starke germanische Einflüsse annehmen, auf die schon der deutsche Name Maigraber sowie der Mädchenname Schad hinweist, den Thereses Mutter, Magdalena Maigraber, führte, ehe die dreimal Verheiratete sich in erster Ehe mit dem „Oberfiskal der königlichen Freistadt Pest" Franz Maigraber vermählte, der früh verstarb.

Die Tochter hatte um ihre Liebe gegen den Widerstand ihrer Mutter und die abweisende Haltung der Schwiegereltern gekämpft und beschlossen, in den Tod zu gehen, falls sie Mutter würde, ohne Niembsch' Gattin zu sein. Erst als Therese der Entbindung bereits nahe war, willigte Magdalena Maigraber in die Verbindung mit Niembsch, der als leichtsinnig und dem Spiele ergeben bekannt war; am 28. August 1799 wurde das erste, früh verstorbene Kind, eine Tochter, geboren. Franz Niembsch' Eltern hatten dem Sohne mit Verstoßung und Enterbung gedroht; vertauschte er doch die eben erlangte verheißungsvolle militärische Stellung mit dem untergeordneten Posten eines königlichen kameral-

herrschaftlichen Amtsschreibers in Uj-Pecs, dann in Lippa an der Maros — wo am 5. Februar 1801 des Dichters geliebte Schwester Therese geboren wurde —, weiter in Csatád, endlich in Bogschan. Die Bedenken, die Magdalena Maigraber gegen die Heirat ihrer Tochter gehegt hatte, erwiesen sich als nur allzu berechtigt. Die Spielwut ließ deren leichtsinnigem Gatten keine Ruhe und brachte ihn und seine Familie mehr und mehr in Bedrängnis. Kaum scheint ein Skandal vermieden worden zu sein, zumal Franz Niembsch auch die eheliche Treue verletzte. Er verließ das Banat und entsagte, da seine Gesundheit von dem ausschweifenden Lebenswandel stark erschüttert war, Anfang 1805 dem Dienste. Seine Gattin fand mit den Kindern eine Zuflucht bei ihrer Mutter in Altofen. Er selbst wollte in Wien eine neue Zukunft suchen, trat aber dort verschwenderisch auf und kehrte erst auf dringende Vorstellungen seiner Gattin im Herbst zu den Seinen zurück. Mit diesen lebte er nun im Hause seiner Schwiegermutter, mehrfach unterstützt von den enttäuschten Eltern, die sich erst Ende 1806 mit ihm aussöhnten, nachdem fortschreitende Erschöpfung seiner Kräfte und wohl auch die Rücksicht auf seine Familie, die seit der Geburt der jüngsten Tochter Magdalene am 27. Juni 1804 wiederum drei Kinder zählte, ihn zu einem ruhigeren Lebenswandel gezwungen hatten. Aber die Umkehr kam zu spät; auch eine Badekur half nichts mehr. Am 23. April 1807 ereilte Franz Niembsch der Tod. Eine „derbe Maulschelle", die der Knabe von dem kranken, umsonst nach Ruhe verlangenden Manne erhielt, war die einzige Erinnerung, die Lenau von seinem Vater mit hinübernahm ins spätere Leben.

Thereses Niembsch' Eheleben war eine fürchterliche Enttäuschung gewesen, ein dauerndes Martyrium. Ist es da zu verwundern, daß sie, deren Liebe vom Gatten so frevelhaft gekränkt worden war, ihre Zuflucht zu dessen Ebenbild nahm, zu ihrem einzigen Sohne, dem kleinen Niki, und sich ihm mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit widmete, die über die Grenzen des Verständigen hinausging? Solange sie lebte, hat sie den Knaben und Jüngling in übertriebener Weise verwöhnt und dazu auch ihren Angehörigen das Beispiel gegeben, so daß er, der allerdings der Mutter ihre übergroße Liebe zeitlebens mit zärtlichster Anhänglichkeit vergalt, in früher Jugend schon gewöhnt wurde, auf die Fürsorge und Aufmerksamkeit anderer zu rechnen, und die Ausbildung seiner eigenen Tatkraft bedenklich ver-

nachlässigte. Die materielle Lage der Familie war dauernd bedrängt und dürftig. Sie besserte sich auch nur vorübergehend, als Therese Niembsch Anfang 1811 ihre Mutter beerbte. Ebensowenig brachte die Ehe, die Therese am 23. September 1811 mit dem Arzt Dr. Karl Vogel schloß, eine Besserung der Verhältnisse. Dieser war bisher Militärarzt gewesen und stand nun vor der Aufgabe, sich eine Praxis zu erwerben. In Pest konnte es ihm nur mit großer Mühe gelingen; und so siedelte man im März 1816 nach Tokaj über. Des jungen Nikolaus eben begonnene Gymnasialausbildung, die auf dem nach dem Vorbilde der Jesuitenschulen eingerichteten Gymnasium der Piaristen im Herbst 1812 ihren Anfang genommen hatte, wurde dadurch unterbrochen; Tokaj selbst hatte kein Gymnasium. Und nur dem offenbar bedeutsamen Einflusse eines jungen Mannes namens Joseph von Kövesdy war es zu danken, daß Nikolaus am 6. Juli 1817 auf dem Gymnasium zu Uyhely die Abschlußprüfung der ersten „Humanitätsklasse" glänzend bestand; Kövesdy hatte sich bewegen lassen, um seinen jungen Freund zu unterrichten, einige Zeit nach Tokaj zu kommen. Er wurde hier der begünstigte Verehrer der Schwester Therese; sein Tod im Jahre 1819 betrübte Lenau aufs tiefste. In jener Zeit wiederholten die Großeltern, nachdem Joseph von Niembsch am 8. Juli 1811 zum Obersten ernannt und Ende September 1812 Kommandant der Monturs-Ökonomie-Hauptkommission zu Stockerau (nördlich Wiens) geworden war, mit besonderem Nachdruck ihre schon früher bisweilen gemachten Versuche, die drei Enkelkinder unter ihre Obhut zu bekommen, da sie bei ihrer günstigen materiellen Lage für die Ausbildung und das Fortkommen der Heranwachsenden leicht sorgen konnten. Aber trotz Vorstellungen und Drohungen der Schwiegereltern, trotz ihrer eigenen gedrückten Lage konnte sich die Schwiegertochter nicht entschließen, auf das Zusammenleben mit ihren Kindern aus erster Ehe, zu denen sich auch noch zwei Töchter aus der Ehe mit Dr. Vogel gesellten, zu verzichten; mußte doch die von ihrer Zärtlichkeit verblendete Mutter nicht mit Unrecht fürchten, ihren Einfluß auf die Kinder, besonders auf den verhätschelten Niki, einzubüßen. Und da Tokaj zwar mancherlei landschaftliche Reize und ein buntes Leben bot, dessen Nachwirkungen wir bis in Lenaus letzte Gedichte verfolgen können, indessen keine Möglichkeit gewährte, Nikolaus eine sorgfältige Schulbildung zu verschaffen, so entschloß sich die verliebte Mutter um ihres

einzigen Sohnes willen, mit ihren fünf Kindern nach Pest zurückzukehren und den Gatten einstweilen allein in Tokaj zurückzulassen. Nikolaus erreichte auch in Pest das Ziel der neuen Gymnasialklasse mit nicht geringerem Erfolge als das der vorhergegangenen. Da aber Dr. Vogel seiner Familie nur spärliche Mittel zum Unterhalt aus Tokaj senden konnte und seine Gattin im Verein mit ihrer ältesten Tochter Therese aus weiblichen Handarbeiten nur kümmerliche Verdienste zog, stiegen Not und Entbehrung der Familie aufs äußerste. Wenn Nikolaus sich auch tapfer hielt und damals zielbewußt seine Pflicht erfüllte, so mögen diese Eindrücke, verstärkt durch den Aufenthalt in einem unwirtlichen Hause, in das Gemüt des Jünglings die ersten Keime der Schwermut gesenkt haben. Trotz alledem war er in jenen Knabenjahren ein fröhlicher Geselle, der bei den Streifereien seiner Altersgenossen nicht fehlte. Schon im Jahre 1811 hatte ihn sein Gitarrenlehrer Godenberg mit der Vogelstellerei vertraut gemacht. Und dieser Beschäftigung widmete er, besondes in dem ungebundenen Leben des Tokaier Jahres, einen großen Teil seiner freien Zeit. Erst Bedenken, die zartfühlende Frauen, besonders Emilie von Reinbeck, äußerten, haben Niembsch später die Freude an dieser Art des Jagdvergnügens genommen.

Ein Bruder der Mutter gab dem Neffen den Rat, den Großeltern eine Abschrift seiner Schulzeugnisse zu senden und sie nunmehr selbst um ihre Fürsorge für seine weitere Ausbildung zu bitten. Die Mutter war in der Schule der Entbehrungen mürbe geworden und vermochte den Vorstellungen ihres Sohnes keine Verstandesgründe entgegenzusetzen. So ließ sie es geschehen, daß ihr Niki am 4. September 1818 zu den Großeltern nach Stockerau abreiste; ihm schloß sich sogar heimlich die jüngste Schwester Magdalene an. Die Mutter besuchte ihre Kinder und kehrte dann nach herzzerreißendem Abschiede mit den drei übrigen zu ihrem Gatten nach Tokaj zurück. Die Großeltern scheinen darauf gesehen zu haben, daß der Verkehr zwischen ihren Pfleglingen und der Schwiegertochter nicht zu rege wurde; denn die leidenschaftlich-zärtliche Mutter machte es ihren Kindern nicht leicht, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Zwar brachte sie auch Therese, die unter Kövesdys Tode innerlich schwer litt, zu den Großeltern, um ihr Aufheiterung zu verschaffen. Aber nun quälte sie die Kinder in ihren Briefen mit ihrer Eifersucht, betrachtete sie

als Gefangene, bangte fortwährend um den Verlust ihrer Anhänglichkeit und geriet in heftige Erregung, wenn die Nachrichten von ihnen länger, als sie erwartet hatte, ausblieben. Dabei war der Großvater Niembsch offenbar ein durchaus wohlwollender Mann; und wenn die Großmutter auch eine gewisse herbe Strenge zeigte, so sorgte sie doch treulich für das Wohlbehagen ihrer Enkelkinder, verschaffte den jungen Mädchen Vergnügungen und hinderte Nikolaus nicht, seinen Neigungen nachzugehen, so oft er die Ferien in Stockerau verbrachte. In dem Jüngling war das Verständnis für die Erfordernisse des Lebens erwacht. Er wußte, daß es galt, sich und den Schwestern das bald zu erwartende beträchtliche Erbe der Großeltern zu erhalten. Und so bemühte er sich, in seinen Briefen an die Mutter, die uns deshalb etwas altklug anmuten, deren Besorgnisse um den Verlust der Liebe ihrer Kinder zu zerstreuen und ihre leidenschaftlichen Ausbrüche durch den Hinweis auf die Güte der Großeltern und die Hoffnung auf ein späteres, desto fröhlicheres Zusammenleben zu beschwichtigen. Gleichwohl hielt es die Mutter in Tokaj, wo ihres Gatten ärztliche Praxis sich eben günstig zu entwickeln verhieß, nicht aus, sondern siedelte mit den beiden jüngsten Töchtern nach Preßburg über, wohin ihr auch der nachgiebige Gatte alsbald folgte. Sie wollte ihrem Niki näher sein, der schon 1819 nach Wien übersiedelte, da er nunmehr an der Universität die philosophischen Jahrgänge zu durchlaufen hatte, die auf das akademische Fachstudium vorbereiten sollten. Das Ziel der untersten Klasse erreichte er nicht auf den ersten Anlauf, mochte nun seine Vorbildung nicht genügend gewesen sein oder seine Strebsamkeit unter den besseren äußeren Verhältnissen nachgelassen haben. Vielleicht hatte auch eine erste jugendliche Liebesregung, die indessen ohne weiteren Einfluß blieb, seine Aufmerksamkeit zu stark von den Studien abgezogen. Dagegen bestand er die folgenden Prüfungen glatt, einige davon mit Auszeichnung, die in Philosophie am 11. März 1820 sogar am besten unter 240 Mitschülern. Noch in den ersten Gedichten und besonders im „Faust" lassen sich die Einflüsse feststellen, die während dieser philosophischen Jahrgänge auf Lenaus Geist einwirkten. Dessen metaphysisches Denken wurde hier zuerst lebhaft angeregt durch die Professoren Weintridt und Rembold, von denen jener Religionswissenschaft, dieser, ein Schüler Kants und daneben Herbarts, Philosophie lehrte. Jener wurde schon 1820, dieser 1835 vom Lehramte entfernt;

die kritische Richtung der beiden Schüler der Aufklärung entsprach nicht dem Geiste, der in dem Österreich der Restauration mehr und mehr die Herrschaft erlangte. Mit dem Philologen Stein unterhielt sich Niembsch über die Unsterblichkeit der Seele. Kritik und zunehmende Skepsis gaben seinem Denken eine Richtung, die ihn von der durch die Mutter beeinflußten kindlichen Frömmigkeit seiner Jugendjahre vollständig ablenkte. Der Grüblersinn stellte sich jetzt ein, der seinem durch Anforderungen eines Berufslebens niemals anderweit in Anspruch genommenen Geist keine Ruhe gönnte und ihn bis ans Lebensende nicht zu einer festen Stellungnahme gegenüber den ihn dauernd bewegenden metaphysischen Problemen gelangen ließ. Auch haben diese Grübeleien vielleicht schon damals sein Gemüt verdüstert und dessen angeborene Empfindlichkeit verstärkt. Wenigstens zeigte sich die letztere verhängnisvoll, als einige barsche Worte der Großmutter imstande waren, ihn zum Bruche mit ihr und zu eiliger Entfernung aus dem Hause der Großeltern zu veranlassen.

Dies geschah während des Ferienaufenthalts in Stockerau, im Herbst 1821. Der erzürnte Niki wandte sich nach Wien zu Schwester Therese. Diese hatte am 15. August 1821 dem wackeren Anton Xaver Schurz, den sie im Hause der Großeltern bei einem von diesen veranstalteten Tanzvergnügen kennen gelernt hatte, die Hand zu einem glücklichen, später mit Kindern reichgesegneten Ehebunde gereicht. Und wie der Dichter an der Schwester mit zärtlichster Liebe hing, dem Schwager aufrichtige Freundschaft widmete und in beider Hause später gewissermaßen eine Heimat besaß, so vergalten ihm dieser biedere Mann, der für das Geistesleben seines „Bruders" in der Folge, namentlich als Lenaus Biograph, mehr kritiklose Bewunderung als Verständnis zeigte, und seine brave Gattin bis über das Grab hinaus treulichst Gleiches mit Gleichem, während die jüngere Schwester Magdalene im späteren Leben des Dichters gar keine Rolle mehr spielt, ja, von diesem einmal gegenüber Sophie Löwenthal als eine „sehr dumme Person" bezeichnet wird. Den vereinten Vorstellungen von Schwester und Schwager gelang es zunächst nicht, den Bruder zu einem Versuche der Aussöhnung mit den Großeltern zu bestimmen. Vielmehr eilte dieser weiter in die Arme seiner Mutter. Aber gegen Ostern 1822 wurde doch, mit Hilfe von Anton und Therese Schurz, eine Versöhnung herbeigeführt, zu der sich der weichere Großvater sofort, die

Großmutter erst, nachdem sie einen Nervenchok überstanden hatte, bereitfinden ließ. Darauf begab sich Nikolaus nach Preßburg, um hier den Beginn des neuen Studienjahres abzuwarten; das ablaufende war ihm infolge jener Zwischenfälle verloren gegangen.

Die Familie, der sich auch der Stiefvater wieder angeschlossen hatte, lebte dort wiederum in sehr beschränkten Verhältnissen. In dem nach seinen Besitzern so genannten „Scharitzer-Haus" bewohnte man zwei Zimmer, von denen das eine Nikolaus als Schlaf-, Wohn- und Arbeitsraum, außerdem der ganzen Familie und sieben Pensionären meist magyarischer Abkunft, mit denen die Unterhaltung häufig nur auf lateinisch geführt werden konnte, zum Speiseraum diente, während die anderen Familienmitglieder sämtlich in dem zweiten Zimmer schliefen; die Lagerstätten bestanden aus bloßem Stroh. Nikolaus, jünger als die meisten Pensionäre, fühlte sich gleichwohl diesen ebensosehr geistig überlegen wie seinen Familienangehörigen. An der Mittagstafel führte er vielfach das Wort; und er erregte eher geheime Bewunderung als Unwillen, wenn er, mehr noch mit philosophischen Studien als mit solchen des ungarischen Rechts beschäftigt, über jenen bis in späte Nachtstunden wach blieb und laute Monologe hielt.

In jener Zeit erfahren wir auch zum erstenmal von dichterischen Versuchen des Jünglings. Anfang Mai 1821 heißt es in einem Briefe aus Wien an die Mutter, seine Lieblingsbeschäftigung sei, „Gedichte zu lesen und schreiben". Der Mutter hofft er auch in Preßburg „einen oder einige Aufzüge des Trauerspiels" vorlesen zu können, das ihm „die schreckliche Muse", die er „vor allen andern" liebt, eingeben soll. Denn er hat den Plan gefaßt, „einen poetischen Nachlaß zu hinterlassen", den seine Kinder „in die Welt bringen" sollen. Wir dürfen der schüchtern ausgesprochenen Vermutung des Schwagers Schurz glauben, daß dessen lyrische Erzeugnisse, die in der Familie bekannt waren, den jungen Nikolaus auf die in ihm ruhende dichterische Begabung aufmerksam machten und zu deren Pflege ermunterten. Dem Einflusse von Schurz, mit dem Lenau in den Jahren 1823—28 viel zusammen las, ist es auch zuzuschrieben, daß er seine ersten Vorbilder nicht unter den Klassikern oder Romantikern, sondern bei den Dichtern des Göttinger Hains suchte; vor allem zu Hölty, Jacobi, Bürger und Klopstock schaute er mit Bewunderung auf. Während Schurz auf diesem Wege den Schwager in die deutsche Literatur einführte, ver-

mittelte ihm dieser, der zeitlebens ein tüchtiger Lateiner war, die ihm schon in früheren Gymnasialjahren gewordene eingehende Kenntnis des Horaz und namentlich des Seneca.

Im September 1822 las Niembsch im engsten Kreise einige seiner ersten poetischen Versuche vor. Aber nur ganz wenige von ihnen finden sich in der ersten oder gar einer der späteren Ausgaben der „Gedichte". Tiefergehende Erlebnisse mußten das Herz des jungen Dichters erschüttern, ehe er imstande war, mit seiner ersten Sammlung von 1832 im Sturme die literarische Welt zu erobern.

2. Berufsstudien. Berta Hauer.

Bald nach Lenaus Aussöhnung mit dem Großvater starb dieser am 3. Juli 1822. Der Jüngling war nun allein auf die Unterstützung der Großmutter angewiesen; und nicht ohne hitzige Kämpfe gelang es ihm, sich diese bis an ihren Tod zu erhalten. In Preßburg hatte er beschlossen, ganz bei der Philosophie zu bleiben, um einst in die akademische Laufbahn einzutreten. Er empfand den „gänzlichen Widerspruch" der juristischen Beschäftigung zu seinen Neigungen und betonte auf der anderen Seite seine Vorliebe für Philosophie. Die Großmutter überschaute die Schwierigkeiten, denen ein Lehrer dieser Wissenschaft im vormärzlichen Österreich ausgesetzt war, nur allzu gut und glaubte obendrein nicht recht an den Ernst der Absichten ihres Enkels. Aus ihren Auseinandersetzungen mit diesem ergab sich ein Drittes: Niembsch bezog — die Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg. Und abermals siedelte sich die Mutter mit ihren beiden jüngsten Kindern und dem Gatten in der Nähe des Sohnes an, in dem nur eine halbe Stunde entfernten Wieselburg; wieder lebte die Familie dort äußerst dürftig und hatte Dr. Vogel in dem ihm völlig fremden Orte nur sehr wenig ärztliche Beschäftigung. Nikolaus hatte im Mai 1821 zu Wien reiten gelernt; nun unternahm er ausgedehnte Ritte durch die Heiden bei Altenburg und die schier unbegrenzten des Alfölds. Des Dichters „Heidebilder" entstanden aus den dabei gewonnenen Eindrücken. Diese wirkten zusammen mit denen des Tokaier Jugendjahres als die ungarischen Heimaterinnerungen nach und bilden ein wichtiges Motiv in Lenaus Lyrik bis in seine letzten Lebensjahre.

Als sich Niembsch dem Studium der Landwirtschaft zuwandte, hatte ihn dazu namentlich das Beispiel Fritz Kleyles ermuntert, der

in Wien sein vertrautester Freund geworden war. Dieser konnte auf Förderung durch einen Oheim rechnen und brachte es auch nach Erledigung des Studiums bald zum Güterverwalter. Fritz Kleyle war eine offene und lebensfrohe Natur. Der Umgang mit ihm mag dem ernsten Niembsch zum Bedürfnis geworden sein; und dieser fühlte tief, was er verlor, als Kleyle unerwartet zu Anfang des Jahres 1836 starb. Aber des Dichters Interessen waren doch auf ganz andere Gegenstände gerichtet, als sie das praktische Gebiet der Landwirtschaft, das ihn zunächst vielleicht gerade um des Kontrastes willen anzog, darzubieten vermochte. Im März 1823 erschien er daher plötzlich bei Schwester und Schwager in Wien, vermutlich schon damals mit dem später durchgeführten Plane, sich der Medizin zuzuwenden. Die Großmutter wollte nichts von einer neuen Schwenkung ihres Enkels wissen und versagte ihm daher anfangs ihre Unterstützung.

Dagegen folgte ihm wiederum die Mutter mit der gesamten Familie in die Kaiserstadt. Niembsch wohnte mit seinen Freunden Joseph Klemm und Keiller jahrelang zusammen und bezog im Herbst 1827 mit ihnen und seinen Angehörigen eine gemeinsame Wohnung, nachdem die heftigen nächtlichen Diskussionen der drei Freunde die Kündigung ihrer ersten Behausung veranlaßt hatten. Vor dem Herbst 1823 konnte nun Lenau sein Studium nicht wieder aufnehmen; er verlor deshalb abermals eine geraume Zeit für seine Ausbildung. In der Zwischenzeit tat er wenig und besuchte fleißig Neuners „Silbernes Kaffeehaus", den Hauptsammelplatz der Literaten des vormärzlichen Wien, das bis zum Unglücksjahre 1844, so oft er in Wien weilte, sein Hauptquartier daselbst blieb.

Zu Beginn des Studienjahres 1823/24 mußte Niembsch in den dritten philosophischen Jahrgang eintreten, den er noch nicht durchlaufen hatte. Er bestand im August 1824 die Prüfungen gut und machte sich im Herbst desselben Jahres an das Studium des deutschen Rechts. Dazu hatte er sich schließlich entschlossen, da er mit der leichter zu erlangenden Kenntnis des in Preßburg studierten ungarischen Rechts nicht auf eine seinem Stande entsprechende Anstellung rechnen konnte. Wenngleich er jetzt sehr unregelmäßig arbeitete und bisweilen Prüfungen nachträglich, aber immer mit gutem Erfolge ablegte, trat er doch im November 1825 ins zweite juristische Studienjahr ein. Indessen fand er bei alledem keine Befriedigung: im November 1826

schwenkte er aufs neue um, diesmal tatsächlich zur Medizin. Eine gefährliche Erkrankung an Halsentzündung, vielleicht Diphtherie, zu Weihnachten 1825, die ihn verhinderte, Freund Kleyle in Altenburg zu besuchen, und von der ein Krampf im Schlunde noch bis in spätere Lebensjahre zurückblieb, mag dazu beigetragen haben, ihn neuerdings auf die Heilkunde hinzuweisen. Die Großmutter, die nach dem Tode ihres Gatten mit Magdalene ebenfalls nach Wien übergesiedelt war, schüttelte diesmal nur den Kopf, entzog aber dem Unsteten ihre Unterstützung nicht.

Bis in den Herbst 1830 hinein hielt es Niembsch bei den medizinischen Studien aus, legte die Prüfungen mit gutem, bisweilen trefflichem Erfolge ab, verlor freilich auch das Studienjahr 1828, weil er sich auf die Examina nicht rechtzeitig vorbereitet hatte. Schurz führte den Schwager in jenen Jahren ins steirische Hochgebirge ein, mit dessen großartiger Natur der Dichter zeitlebens besonders innig verwachsen blieb. Gewöhnlich unternahmen beide während der Herbstferien ausgedehnte Wanderungen, und die hierbei gesammelten Eindrücke begegnen uns als eines der bedeutsamsten Motive in Lenaus gesamtem lyrischen Schaffen. In späteren Jahren war meist Gmunden am Traunsee Ausgangspunkt oder Ziel der Wanderer; denn beide hatten in Matthias Schleifer, der 1829 Pfleger der kaiserlichen Salinenherrschaft Ort bei Gmunden geworden war, einen nahen Freund gewonnen. Schleifer trat 1830 mit „Poetischen Versuchen" hervor, und so gestalteten sich die Begegnungen der drei Freunde in der Regel zu begeisterten Mitteilungen ihrer neuesten lyrischen Erzeugnisse. Andere längst vertraute Natureindrücke wirkten bedeutsam auf Lenau ein, so oft er Fritz Kleyle während der Ferien in Ungarisch-Altenburg besuchte und sich dann auf der weiten ungarischen Steppe tummelte.

Da starb am 26. September 1830 die Großmutter und hinterließ ihren drei Enkeln ein Vermögen von 30000 Gulden in Silber. Ohne zu bedenken, daß die Zinsen von 10000 Gulden seine Ausgaben nicht decken konnten, ohne auf die Freunde, besonders Schleifer, zu hören, die dringend rieten, doch wenigstens die Berufsausbildung abzuschließen, gab der des Lernens überdrüssige Niembsch auch das fast beendete Studium der Medizin auf und beschloß, nach Stuttgart zu wandern, um dort seine gesammelten und gesichteten Gedichte, da

er sie in Österreich wegen der Zensurschwierigkeiten, wie er voraussah, nicht erscheinen lassen konnte, zum Druck zu befördern. Mehr zur Beschwichtigung seiner Freunde sprach er die Absicht aus, in Würzburg oder Heidelberg den Doktorhut zu erwerben.

Das stärkste Band, das den Dichter an Wien fesselte, war zerrissen; schon am 24. Oktober 1829 war die heißgeliebte Mutter einem monatelangen qualvollen Krebsleiden erlegen. Die Großmutter hatte auch hier für ausreichende ärztliche Hilfe gesorgt. Aber diese vermochte nichts mehr; Gatte und Töchter pflegten sorgsam eine Sterbende. Namenlos litt der Sohn, als er dieses Leiden mit ansehen mußte. Noch im Jahre 1833, nach der Rückkehr von Amerika, schrieb er an Schurz: „Was Abgründe, was Meerestoben! das ist nichts; aber Todbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste. Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen hatte, mußt' ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen." Verwandt klingt es noch lange in den Versen des Dichters nach, der den Schmerz über diesen Verlust zeitlebens gepflegt hat. Nie ist er wieder mit solcher Entsagungsfreudigkeit von einem Weibe geliebt worden; nie hat ihm liebevolle Aufmerksamkeit anderer Frauen die Fürsorge der Mutter zu ersetzen vermocht, eine Fürsorge, die bis auf die kleinsten Bequemlichkeiten ausgedehnt war und dazu führte, daß Lenau namentlich bei Frauen stets auf eine Hingabe rechnete, die ihm alles das mit hilfreicher Bereitwilligkeit entgegentrug, um dessentwillen weniger verhätschelte und tatkräftigere Naturen sich selbst zu bemühen pflegen. Auf die Erziehung des Dichters ist daher der Einfluß der Mutter nicht günstig gewesen. Den lebhaften Ausbrüchen ihres Affekts fehlte als Gegengewicht der besonnene und entscheidende männliche Rat, den der junge Niembsch auch bei dem bejahrten Großvater oder gar bei dem schwächlichen Stiefvater nicht finden konnte. So blieb er schon frühzeitig in seinen Entschlüssen im wesentlichen sich selbst überlassen. Und als diese wiederholt geändert wurden, fand die Mutter kein Wort bedenklichen Widerspruchs, sondern folgte blindlings allen Kreuz- und Querpfaden ihres Lieblings. Diese hauptsächlich vom Affekt geleitete Behandlung der Probleme des Lebens übernahm Niembsch als verhängnisvolles Erbteil von seiner Mutter. Er ist dabei ein er-

folgreicher Dichter geworden, aber auch ein unbefriedigter Mensch, der sich mit den Härten und Forderungen des Lebens niemals abzufinden vermochte. Festzustellen, inwieweit sich mehr die Anlagen des Vaters oder die der Mutter im Charakter des Dichters widerspiegeln, ist kaum möglich und fördert nur wenig; denn die von den Eltern ererbten Züge erscheinen bei ihm in völlig anderer Ausprägung als bei jenen. Wer aber in Lenaus Leben hineinblickt, wird das Bild seiner Mutter nicht übersehen können, schon weil es des Dichters Idealbild weiblicher Hingabe geblieben ist. Und wir müssen von hier aus zu verstehen suchen, wie schwer ihn zeitlebens der Gedanke gepeinigt hat, *seine* erste hingebungsfrohe Liebe an eine Unwürdige weggeworfen zu haben.

Es waren offenbar rein sinnliche Motive, die den Dichter noch im Jünglingsalter auf mehrere Jahre eng an ein Mädchen fesselten, die aus den weniger gebildeten Volksschichten stammte und ihm nichts zu geben vermochte als ihre jugendlichen Reize. Lenau machte Adalberta Hauers Bekanntschaft im Sommer 1821 in Wien. Er ging dann nach Ungarisch-Altenburg, und es kam zu keinen näheren Beziehungen. Bald nach seiner Rückkehr nach Wien (Mai 1823) aber entwickelte sich ein immer engeres Verhältnis. Des Mädchens Mutter Margarete war Haushälterin bei einem Beisitzer des Wiener Stadtgerichts. Nunmehr gab sie diese Stellung auf und bezog mit der Tochter eine dürftige Wohnung in Niembsch' Nähe. Dieser brachte manchen Nachmittag und Abend bei „Berta" und ihrer Mutter zu und hatte alle Mühe, für den Unterhalt der arbeitsscheuen Frauen sorgen zu helfen. Er geriet darüber in mancherlei Geldnöte, aus denen ihn auch die Hilfsbereitschaft der selbst in diesem Falle zu ihrem Sohne haltenden Mutter nicht befreien konnte. Fritz Kleyle wurde der Vertraute der jungen Liebe. Ihm schwärmte Niembsch von dem „armen, vaterlosen, verlassenen Mädchen von 15 Jahren" vor, dem er sein Herz geschenkt habe, „mit dem festen Entschlusse, es nicht zurückzunehmen", wenn sie es nur in der Folge so zu schätzen wisse wie jetzt. Zwar entbehre sie „einer eigentlichen Bildung". Aber wenn Niembsch als Grundzug ihres Charakters „tiefes Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborenen Sinn fürs Schöne und Schickliche" rühmen zu dürfen glaubte, so knüpfte der Verliebte daran die Erwartung, ihr ganzes Wesen „bei des Mädchens großer Anhänglichkeit" an ihn immer mehr dem seinigen anpassen

zu können und einst „schöne Tage an ihrer Seite“ zu durchleben. Am Ostersonntage 1826 berichtete Niembsch dem Freunde von „ganz eigentümlichen Freuden“, die er, „ohne Priester zu sein“, unter dem „ehrwürdigen Namen Pater Nikolaus“ genieße. Aber diese Freuden scheinen kurz gewesen zu sein. Anfang Juni hatte „das schöne Gewebe“ seiner Freuden „einen gewaltigen Riß bekommen“. Und dort, wo seine „güldene Phantasie ein Blütenbeet“ gesehen hatte, zeigte sich ihm nun ein „gewaltiger Fels“. Margarete Hauer war eine Kupplerin und Berta höchstwahrscheinlich ihr uneheliches Kind. Aus selbstsüchtigen Motiven hatte jene den Verkehr des jungen Edelmannes mit ihrer Tochter geduldet und gefördert. Dieser hatte die ganze Fülle der ersten Leidenschaft dem geliebten Mädchen entgegengebracht und ihr begeistert gehuldigt. Da mußte er gewahr werden, daß Berta ihm nicht treu war; selbst die frühere Reinheit der Geliebten erschien ihm zweifelhaft. Niembsch wußte nicht einmal, ob Bertas wahrscheinlich am 13. März 1826 geborene Tochter Adelheid Magdalena, deren Taufpatin seine Schwester Magdalene war, auch als sein Kind anzusehen sei. Dahin war das Vertrauen in Bertas bildsames Gemüt, verschleiert der freundliche Ausblick in die Zukunft. Die niedrige Gesinnung Bertas und ihrer Mutter zeigte sich immer mehr; nach „einigen sehr heftigen Auftritten“ lockerte sich das Verhältnis, schleppte sich ersterbend noch längere Zeit hin, bis Niembsch im Juli 1827 von Ungarisch-Altenburg aus, wo er zu Besuch bei Kleyle weilte, einen endgültigen Absagebrief an Berta richtete.

Niembsch war von diesen schmerzlichen Erfahrungen „bis ins Mark verletzt“, und seine Seele blieb „empfindlich auf immer“. Es war keine Übertreibung, wenn er damals von sich behauptete, „wie ein angeschossenes Wild“ durchirre er „den Wald des Lebens“. Sein Stolz war und blieb aufs äußerste gekränkt; nie verwand er es, daß er sich und seine volle, reine Liebe weggeworfen hatte an ein seiner unwürdiges Weib. Das nagte an ihm, stöhnte als erstes wahrhaftes Weh seines Lebens aus seinen damals entstandenen Liedern und wurde von ihm, bisweilen mit einer gewissen Koketterie, gepflegt und bewahrt als „das unglückliche Geheimnis“ seiner Jugend, noch als er es im Sommer 1837 der zarten Teilnahme Sophie Löwenthals anvertraute.

3. Schwaben.

Seit dem Jahre 1830 haben wir es recht eigentlich mit dem Dichter zu tun, der damals unter dem Namen „Lenau" (den zwei letzten Silben seines Adelszunamens „Strehlenau") mit dem „allegorischen Traum" „Glauben. Wissen. Handeln"[1] in der von C. Spindler herausgegebenen Münchener „Damenzeitung" zum ersten Male vor das literarische Publikum trat. Stärker denn je stand das von Metternichs „System" beherrschte Österreich damals im Zeichen der Reaktion; Polizei und Zensur sorgten für die behagliche Ruhe des Thrones Franz' I. Dies hatte schon den Grafen Anton Alexander von Auersperg (1806—76) veranlaßt, seine ersten dichterischen Werke im Auslande erscheinen zu lassen und sich vor den Nachstellungen der heimischen Behörden unter dem Decknamen Anastasius Grün zu verbergen. Er war es nun auch, der den Abdruck jenes Gedichtes in dem Münchener Blatte veranlaßte. Wahrscheinlich hat er Lenaus Blicke auf die bedeutenden Verlagshäuser Stuttgarts gelenkt; denn dort waren 1830 bei Hallberger seine „Blätter der Liebe" und „Der letzte Ritter" erschienen. Lenau und Grün waren Freunde geworden und sind es, abgesehen von vorübergehenden Mißhelligkeiten und einer Abkühlung der Beziehungen während der Zeit, in der Auersperg fern von Wien zurückgezogen auf seinem Schlosse lebte, dauernd geblieben. Die beiden gemeinsame, allerdings von Grün stärker betonte Tendenz politischer Freiheit, als deren gelobtes Land ihnen die Vereinigten Staaten von Nordamerika erschienen, die Gemeinsamkeit des Adelsstandes und einer hohen, ernsten Auffassung vom Berufe des Dichters sowie gegenseitige Wertschätzung der dichterischen Erzeugnisse hat beide in Treue zueinander erhalten. Am schönsten bewährte sich diese, als Grün im Jahre 1851 Lenaus „Dichterischen Nachlaß" herausgab und 1855 die erste Gesamtausgabe der Werke des Freundes in mustergültiger Weise besorgte. — Im Mai 1831 wurde ein weiteres Gedicht Lenaus, „Die Zweifler"[2], auf Vermittelung des damals in Berlin weilenden Schriftstellers Braun von Braunthal (geb. 1802 in Eger) in dem dort erscheinenden Blatte „Der Freimütige" abgedruckt. Braunthal, der selbst bereits als Dichter hervorgetreten war, interessierte sich auch für die Herausgabe der Gedichte des mit ihm damals eng befreundeten Niembsch, veranlaßte deren

[1] Vgl. S. 57 dieses Bandes. — [2] Vgl. S. 54 dieses Bandes.

Kopie und gab weitere Winke. Einen Verleger, wie Lenau gehofft hatte, verschaffte er diesem aber nicht in Berlin. So schlug Niembsch denn den Weg nach dem Schwabenlande ein. Dort blühte eine zwar anspruchslose, aber anerkannte Dichterschule, ein Abkömmling der Romantik; und die lyrischen Erzeugnisse dieses Kreises gehörten zu den bedeutsamsten Erscheinungen der damaligen deutschen Literatur auf dem Gebiete der rhythmisch geformten Poesie. Lenau, der zeitlebens über der Form seiner Gedichte sorgfältig gewacht hat, konnte bei jenen Dichtern auf Förderung hoffen, wenn nur erst einige seiner Lyrika in dem bei Cotta erscheinenden einflußreichen Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände" Aufnahme gefunden hatten, dessen poetischen Teil damals Gustav Schwab (1792—1850) redigierte.

Ängstlich sah Therese Schurz den Bruder, für den sie nunmehr mütterlich sorgte, von sich ziehen; sie flehte ihn an, „nichts Außerordentliches" zu beginnen. Schon bewegte den Dichter insgeheim der Gedanke, die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufzusuchen, das gelobte Land der Freiheit und des müheloſen Gelderwerbs. Sein Vermögen war infolge unglücklicher Börsenspekulationen auf fast die Hälfte zusammengeschrumpft. Desto mehr mußte Niembsch auf materiellen Gewinn bedacht sein; ein großer literarischer Erfolg oder rasche Kapitalsvermehrung in Amerika, am besten aber beides, konnten leichter dazu verhelfen als ein in den engen Grenzen beruflicher Tätigkeit ohne Sensationen still sich bewegendes Dasein. Die Reise ging über Gmunden, wo Niembsch am 3. Juli 1830 eintraf, den Traunstein bestieg und mit Freund Schleifer „einige Götterstunden" verlebte, dann über Salzburg und München nach Karlsruhe, das er am 20. Juli erreichte. Mit offenem Blick für die Eigentümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner durchfuhr der Dichter zum ersten Male die Gegend, die er später so oft, meist in Hast und häufig im Unmut, durchquerte. Von Karlsruhe aus sandte er am 21. Juli an Gustav Schwab sein Gedicht „Der Gefangene"[1] nebst einem von Schleifer, „An den Schmerz", mit der Bitte, beide ins „Morgenblatt" aufzunehmen. Obwohl in Spannung, ob Schwab sein Gedicht abdrucken werde, begab sich Niembsch doch zunächst am 23. Juli nach Heidelberg, an dessen Universität er „vor einem, vielleicht in einem halben Jahre" das Ziel seiner medizinischen Studien zu erreichen ge-

[1] Vgl. S. 40 dieses Bandes.

dachte. Am 9. August aber wurde Schwab, der unter den massenhaft bei ihm einlaufenden Sendungen der des unbekannten Autors zunächst keine Beachtung geschenkt hatte, von Niembsch' Besuche überrascht, der in Begleitung eines Lohnbedienten bei ihm erschien, um sich die Antwort persönlich zu holen. Gerade war auch Gustav Pfizer zugegen, und Schwab fand Gelegenheit, in seinem Zimmer rasch einen Blick in die Gedichte zu werfen. Vielleicht trug mehr die fremdartige Erscheinung des Dichters selbst als das nicht sehr bedeutende eingesandte Gedicht dazu bei, Schwab in erhöhte Stimmung zu versetzen; freudig hieß er den Dichter und sein Werk willkommen. Begeistert aber erschlossen sich die Herzen, als am Abend Schwab und Niembsch in einem Leseverein zusammentrafen. Dort las Schwab selbst mehrere Gedichte Lenaus „mit großem Feuer" vor. Und als die anderen gegangen waren, ließ der aus Klingsors Vaterlande Herbeigekommene vor Schwab und Gustav Pfizer „immer herrlichere" Weisen erklingen; verbrüdert schied man lange nach Mitternacht. Lenau reiste am nächsten Tage nach München ab, kehrte aber schon nach einer Woche zurück und wohnte nunmehr vier Monate lang mit geringen Unterbrechungen im Hause Schwabs, dessen Gattin Sophie ihm ebenfalls eine innige Freundin wurde. Sie und ihr Gatte sind es gewesen, die den österreichischen Freund in Schwaben heimisch machten und bei den Dichtern ihrer Heimat einführten. Rasch erschloß sich dem Ankömmling das Interesse eines politisch und ästhetisch lebhaft bewegten Kreises; und Niembsch gewann bald einige Freunde, die ihm für sein weiteres Leben und bis übers Grab hinaus in Treue zugetan blieben.

Mehr auf dem Gefühle der Achtung beruhten Lenaus Beziehungen zu Ludwig Uhland (1787—1862). Niembsch suchte ihn in Tübingen, wo Uhland damals (1829—33) Professor der deutschen Literatur war, auf und ist später öfter mit ihm zusammengetroffen; doch haben sich keine lebhaften Wechselbeziehungen daraus entwickelt. Einen überschwenglichen Freundschaftskult widmeten dagegen dem österreichischen Dichter Karl Mayer (1786—1870), damals (1824—43) Oberjustizrat und Oberamtsrichter in Waiblingen, und Justinus Kerner (1786 bis 1862), zu Lenaus Zeit (1819—51) Oberamtsarzt in Weinsberg, denen ihn ebenfalls die Empfehlung Schwabs zuführte. Obwohl Mayer bereits 45 Jahre zählte, schloß er sich an Lenau doch mit einer „Freundeszärtlichkeit" an, die nach dessen eigenem Bekenntnis „unter die mora-

lischen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundesgenie". Und Lenau vergalt Mayers Anhänglichkeit nicht bloß dadurch, daß er ihn für den „liebenswürdigsten, herrlichsten Menschen auf Gottes weiter Erde" erklärte und ihn schwärmerisch in den mit Schurz bestehenden Freundschaftsbund aufnahm. Er vermittelte auch die Herausgabe von Mayers „Liedern" (1833) bei Cotta, nahm regen, bisweilen beratenden Anteil an der bescheidenen lyrischen Produktion des Freundes und bewahrte seinem sinnigen Gemüte dauernd treue Anhänglichkeit. Ähnlich schwärmerisch begannen und in gleicher Wärme erhielten sich die Beziehungen zu dem gemütvollen Justinus Kerner, der gleich in den ersten Monaten der Bekanntschaft Niembsch' die leidenschaftlichsten Vorwürfe machte, weil dieser den neugewonnenen Freund längere Zeit ohne Nachricht von sich ließ. Im grünbelaubten „Kernerhaus" zu Weinsberg, in dem „Rickele", Kerners Gattin, als duldsame Hausfrau waltete, hat Niembsch oft geweilt und manches gedichtet. Sein Stammquartier war ein alter Turm, den Kerner im altdeutschen Stile herrichten und dessen Fenster er mit bunten Scheiben versehen lassen hatte. Und noch ein anderes Herz fiel dem Dichter mit Leidenschaft zu: das des ritterlichen, leicht entflammten, auch lyrisch produktiven Grafen Alexander von Württemberg (1801—44), eines Vetters des Königs. In ihm gewann Niembsch einen gleichalterigen Freund, der alles tat, um seinem schwärmerisch geliebten „Miklosch" Liebes zu erweisen. Auch in seinen Gedichten hat sich Alexander vielfach von der Lyrik des Freundes abhängig gezeigt. Auf seinem Landsitze Serach bei Eßlingen genoß Niembsch oft die Freuden eines aristokratischen Wohllebens. Im offenen, mit zwei windschnellen ungarischen Pferden bespannten Wagen flog man dahin, und so erschienen die Freunde bisweilen bei Kerner, erfrischt von der Fahrt und angeregt zu lebhafter Unterhaltung. Auch in ernster Lage stand Niembsch dem Freunde bei; er begleitete den Grafen, als dieser im September 1836 in Ulm ein Duell hatte. Beide kamen damals von Wien; dort hielt sich Alexander, dessen Gattin eine ungarische Gräfin war, mehrfach längere Zeit auf. Am 17. Juni 1844 sahen sich die Freunde zum letztenmal in Serach; bald darauf erfuhr Niembsch tief erschüttert Alexanders Tod. Und noch im Wahnsinn bedeckte er sich mit dem „Alexandermantel", dessen Biberpelzkragen ein Geschenk des Freundes war. Zu Alexanders Schwester, der jungen und lieblichen Gräfin Marie, scheint Lenau eine stille Neigung gehegt zu haben. Im

„Faust" und auch sonst öfter feiert er ihren Namen; mit reger Teilnahme verfolgte er ihren Lebensgang. Gleich bei seinem Eintritte in Stuttgart hatte Lenau mit dem Schriftsteller Gustav Pfizer (1807—90) Brüderschaft geschlossen. Und wenn er auch später in dessen Gemüt eine Abkühlung der Gefühle für ihn und eine gewisse Verbitterung wegen der schlechten Aufnahme seiner Gedichte wahrzunehmen meinte, so bewies doch Pfizer gerade in den Unglückstagen des Jahres 1844 ehrlich seine ungeminderte Treue. Zwischen dem bekannten Publizisten Paul Pfizer (1801—67) und Niembsch haben weniger nahe Beziehungen bestanden.

Cotta nahm die „Gedichte von Lenau" in Verlag für ein Honorar von 50 Dukaten. Auch diese wertvolle Verbindung hatte Schwab angebahnt; mit Ausnahme der Ausgaben der „Neueren Gedichte", die 1838 und 1840 bei Hallberger in Stuttgart herauskamen, sind sämtliche Werke Lenaus bei Cotta erschienen.

So war der junge Dichter mit einem Schlage in eine Welt neuer und reicher Eindrücke versetzt; man hatte Interesse für ihn geschöpft und bemühte sich, ihn kennen zu lernen. In jener Zeit begann schon die Verhimmelung Lenaus durch die schwäbischen Frauen, die sich in der Folge, als er der weitberühmte Dichter der Schwermut geworden war, auch bei den Wiener Frauen äußerte, ja, zu brieflichen Kundgebungen weit entfernt lebender weiblicher Seelen führte und auf den von Natur eitlen Dichter, der sich nun seiner Unwiderstehlichkeit immer mehr bewußt wurde, nicht günstig einwirkte. Das treffendste Beispiel solcher dem Dichter gewidmeten schwärmerischen Begeisterung gibt Emma von Suckows (Niendorf) Büchlein „Lenau in Schwaben". Zwar lernte Niembsch die etwas exaltierte Frau erst im Jahre 1840 im Reinbeckschen Hause kennen. Aber von da ab sah man sich öfter, und Emma von Suckows Schwester Agnes von Galatin, die eine gute Singstimme besaß, trat ebenfalls in freundschaftliche Beziehungen zu dem Dichter. Dessen Wirkung auf Frauen und Männer weicheren Charakters beruhte sicherlich nicht wenig auf dem Fremdländischen seiner Person und äußeren Erscheinung, an der für die Schwaben ein exotischer Reiz haftete. Damals trug Lenau gewöhnlich einen schwarzen, mit einigen Schnüren verbrämten Rock. Seine stets sorgfältige und gewählte Kleidung erschien Karl Mayer bisweilen etwas gesucht. Die Gliedmaßen waren zart, die Gestalt selbst aber gedrungen. Das Haupt zeigte edle

Formen; die Stirn war hoch und frei. Während die Nase der Schönheitsnorm entsprach, erschien das Kinn charakteristisch „wie abgehackt", der Mund etwas breit und sinnlich. Ein dunkles, soldatisches Schnurrbärtchen überschattete ihn; später gesellte sich dazu ein gleichfarbiger Backenbart, während das Kinn stets „glatt wie Sammet" blieb. Da Lenaus Gesichtsfarbe gelblich, oft bleich war und die Backenknochen etwas hervorragten, fand man slawischen Typus in seinem Äußeren, ohne daß doch damit dessen slawische Herkunft bewiesen werden könnte. Auch die nicht sehr üppigen Haare waren dunkel. Tiefe freundliche, bisweilen sinnend auf dem Redenden verweilende Blicke kamen aus warmen, dunklen Augen. Sie waren es vor allem, im Verein mit der weichen, sonoren Stimme, die oft die melancholischen Anwandlungen des Dichters verrieten und dann das tiefe Mitgefühl hilfsbereiter Frauen herausforderten. Lenau sprach das Deutsche mit leichtem österreichischen Akzent, der beim Vorlesen auf die Schwaben „gleich einer sanften Musik" wirkte, zumal er jegliches rednerische Pathos dabei vermied. Des österreichischen Volksdialektes war er indes nicht mächtig, und erst im Wahnsinn redete er bisweilen in Stil und Sprache eines Wiener Hausknechts. Das Ungarische beherrschte er nicht einmal mit einiger Fertigkeit.

Zu mancher seiner Beziehungen verhalf Niembsch seine leidenschaftliche Liebe zur Musik. Und er wäre wohl in der Ausübung dieser Kunst ein Meister geworden, hätte ihn nicht das Schicksal zum Dichter bestimmt gehabt. Schon früh war Niembsch mit der musikalischen Kunst vertraut geworden. Als sich im Jahre 1811 die materiellen Verhältnisse seiner Mutter vorübergehend besserten, ließ diese ihren Niki von einem jungen Halbwelschen aus Friaul, namens Godenberg, im Gitarrespiel unterrichten. Diesem Lehrer, dessen Einfluß sich nicht bloß auf das Musikalische beschränkt zu haben scheint, machte der Schüler alle Ehre; noch in späterer Zeit hören wir oft sein treffliches Spiel auf der Gitarre rühmen, und nach der Ankunft in Amerika konnte ihm ein junger Student allen Ernstes den Vorschlag machen, ihn auf einer musikalischen Rundreise durch Amerika und Australien als Gitarrenvirtuos zu begleiten. Indessen war die Geige, die er ebenfalls 1811 zu spielen begann, Lenaus Lieblingsinstrument geworden. In ihr fand er „Menschenlaut", an der Gitarre dagegen „zuviel Holz"; deshalb war ihm wohl auch das Klavier „mit seinen

vorbereiteten hölzernen Tönen" verdächtig. Vielleicht hinderte ihn nur die als etwas barsch geschilderte Art seines ersten Violinlehrers, des Pfarrschullehrers Joseph Czerny in Pest-Josephstadt, sich schon früher zu dem ausgezeichneten Geiger zu entwickeln, als der uns Niembsch später von allen, die ihm nahetraten, mit Worten der Bewunderung geschildert wird. Im Jahre 1820 hatte er in Wien Unterricht bei einem der ersten Geiger der Stadt, Joseph von Blumenthal. Und wenn es offenbar weniger die Technik gewesen ist als die slawisch anmutende Leidenschaftlichkeit und der bezaubernde Wohlklang seines Spiels, so scheint Niembsch die letztere Eigenschaft jenem Lehrer zu verdanken. In Preßburg verkehrte er viel mit einem höheren Militär namens Guadagni, der die Geige virtuos spielte. Auch bildete er dort mit einigen Kommilitonen „eine förmliche Musikbande", die musizierend die Straßen durchzog. In der Kajüte auf der Reise nach Amerika, in der Neuen Welt selbst, bei Kerner in Weinsberg und besonders in Wien in vielen einsamen Stunden „strich" er die Geige, vertraute er dem Instrument, das er noch im Wahnsinn wie ein Kind pflegte und behütete, besonders seit es ihm im Jahre 1840 gelungen war, eine echte Guarneri zu erwerben, alle Schmerzen seiner düsteren Seele an und legte namentlich später in sein Spiel alle Sehnsucht, alles Verlangen seines unglücklich liebenden Herzens. „Es war ein wildes Aufjauchzen, dann ein sterbendes Verzittern, es weinte und lachte aus den Saiten... Es war kein bestimmtes Musikstück, ein kühnes Improvisieren, ein wild-schönes, todtrauriges, zum Sterben wehmütiges Lenausches Gedicht." So schildert ein Zeitgenosse sein Spiel. Hatte Lenau dann, wie es oft geschah, bis tief in die Nacht hinein in dieser Weise musiziert, alle seine Affekte sich austoben lassen und sein Nervensystem aufs äußerste erregt, so war er nach schlafloser Nacht finster und verstört und sah elend aus. So trieb er es namentlich in den letzten Jahren seines Lebens, als er obendrein seinen Ehrgeiz darin suchte, sich technisch möglichst zu vervollkommnen. Bisweilen hat er wohl ernstlich daran gedacht, eine Konzertmeisterstelle zu erstreben oder gar in der Neuen Welt als Konzertgeber aufzutreten. Im Jahre 1841 wurde fleißiger gegeigt als gedichtet; der Wiener Meister Karl Groß war damals Lenaus Lehrer, und der Dichter äußerte für diesen, den er besonders als Beethovenspieler rühmte, eine geradezu zärtliche Verehrung.

Beethovens Kunst war es, die den Dichter schon früh mit ihrer affektaufwühlenden Gewalt ergriff und ihn dauernd im Banne hielt, während eine anfangs große Vorliebe für Schubert, dessen Lieder er selbst in Schwaben einführte, später abflaute und auch Mozart ihm nichts zu bieten vermochte, weil er ihm „gar zu lustig" war. Am Wiener Musikleben, in dessen Mittelpunkt damals naturgemäß die Pflege Beethovens stand, nahm Lenau besonders im Winter 1835/36 teil. In Stuttgart empfand er bisweilen die „lange Abstinenz von Beethoven" schmerzlich, und erst in den letzten Jahren bot sich ihm dort bisweilen Ersatz, wenn ihm Freundinnen des Reinbeckschen Hauses oder sein Freund Karl Evers (1819—75) Klavierkompositionen des Meisters vorspielten, denen er tief versunken lauschte. Auch steirische Tänze und ungarische Volksweisen haben Lenaus musikalisches Interesse stark beschäftigt. Von den bedeutenden Komponisten seiner Zeit hat er nur Mendelssohn flüchtig kennen gelernt. Wie sicher sein musikalisches Urteil meist war, zeigen die Bemerkungen über einige Werke dieses Meisters.

4. Lotte Gmelin. Heidelberg.

Musikalische Eindrücke halfen auch, Lenaus Herz einer neuen Liebe zu öffnen, die er als tiefstes Erlebnis dieses bewegten ersten Stuttgarter Aufenthalts mit sich hinwegnahm, als er Anfang November 1831 nach Heidelberg übersiedelte. Am 22. August hatte er auf einem Spaziergange mit Schwabs die Bekanntschaft eines weniger schönen als anmutigen jungen Mädchens gemacht; es war eine Nichte von Sophie Schwab, Lotte Gmelin (geb. 1812). Als sie am Abend jenes Tages ein kurzes Klavierstück vortrug, ging das erste leichte Erbeben durch des Dichters Gemüt. Einige Tage später las er seine „Waldkapelle" vor; und ihr schien sie besonders zu gefallen. Abermals nach einigen Tagen singt sie Beethovens „Adelaide" mit solcher Wirkung auf den Dichter, daß dieser hinter den eisernen Ofen entflieht, das harte Eisen drückt und beißt und Tränen vergießt. Lotte befragt Schwab, wann wieder ein Gedicht Lenaus im „Morgenblatt" erscheine; sie bittet eine Freundin, ihn heimlich auf eine Schiefertafel zu zeichnen. — Die Liebe war da. — Und Niembsch? — „Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann.

Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig." Mit diesem sonderbaren Bekenntnis beginnt er das Heidelberger Wintersemester. Er, der eben unerwartete Erfolge gehabt hat, dessen inneres Leben durch neue Freundschaften dauernd bereichert worden ist, dessen äußeres Leben eine verheißungsvolle Wendung genommen hat, verzweifelt nicht nur an der Möglichkeit, ein liebendes Weib in sein Leben aufzunehmen, sondern wird plötzlich überhaupt mutlos, obwohl und *weil* sein Leben ihm einen freundlichen Ausblick gewähren will. Wir begreifen noch, daß er, der so herbe, nie verwundene Enttäuschungen in der Liebe erlitten hatte, den Entschluß nicht finden konnte, es aufs neue damit zu versuchen; schon materielle Bedenken mußten ihn zurückschrecken. Daß ihn aber nun in Heidelberg eine Stimmung befiel, wie wir sie schwermütiger und verzweifelter selbst in seinen späteren Lebensjahren nicht wieder finden, daß ihn „eine unbegreifliche, unausstehliche Bangigkeit" befiel, und daß er in finsteren Grübeleien bis zu Selbstmordgedanken gelangte — dies alles können wir nur als Symptome einer ernsten Gemütserkrankung, tiefer Melancholie auffassen. Mitte November 1831 richtete der Geplagte an Kerner einen verzweifelten Hilferuf. Damals scheint es am schlimmsten gewesen zu sein. Aber noch als er zu Weihnachten die schwäbischen Freunde wiedergesehen hatte, mußte er hinterher bei ihnen seine „sauertöpfische Qualität" zu entschuldigen suchen. Die Richtung, in der sich die Beziehungen zu Lotte entwickelten, war wohl eher die Folge als der Anlaß dieses fürchterlichen Gemütszustandes. Obgleich Niembsch „von ihr einen Eindruck mitgenommen" hatte, der, wie er zu fühlen meinte, sein ganzes Leben durchdrang „auf ewig", seufzt er, daß er ihr entsagen müsse, erklärt er sein „innerstes Wesen" für „Trauer", seine Liebe für „schmerzliches Entsagen". Die Freudigkeit fehlte ihm, der frohe Mut, „das Leben ... rasch und glücklich zu erfassen"; und so wagte er nicht, „diese himmlische Rose" an sein „nächtliches Herz zu heften". In Liebesdingen der Illusionen beraubt, scheute sich Niembsch wohl auch, seinem Geschick eine Wendung zu geben, die ihn, dem sich ein freies Leben in der Kunst soeben verheißungsvoll zu erschließen begann, zwingen würde, „sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen". Gleichwohl verzichtete

er nicht auf seine Liebe und riß sie sich nicht mit kräftigem Entschluß aus dem Herzen. Nach Art der romantischen Dichter pflegte er diese Sensation seines Gemütslebens, ohne daraus Willensimpulse hervorgehen zu lassen. Weder wollte er — so äußerte er sich schließlich am 21. Januar gegenüber Mayer — das Mädchen heiraten, noch vermochte er seine Liebe zu ihr niederzukämpfen; nein, er wollte „diese Liebe bewahren", sie sollte ihm sein „Leben verschönen für alle Zeit".

Aber wenn auch aus einer solchen Auffassung der Liebe eine Anzahl der schönsten Gedichte Lenaus entstanden, so brachte den Menschen Niembsch doch dieser schwermütig-resignierte Entschluß nur in um so schmerzvolleren Zwiespalt mit sich selbst und war allem sonstigen Brauche eines soliden bürgerlichen Lebens, wie es die schwäbischen Freunde mit ihren Frauen schlicht und treuherzig führten, derart zuwider, daß jene dafür nur ein verwundertes Kopfschütteln hatten, sich bisweilen Niembsch gegenüber zu Vorwürfen über sein unentschiedenes Verhalten berechtigt glaubten oder sich verpflichtet fühlten, ihm eine Verlobung mit Lotte Gmelin dringend ans Herz zu legen. In eine peinliche Lage gerieten Schwab und seine Gattin, die die Beziehungen Lenaus zu ihrer Nichte angebahnt und gefördert hatten. Sie betrachteten wohl den „ungarischen" Adligen, der sich in Stuttgart gewöhnlich ohne Widerspruch „Herr Baron" anreden ließ, als eine gute Partie für ihre Nichte und rechneten offenbar bestimmt darauf, daß er dem Mädchen seine Liebe bekennen und um ihre Hand werben werde. Als es aber Niembsch niemals zu einer Aussprache mit Lotte kommen ließ und diese unter der peinlich ungeklärten Lage zu leiden begann, stellte Schwab, der für das überzarte Gemütsleben seines Schützlings kein Verständnis besaß, diesen sehr heftig zur Rede und gab dann im Verein mit seiner Gattin Lottes Mutter den Rat, das Mädchen zu entfernen. So wurde das Paar getrennt, und der schwankende Dichter beklagte sich jetzt, daß man ihm die Geliebte entführt habe. Nur flüchtig haben sich später die beiden noch wiedergesehen; und während Lotte, die sich erst nach Jahren verheiratete, schwer unter diesen ersten unglücklichen Liebeserlebnissen gelitten haben soll, verdrängten in des Dichters Gemüt ziemlich bald andere, tiefere Eindrücke das lieblichste Mädchenbild, das ihm auf seinem Lebenspfade liebend begegnete. Mit Schwab war sogleich nach dessen hitzigem Ausbruch eine Versöhnung erfolgt; aber die anfänglichen Be-

ziehungen stellten sich nicht wieder ein. Das Verhältnis blieb kühl, wenn auch Lenau nie versäumte, bei seinen Besuchen in Stuttgart Schwab aufzusuchen und schon aus Dankbarkeit ihm eine „treue Liebe" bewahrte. Auch wohnte Niembsch nicht wieder in Schwabs Hause. Dessen Gastfreundschaft wurde ihm indessen doppelt und dreifach ersetzt durch die einer nicht weniger geistig belebten und angesehenen Familie, in deren traulicher und wohltuender Häuslichkeit der Dichter Unterkunft fand, so oft er von 1832—44 nach Stuttgart kam.

Die Seele dieses Kreises war für Lenau Emilie von Reinbeck (geb. 22. Januar 1794 zu Stuttgart), die älteste Tochter des Geheimrats August von Hartmann (1764—1849) und zweite Gemahlin des Hofrats Georg von Reinbeck (1766—1849), der 1811—41 Professor der deutschen Literatur und Ästhetik am obern Gymnasium in Stuttgart war. Außer mit Emilie und diesen beiden Männern verband den Dichter herzliche Freundschaft mit Emiliens Schwestern, der klugen Julie (1795—1869), der Malerin Mariette (1802—74), die sich 1832 mit Georg Zöppritz vermählte, und mit Charlotte (1808—71), die 1840 die Gattin Karl Friedrichs von Weißer wurde. Emilie war eine tüchtige Malerin, eine Schülerin Steinkopfs. Ihr Hauptfeld war die Landschaftsmalerei; aber auch im Porträt hat sie sich nicht ohne Erfolg versucht. Niembsch brachte ihrem künstlerischen Streben von vornherein ehrliches Interesse entgegen; auf einem Spaziergange nach dem Schlosse Solitüde erschlossen sich ihre Herzen[1]. Und seit dem Frühjahr 1832 hat der Dichter und der Mensch Lenau in Emilie von Reinbeck eine Freundin besessen, die ihm, zumal sie kinderlos war, wahrhaft mütterliche Liebe widmete und mit schwesterlicher Gesinnung an seinem Streben und Kämpfen teilnahm, mit liebevoller Nachsicht seine finstersten Stimmungen ertrug und in den fürchterlichen Tagen der ersten Wahnsinnskrämpfe die ganze Fülle ihrer Treue bewährte. Kein weibliches Herz hat dem Dichter nach dem Tode seiner Mutter wieder so viel selbstlose und verständnisvolle Hingabe bewiesen wie diese mit den schönsten Gaben weiblichen Wesens geschmückte Freundin, die zur Dulderin geworden war, als sie, gebrochen von schwerer Krankheit und dem herben Leid um den Freund, am 15. April 1846 aus dem Kreise der Ihren schied. Sie und der Dichter,

[1] Vgl. das Gedicht „In das Stammbuch einer Künstlerin", S. 152 dieses Bandes.

die zwölf Jahre lang einen reichhaltigen Briefwechsel unterhielten, haben einander gut genug gekannt, um sich schnell wieder in Güte zu finden, wenn kleine Verstimmungen ihre Beziehungen flüchtig störten. Fast alles vertraute der Dichter seinen Briefen an sie an, und wie er verständnisvoll teilnahm an ihrem bescheidenen Kunstschaffen, so hielt er sie auch auf dem laufenden über die dichterischen Pläne, die ihn bewegten, empfing von ihr Rat und Anregung und verdankte ihr sogar einmal in bedrängter Lage eine in zartester Form gebotene materielle Aushilfe. Emiliens Gatte nahm mit ehrlicher Treue an diesen Beziehungen teil, und seine meist heiter gestimmte Seele wirkte nach Lenaus eigenem Bekenntnis wohltätig auf dessen Gemüt. Auch an ihn richtete der Dichter bisweilen Briefe; auch dem goldenen Gemüte dieses Freundes, das Reinbecks Schüler unter manchen ihr Gespött herausfordernden Außerlichkeiten — Reinbeck, der in Berlin geboren war, war in Schwaben nie ganz heimisch geworden — nicht immer erkannten, gehörte Lenaus Anhänglichkeit. Und bei Reinbecks gutmütigem Wesen verschlug es nichts, daß die Charaktere beider einander zu fremd waren, als daß neben einer herzlichen Freundschaft auch eine tiefe Sympathie des Denkens und Fühlens beide hätte verbinden können. Zum nächsten Bekanntenkreise der Familie Reinbeck gehörte auch Charlotte von Bawr, Hofdame der Königin Katharina, eine künstlerisch, namentlich musikalisch begabte Dame, deren Lenau in seinen Briefen an Emilie fast immer mit Grüßen gedachte, und deren Tod im Jahre 1841 er mit Reinbecks von Herzen betrauerte.

In Heidelberg hatte Niembsch nicht das gefunden, was er dort suchte. Vielleicht hatte er es auch nicht mit vollem Eifer gesucht. Schon am 1. Dezember 1831 klagte er gegenüber Mayer, das Klinikum sei „äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen", und er komme seinem Zwecke, praktische Medizin zu lernen, „kaum irgend näher". In der Folge scheint er sich um das Brotstudium nicht mehr viel gekümmert zu haben. Nach dem fast zu bewegten, aber erwärmenden und anregenden Treiben der Stuttgarter Herbstwochen befiel ihn in der Einsamkeit der kleinen Universitätsstadt, an deren regem Leben er keinen Anteil nahm, jene verzweifelte Melancholie, die ihn zu gedeihlichem Schaffen unfähig machte. Zwar suchte er im Studium Spinozas ein „Palliativmittel". Aber dieses wirkte wenig, und die düsteren Heidelberger Tage brachten ihn weder innerlich noch äußerlich einen Schritt

vorwärts. Sein Verkehr war spärlich. Außer zu dem Hause des alten Kaufmanns Zimmern, dem er noch in späteren Jahren treue Anhänglichkeit bewahrte, unterhielt er nur Beziehungen zu dem Juristen Heinrich Zöpfl (1807—77), der sich 1828 in Heidelberg habilitiert hatte und 1839 daselbst Professor wurde, außerdem zu einigen Studenten, mit denen er wohl bisweilen beim Becher zusammentraf. Im übrigen lebten seine Gedanken bei den neuen Freunden in Stuttgart. Mit ihnen verbrachte er das Weihnachtsfest, und zu Kerner eilte er, als Anfang März das Semester zu Ende ging.

Inzwischen hatte der Druck von Lenaus „Gedichten" bei Cotta begonnen. Und dieser entscheidende Schritt in seiner dichterischen Laufbahn mag Niembsch angeregt haben, sich auch auf anderen Gebieten der dichterischen Produktion zu betätigen. Zu Beginn des Jahres 1832 beschäftigte er sich mit einem Operntext, den er einem Kapellmeister zugesagt hatte. Da ihm aber die Durchführung dieses Planes nicht glückte, machte er sich im Februar 1832 in Heidelberg mit vielem Eifer an ein Trauerspiel. Unterbrachen auch im März die Vorbereitungen für die amerikanische Reise die Arbeit daran vorübergehend, so befaßte er sich doch, wie seine Briefe beweisen, gerade im Mai und Juni lebhaft damit; in der Neuen Welt hoffte er es fertigzustellen und nach seiner Rückkehr im Hartmann-Reinbeckschen Hause vorzulesen. Das Drama trug den Titel „Barbara Radziwill"; sein Stoff war dem historischen Roman „Boratinsky" von Oppeln-Bronikowski entnommen. Natürlich gelang die Vollendung in der Neuen Welt nicht; doch hören wir im September 1833 von der Absicht, das Werk abzuschließen. Einige Szenen waren damals fertig, und eine davon scheint Lenau in Stuttgart vorgelesen zu haben. Gleichwohl blieb das Werk schließlich liegen; die niedergeschriebenen Szenen gingen sogar völlig verloren. Während seiner ferneren dichterischen Laufbahn hat Lenau noch mehrmals die Idee verfolgt, auf der Bühne sein Glück zu versuchen. Offenbar waren es besonders die schwäbischen Freunde, die den Dichter zu einer Betätigung in dieser Richtung veranlassen wollten. Aber immer kam er sehr bald wieder davon ab, vielleicht entmutigt durch traurige Erfahrungen seiner Wiener literarischen Genossen, vielleicht aus Besorgnis vor der gefährlichen Konkurrenz Grillparzers, vielleicht auch, weil er instinktiv fühlte, daß ihm, dem die Willensimpulse so bedenklich mangelten, das Wesentlichste zum

dramatischen Dichter fehlte, und weil er sich endlich mehr und mehr darüber klar wurde, daß das Gebiet der lyrisch-epischen Dichtung seine eigentliche Domäne sei. Wir haben Aussprüche von ihm, nach denen er sich scheute, ein Werk seines Geistes der Laune des obendrein in erster Linie die heitere Muse begünstigenden Wiener Publikums preiszugeben. Immerhin schwankte sein Urteil über diese ganze Frage; und es fehlte nicht an Augenblicken, in denen er sich einen Bühnenerfolg wünschte.

5. Amerika.

Kerner suchte nun den Freund zu überreden, in München bei J. G. Schubert Naturphilosophie zu studieren. Aber es gelang ihm nur vorübergehend, Niembsch ernstlich für die mystischen Angelegenheiten, auf die es ihm ganz besonders ankam, einzunehmen. Vielmehr hatte gegen Ende des Winters 1831/32 ein anderer Plan in seinem Denken neues Leben gewonnen, der ihm wohl schon durch einen jugendlichen Streich seines früh verstorbenen Freundes Kövesdy nahegelegt worden war. Das Bedürfnis, der heillosen Hypochondrie zu entrinnen und nach dem Beispiel anderer Poeten seiner Zeit und der vorhergegangenen Generation, besonders Byrons, neue Bilder anregend und erfrischend auf seinen erschlaffenden Geist einwirken zu lassen, mag die Reiselust in ihm erregt haben. Außerdem lenkte der stets in ihm lebende und ihm später niemals völlig erfüllte Wunsch, im Genuß eines gesicherten und ausreichenden Besitzes nicht auf den Broterwerb bedacht sein zu müssen, seine Gedanken auf das Land hin, das damals noch viel mehr denn heute als das der unbegrenzten Möglichkeiten galt, und erregte in ihm die kühne Hoffnung, durch glückliche Bodenspekulationen sein Vermögen binnen kurzer Zeit mindestens um das Sechsfache zu vergrößern. Vielleicht erweckten auch die in Weinsberg auf der Suche nach einer neuen Heimat vorübergehend eingekehrten vertriebenen Polen in verstärktem Maße in ihm die Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen der Alten Welt. Bedeutsam wirkte auf ihn wie auf viele seiner Zeitgenossen der optimistisch-übertrieben gehaltene „Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas", den Gottfried Duden soeben veröffentlicht hatte (Bonn 1829). Im Anschluß daran waren in den Kreisen der Heidelberger Studenten zu jener Zeit Auswanderungspläne an der Tagesordnung. Alles dies veranlaßte Niembsch, wahrscheinlich am 11. März 1832, mit 5000 Gulden einer

Aktiengesellschaft beizutreten, deren Absicht es war, sich am Missouriflusse niederzulassen. Lenau sollte für sein eingezahltes Kapital 1000 Morgen Land erhalten. Sein Plan war, wenn es ihm gefiele, selbst etwa fünf Jahre in der Neuen Welt zu bleiben, andernfalls aber seinen Besitz der Gesellschaft zur Verwaltung zu überlassen. Kerner, in dessen Hause Lenau während dieser entscheidenden Zeit weilte, tat alles mögliche, um den enthusiastischen Dichter von seinem Plane abzubringen; aber er richtete nichts aus gegen den in Lenau waltenden Dämon, „der wilde Tiere schießen und Urbäume niederreißen will". Nachdem Lenau den Kontrakt unterschrieben hatte, bekannte der sorgende Freund resigniert gegenüber Mayer: „Es ist nun nichts mehr zu machen, als zu dieser Sache das Beste zu sagen. Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn . . ."

Rüstig und mit dem durch reiche Hoffnungen gehobenen Mute betrieb Lenau die Vorbereitungen. Der Pole Matushinski, Mediziner und nebenbei tüchtiger Flötenspieler, zu dem Niembsch in Kerners Hause eine warme Neigung gefaßt hatte, half ihm dabei behende. Der Dichter hatte die Absicht, den polnischen Freund auf seine Kosten als Begleiter mitzunehmen; bald aber zeigte sich, daß seine Mittel dies nicht zuließen. Lenau ermunterte ihn auch zu englischen Sprachstudien. Er selbst hatte 1826 und dann im Jahre 1828 bei Witthauer englische Stunden genommen, beherrschte indessen die Sprache nur mangelhaft. In Amerika bediente er sich daher bisweilen des ihm bedeutend vertrauteren Latein.

Während Schwager Schurz zu Lenaus Freude dessen Plan wenigstens „nicht mißbilligte", riet ihm die erschreckte und besorgte Schwester, der er erst am 16. März 1832 sein Vorhaben mitteilte, dringend von dem Unternehmen ab und verwies ihn auf den Rhein und die Schweiz, wo er leichter und besser erhebende Natureindrücke gewinnen könne. Denn damit hatte er die besorgten Einwendungen der ihm Nahestehenden zu entkräften gesucht, daß er es als notwendig zu seiner dichterischen Ausbildung bezeichnete, seine Phantasie in die Schule der nordamerikanischen Urwälder zu schicken und den Niagara rauschen zu hören; die Natur stellte er sich nach Dudens Bericht in Amerika viel schöner vor als in Deutschland. Er, der aus der Urbarmachung unbebauten Landes Geldgewinn erhoffte, wollte als Dichter darauf leben, der Natur als Dichter gegenübertreten; am 13. März

1832 schrieb er an Karl Mayer: „Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält seinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete, und jeder dieser Bezirke wird eingeweiht mit dem schönsten Gedicht seines Patrons.“

Die Praxis des Lebens mußte solchen Vorstellungen Enttäuschungen bereiten. Schon auf dem Schiffe, das die Auswandernden, meist württembergische Bauern und Handwerker, den Rhein hinunter nach Amsterdam brachte, und das Lenau am 25. Juni 1832 in Mannheim bestieg, stellten sie sich ein. Vor der Aktiengesellschaft hatte man Lenau bereits im März in Stuttgart bange gemacht; ja, die württembergische Regierung, die um Sanktion der Gesellschaft angegangen worden war, hielt es für ihre Pflicht, nach Prüfung der Pläne und Aktenstücke vor der Unternehmung zu warnen, da deren Voraussetzungen falsch seien. Des Dichters Enthusiasmus wurde aber dadurch nur vorüber ehend abgekühlt. Die Ereignisse auf dem Schiffe bestätigten indessen nur die Meinung der württembergischen Regierung. Beförderung und Versorgung der Auswanderer entsprachen so wenig deren Erwartungen, daß unter ihnen ein gewaltiger Sturm ausbrach, als der Unternehmer Mohl mit seinem Bruder Anfang Juli auf das langsam rheinabwärts segelnde Schiff nachkam. Man wählte Niembsch, als den Vornehmsten und Gebildetsten der Gesellschaft, zum Sachwalter, und dieser hielt in phantastischer Weise Gericht, ließ den Unternehmer unter Deck gefangen setzen und entging selbst nur infolge der Einsicht der holländischen Behörde einer gerichtlichen Anklage wegen Freiheitsberaubung. Zugleich hatte er Mühe, die empörten Auswanderer zu beschwichtigen. Die Mehrzahl zog ihr Geld zurück, auch Niembsch, der mit einem Verlust von 300 Gulden davonkam. Doch verlor er seinen Mut nicht. Er beabsichtigte nunmehr, auf eigene Faust eine Strecke Landes in Amerika zu erwerben und diese seinem Bedienten Philipp Huber, einem wahren „Waldteufel, aber kreuzbraven Kerl“, wie er sich auch später tatsächlich erwies, in Pacht zu geben; ein Zimmermeister aus Württemberg, der sich mit seinen Söhnen ebenfalls in Amerika ankaufen wollte, sollte die Oberaufsicht übernehmen.

Die freundlichen Rheingegenden ließ Lenau mit Wohlgefallen an seinem Blick vorüberziehen. Dagegen machten Holland und Amsterdam, von wo aus die Überfahrt angetreten werden sollte, nur geringen Eindruck auf ihn; besonders störten ihn die Windmühlen;

die Holländer selbst erklärte er für „verdammt steife, trockene, kalte Kaufmannsseelen". In Amsterdam waren ihm die vielen Glockenspiele angenehm; über die im Museum untergebrachten Schöpfungen Ruisdaels berichtete er voll Wärme an Emilie von Reinbeck. Am 1. August 1832 endlich stach das holländische Schiff „Baron van der Kapellen" in Amsterdam in See. Zu dessen Kapitän namens Tolen, einem jovialen, fröhlichen Manne, wie sie immer günstig auf den Dichter einwirkten, bildete sich sogleich ein freundliches Verhältnis heraus; der Kapitän trat seinem Passagier sogar eines seiner eigenen Zimmer in der Kajüte ab, in dem Lenau, getrennt „von dem grausigen Volke der Auswanderer", Platz hatte, zu lesen, zu schreiben und zu geigen. Von der Seekrankheit blieb er verschont, und so konnte der Dichter ungestört die Eindrücke der Überfahrt, einen Sturm, der dem ziemlich gebrechlichen Schiffe beinahe gefährlich geworden wäre, vor allem aber die ernste Majestät des ruhigen Meeres, auf sich wirken lassen. Dagegen war eine Folge des vielen Pökelfleischessens eine Erkrankung an Skorbut, die ihm noch lange Beschwerden verursachte.

Als Lenau am 8. Oktober in Baltimore zuerst amerikanischen Boden betrat, war der Winter vor der Tür. Der Anblick des Ufers erschien ihm lieblich; aber schon nach einer Woche stand er der Neuen Welt und besonders ihren Bewohnern mit so abfälliger Kritik gegenüber, daß er ernstlich die Absicht äußerte, nur noch den Niagara kennen zu lernen und dann heimzukehren. An den Amerikanern vermißte er Leidenschaftlichkeit und höheres geistiges Leben; sie haben „keinen Wein, keine Nachtigall". Für das stille, zielbewußte Schaffen dieser ernsten Kulturträger mangelte ihm, der das Leben fast ausschließlich ästhetisch betrachtete und wertete, das Verständnis. Da nun in Baltimore auch noch die Cholera herrschte, beeilte sich Niembsch, seine Reise fortzusetzen. So ritt er auf belebter Heerstraße durch das südliche Pennsylvanien in etwa vier Tagereisen nach Pittsburg im Staate Ohio, wo er ungefähr am 22. oder 23. Oktober anlangte. Er hatte aus Schwaben Empfehlungen an einen Kaufmann namens Volz, bei dem er denn auch freundliche Aufnahme fand. Dieser machte den Ankömmling mit den Deutschen der Stadt bekannt, und Lenau entzückte bei einer ihm zu Ehren veranlaßten Soiree die Anwesenden durch sein meisterhaftes Violinspiel. Um nun Land zu erwerben, mußte er sich nach dem Städtchen New Lisbon begeben, wo der Sitz des Länderei-

amts war. Und am 26. Oktober 1832 kaufte Niembsch wirklich in Crawford County im Staate Ohio 400 Morgen Kongreßland, für das er die geringe Summe von 500 Dollar bezahlte. Da einige Zeit verging, bis er die Verkaufsurkunde von der Regierung zugestellt erhalten konnte, verweilte er längere Zeit in der nicht weit entfernten, reizend gelegenen Kolonie Economy, die von dem Württemberger Georg Rapp (1757—1847) auf pietistischer Grundlage eingerichtet worden war; von den Rappisten trat ihm besonders Henrici, einer der späteren Leiter der Kolonie, nahe. Um Weihnachten herum, mitten in einem besonders kalten Winter, unternahm er eine Schlittenfahrt nach seinem weit entfernten Besitztum. Tatsächlich scheint sich der Dichter damals mit dessen Urbarmachung beschäftigt zu haben. Aber schon seine elegante Kleidung paßte nicht in den Hinterwald; er griff die Axt mit Glacéhandschuhen an und legte sie nach wenigen Streichen wieder weg. Anfang Februar verschwand er wieder und eilte auf einem Schlitten nach Pittsburg zurück, von da jedoch bereits am 7. Februar weiter nach Economy. Hier lag er nun längere Zeit krank zu Bett. Auf den Schlittenfahrten durch den eisigen Urwald hatte er sich ein heftiges rheumatisches Leiden zugezogen, dessen Folgen ihn noch in späterer Zeit häufig gequält haben. Dieses Mißgeschick verbitterte den Dichter erst recht. Er muß sich damals in einer ähnlichen Stimmung befunden haben wie im Jahre vorher in Heidelberg. Seine Leiden und das rauhe Klima hinderten ihn, weiter zu reisen, und nötigten ihn, den Winter unter Menschen zuzubringen, deren Wesen ihm im allgemeinen völlig widerstrebte, die ihm rauh und in ihrem Gefühlsleben matt erschienen, die dem durch Freundschaft und Fürsorge verwöhnten Dichter nicht mehr Teilnahme bezeigten, als sie einander selbst erwiesen, die ihm auch bei ihrem auf das Praktische gerichteten Leben nicht im entferntesten die Aufmerksamkeit und Bewunderung entgegenzubringen vermochten, die er namentlich in Stuttgart besonders von den Frauen als etwas Selbstverständliches hinzunehmen sich bereits gewöhnt hatte. Das bitterste Gefühl der Einsamkeit bemächtigte sich seiner; mit der Heimat beschäftigten sich seine Lieder. Ende Februar war er soweit hergestellt, daß er sich nochmals nach New Lisbon begeben konnte, wahrscheinlich um die Verkaufsurkunde über seine Ländereien in Empfang zu nehmen. Dann kehrte er nach Economy zurück, verließ dieses aber endgültig am 15. März und eilte, Heimweh

im Herzen, dem Niagara zu, um mit dessen Anblick seine amerikanischen Erlebnisse abzuschließen. Dieses Wunderwerk der Natur hinterließ ihm auch einen bleibenden Eindruck, den wir in vielen seiner Gedichte bemerken können; zu ihm gesellte sich der des Hudsontales. Wahrscheinlich brachte ihn eine Dampfschiffahrt auf diesem Flusse Mitte April 1833 nach New York. Bald darauf schiffte er sich nach Bremen ein, wo er „erst tief im Juni 1833" landete. Er eilte über Hannover und Heidelberg zunächst nach Weinsberg zu Kerner.

Krank und enttäuscht kehrte der Dichter, dem in Bremen das Stuttgarter „Literaturblatt" „mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranze" in die Hände gefallen war, bei dem fürsorglichen Freunde ein; er sah gealtert und sorgenvoll aus. „Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten", waren seine ersten Worte.

Lenaus Seelenzustand während des langen rauhen Winters können wir nur erschließen aus der Erbitterung, mit der er am Ende seines Aufenthalts über Amerika urteilte. Nur spärlich und spät hat er den Freunden in der deutschen Heimat über seine Erlebnisse und Erfahrungen berichtet. Im März 1833 schrieb er aus New Lisbon an Georg von Reinbeck: „Amerika ist das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das Atlantische Meer aber ist der isolierende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben." Bedenkt man, mit welchen übertriebenen Illusionen der Dichter die Reise unternommen hatte, daß er die Neue Welt zu Beginn des Winters betrat und, ehe noch der Frühling gekommen war, nach einem besonders harten Winter wieder verließ, daß die Bereicherung seines dichterischen Bewußtseins über Erwarten gering war, daß er, den eben noch die Schwaben als Dichter gefeiert und übermäßig verwöhnt hatten, es gar nicht verstand, den Geist der um praktische Güter ringenden Amerikaner zu würdigen, daß seinem weichen Gemüte das als Seelenlosigkeit erschien, was wir für willensstarke und schweigende Pflichterfüllung halten, so dürfen uns Lenaus bittere und ungerechte Urteile über Amerika und die Amerikaner nicht wundernehmen. Er erinnerte sich später nur ungern seiner enttäuschenden Erlebnisse, die noch durch trübe Erfahrungen mit seinem Landbesitz vermehrt wurden. Diesen hatte er, ehe er am 15. März Economy verließ, an jenen Zimmermeister aus Württemberg verpachtet. Doch erfüllte der Mann die vertraglichen Bedingungen nicht, sondern verließ nach anderthalb Jahren das Land, das nun herrenlos

war. Obwohl Lenaus treuer Bedienter Philipp Huber, der ihn nach Amerika begleitet und dort als Kohlengräber eine Stelle gefunden hatte, seinen Herrn ermahnte, für sein Land zu sorgen, und ihn bat, es ihm in Pacht zu geben, erhielt er von Niembsch, der von seinem amerikanischen Besitztum nichts mehr wissen wollte, weder die erbetenen Vollmachten noch überhaupt eine Antwort. So verfiel der Besitz, da auch die Steuern mehrerer Jahre nicht bezahlt worden waren, dem gerichtlichen Weiterverkauf; und erst die neuen Besitzer, die das Land gut zu verwerten verstanden, zahlten, obwohl sie dazu nicht gezwungen gewesen wären, das ursprünglich von Niembsch im Lande angelegte Kapital nebst Zinsen bis zu des Dichters Tod dessen Erben aus, nachdem Lenaus Freunde sich in dessen letzten Lebensjahren der Angelegenheit angenommen hatten.

6. „Faust." Sophie Löwenthal.

Nach der Rückkehr in den vertrauten Kreis der schwäbischen Freunde erholte sich Niembsch bald von den seelischen und körperlichen Nachwirkungen der amerikanischen Reise. Im Juli finden wir ihn in Stuttgart in Reinbecks Hause; am 12. Juli besuchte er Karl Mayer in Waiblingen. Als er im Oktober wieder in Wien eintraf, fühlte er sich an Leib und Seele ganz gesund, und man rühmte sein gutes Aussehen. Lenau bezeichnete die Jahre 1832 und 1833 gegenüber Schurz als „die prägnantesten" seines Lebens und setzte hinzu: „Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich sehr deutlich, daß man Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dies drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht wert, wenn ich nicht imstande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern." Gedanken, denen wir schon in Lenaus Verhalten zu Lotte Gmelin und während seiner Vorbereitungen für Amerika begegnen, haben sich hier zur Lebensanschauung entwickelt, deren ausschließlich ästhetischer Tendenz er fortan bewußt folgte. Aus dem Niembsch, der bald Jurist, bald Landwirt, bald Philosoph, bald Arzt zu werden gedachte, war der Dichter Lenau geworden, dessen Ruf sich rasch verbreitete, dessen

Name nun unter denen der österreichischen Dichter jener Tage als einer der ersten genannt wurde, neben Franz Grillparzer und Anastasius Grün. Die Wiener Literaten hatten ihn sehr ehrend empfangen. Der Absatz seiner Gedichte in Wien war ungewöhnlich stark; der geheimnisvolle Nimbus, mit dem ihn seine Fahrt nach Amerika umgab, trug nicht wenig dazu bei, das Publikum auf ihn aufmerksam zu machen. Und wenn er auch lächeln wollte, daß er hatte ins „Ausland", nach Schwaben, gehen müssen, um sich seinen Landsleuten bemerklich zu machen, so nahm er doch alle Huldigungen als selbstverständlich hin und bewahrte sich von da ab stets eine hohe Meinung von seiner dichterischen Bedeutung und seinem Dichterberufe. Als Dichter aber kündete er von seinen Schmerzen und Leiden, seinem Suchen und seiner Sehnsucht. Forderungen und Vorteile eines gesicherten bürgerlichen Daseins hätten ihn alledem bald abwendig gemacht. Aber Lenau hielt jetzt bewußt und nicht ohne eine gewisse Koketterie an seiner von Gefühl und Affekt beherrschten Lebensauffassung fest und tröstete sich mit der Auskunft, daß der künstlerisch schaffende Mensch aus der Hinopferung der im Leben anderer Menschen geltenden Werte jene ästhetischen gewinnen müsse. Solche Entsagungsfreudigkeit war schon manchem früheren Romantiker von der Urgewalt der menschlichen Natur und Kultur vernichtet worden; auch Lenau sollte dies noch in den bittersten Stunden seines Lebens erfahren.

Die volle Hinwendung zu einem ästhetischen Interessen gewidmeten Leben schien zunächst auch vorteilhafte praktische Folgen zu zeitigen. Der große Erfolg der ersten Ausgabe der „Gedichte" von 1832 machte bereits 1834 eine zweite Auflage nötig. Und als Lenau zu deren Herstellung gegen Ende des Jahres 1834 in Stuttgart weilte, gewann ihn die Brodhagsche Buchhandlung daselbst für das stattliche Honorar von 500 Gulden zur Herausgabe eines „Frühlingsalmanachs", der im Mai 1835 und ebenso in den folgenden Jahren erscheinen sollte. Der Verlag hatte sich insofern nicht getäuscht, als Lenaus Name Anziehungskraft genug besaß, Autoren von schon bekanntem Namen zu Beiträgen zu veranlassen. Rückert, Kerner, Karl Mayer, Gustav Pfizer füllten neben Lenau selbst den ersten Jahrgang; im zweiten erweisen Beiträge von Schurz und Grün die vermittelnde Stellung, die Lenau jetzt zwischen Österreich und Schwaben einnahm. Der Dichter unterzog

sich seiner Aufgabe, die Beiträge zu erlangen und zu korrigieren sowie den Druck des Almanachs zu überwachen, mit regem Eifer; länger, als er beabsichtigt hatte, weilte er zu diesem Zwecke in Stuttgart. Er hatte seine helle Freude daran, als aus dem kleinen Orte Neuberg in Steiermark allein sechs Bestellungen auf den Almanach eintrafen. Dennoch entsprach der buchhändlerische Vertrieb den Erwartungen keineswegs. Am ersten warf Lenau selbst, erbittert über die „Lieblosigkeit", mit der der Almanach von den Rezensenten aufgenommen wurde, die Flinte ins Korn. Es spricht für seinen vornehmen Sinn, daß er die Brodhagsche Buchhandlung wissen ließ, er werde, falls sie bei dem Unternehmen Schaden erleide, nicht auf dem Vertrage bestehen. Aber der Verlag zeigte sich zuversichtlich und bot „mit wahrer Achtung und Freundschaft" dem Herausgeber sogar Vorauszahlung des Honorars an. Gleichwohl machte sich Lenau ohne rechte Freude an die Herausgabe des zweiten Jahrgangs; nirgends erwähnt er in seinen Briefen etwas davon. Und als auch diesmal das Unternehmen derselben kühlen Aufnahme wie beim ersten Erscheinen begegnete, ließ der Verlag den Mut sinken. Am 29. November 1837 teilte er Lenau mit, er könne sich zur Fortsetzung des Unternehmens auch „zu den sehr vorteilhaften Bedingungen", die jener stellte, nicht entschließen. In der Tat haben die Beiträge, mit denen Lenau die beiden Jahrgänge seines Almanachs gefüllt hatte, keine literarhistorische Bedeutung erlangt; sie gehören fast sämtlich zu den weniger bedeutenden Werken der betreffenden Dichter. Nur an der Spitze des ersten Jahrganges findet sich ein „Fragment", das erheblichen Eindruck machte: die bis dahin fertigen „Faust"-Szenen von Lenau selbst.

Während der Dichter bei Schurz im Schwarzspanierhaus wohnte, von der Schwester Therese nach dem von der Mutter gegebenen Beispiel aufs sorgsamste verpflegt, verbrachte er die Nachmittage bei Billardspiel, in angeregter Unterhaltung über tiefe Fragen oder auch allein vor sich hin grübelnd, in Neuners „Silbernem Kaffeehause", ohne jede geregelte Tätigkeit. Aber sein Geist war an der Arbeit. Im Jahre 1832 war durch die bald nach Goethes Tod erfolgte Veröffentlichung des zweiten Teils seines „Faust" die literarisch interessierte Welt aufs neue auf diesen Stoff hingewiesen worden; und schon suchte der eine oder andere Dichter der jungen Generation, seinerseits eine Lösung des Problems zu geben. Sollte da Lenau den

inhaltreichsten Stoff der Weltliteratur unberührt lassen, er, der soeben eine Kette schwerwiegender Erlebnisse abgeschlossen hatte und in hohem Selbstgefühl die Kraft in sich fühlte, sie dichterisch in einem großen Werke zu verwerten?

Ohne festen Plan entstanden seit dem November 1833 die Szenen des fragmentarisch angelegten, in der sonderbaren, aber glücklich gebrauchten episch-dramatischen Mischform abgefaßten Werkes; nicht einmal die Schlußwendung stand von vornherein fest. In rhapsodischer Weise faßt es alles dasjenige zusammen, was der Dichter bisher erfahren und worüber der Denker Niembsch in vielen einsamen Stunden gegrübelt hatte. Ein tiefes religiöses Interesse hat Lenau stets bewegt, und in seinen drei großen vollendeten Epen spiegelt sich deutlich die Entwickelung seiner religiösen Anschauungen wider. Als der Knabe noch unter dem Einfluß der Mutter stand, zeigte er jene ungetrübte kindliche Frömmigkeit, die von unschuldigem Kinderspiel kaum zu unterscheiden ist. Bräuche und Lehren der katholischen Kirche haben so tief auf ihn gewirkt, daß er sich ihren Eindrücken auch in Zeiten äußerst skeptischer Weltbetrachtung nie völlig zu entziehen vermochte. Weniger der Einfluß eines an Voltaire gebildeten Oheims als die eigenen Studien, die den Jüngling schon früh mit der rationalistischen Philosophie der Aufklärung vertraut machten, haben ihn dann zu einem rastlosen Grübeln über die höchsten Probleme geführt, aus dem sein unsteter Geist niemals einen Ausweg fand. Am 13. November 1820 schrieb der junge Philosophieschüler aus Wien etwas altklug an seine Mutter: „Meine Abendbeschäftigung ist nun das Arbeiten an meinen Grundsätzen. Die Feder in der Hand, schreibt man da über Unsterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod usw. so manches nieder; übt sich im Denken und räsoniert manchen verwitterten Satz weg." Als Lenau den Irrgang seiner Studien abbrach und in die Ferne eilte, hatte er so viele Sätze wegräsoniert, daß er zum Skeptiker geworden war. Jetzt rechnete er es unter „die traurigen Ergebnisse" seiner Philosophie, daß der Glaube an die Unsterblichkeit ihm abhanden gekommen war. Und als kurz vor der Abreise nach Amerika einmal Orgel und Kirchengesang zu ihm herübertönt, ruft er schmerzlich bewegt aus: „Einst hab' ich auch zur Orgel gesungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo sind sie?!—" Die positiv-religiösen Gesinnungen der schwäbischen Freunde hatten nichts über ihn vermocht; noch weniger Ge-

schmack fand er an Kerners Mystizismus. Dem Studium Spinozas wandte er sich während der Heidelberger Wintermonate zu, und pantheistisch-skeptisch war im wesentlichen die Weltanschauung des Dichters während jener Jahre. Darum zog ihn die Gestalt Fausts an, wie sie die Sage und Goethes Werk gebildet hatten. Wie Faust war Lenau von Wissenschaft zu Wissenschaft geeilt, um innere Klarheit zu gewinnen; dann hatte er dem Studium unbefriedigt den Rücken gekehrt und in fernen Ländern die Lösung der Rätsel seines Lebens gesucht. Um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, verschreibt sich Faust dem Teufel und löst sich damit vom bürgerlichen Leben und Treiben der übrigen Menschen. Hatte nicht Lenau ebenso das Glück der Liebe und stillbeschaulichen Daseins von sich gewiesen, um seinem Dichterberufe treu zu bleiben? Von Unmut und innerem Unfrieden geht Fausts übermenschliches Streben aus. Nichts anderes bewegte Lenau, ihn, der nicht bloß ein tiefsinniger Wahrheitsucher, sondern noch mehr ein grüblerischer Melancholiker war und zeitlebens blieb. Er war nach Wien zurückgekehrt, ohne zu irgendeiner befriedigenden Betrachtungsweise von Welt und Leben gelangt zu sein; der finstere Geist, nur zeitweilig gebannt, war nicht von ihm gewichen. Daher konnte er seinen Faust nicht retten „aus den Klauen Mephistels"; seine Weltanschauung ist mehr skeptisch als pantheistisch; sie zerstört sich selbst und verschleiert alle Befreiung gewährenden Ausblicke. Nur vom Einschlagen eines völlig neuen Weges konnte Lenau Rettung erwarten. Bezeichnenderweise waren es tiefgehende Erregungen seines Gefühlslebens, die ihn überraschend schnell einer völlig anderen Weltanschauung zugänglich machten.

Als Lenau nach Wien zurückgekehrt war und Künstler wie dilettierende Schöngeister seine Bekanntschaft suchten, trat ihm unter den letzteren auch der Mann entgegen, dessen Name mit dem seinen für alle Zeiten unzertrennlich verbunden ist. Max von Löwenthal (1799 bis 1872) war begierig nach einem Dichterruhm, der ihm dauernd versagt blieb, als Mensch nur von Durchschnittsbedeutung, aber reinen und ausgeglichenen Charakters, wohlhabend und als Beamter in angesehener Stellung. Er hatte sich ein behagliches Heim geschaffen, in dem seine Gattin Sophie[1] als umsichtige Hausfrau und liebevoll für ihre

[1] Geboren am 25. September 1810 in Prag, gestorben am 9. Mai 1889 in Wien; ihre Vermählung erfolgte 1829.

Kinder sorgende Mutter waltete. Sie war die zweite Tochter des angesehenen Hofrats von Kleyle (1775—1854), der einen Vertrauensposten im Dienste des Erzherzogs Karl bekleidete und sich 1808 mit Karoline von Ockel (gest. 1861) vermählt hatte. Dem Bunde, den ihr Kind mit Max Löwenthal geschlossen hatte, fehlte die Leidenschaft. Den Wünschen ihrer Eltern und dem Gebote weltlicher Klugheit folgend, hatte Sophie dem weitgereisten, ansehnlichen und vermögenden Manne die Hand zum Ehebunde gereicht. Noch ruhten ihre Blicke auf den Trümmern einer tiefen Liebe; sie hatte ihre ersten Hoffnungen begraben müssen, weil der Geliebte — wir wissen nicht, warum — zögerte, ernstlich um ihre Hand anzuhalten, und ihr Vater für gut fand, dem unklaren Zustande ein Ende zu bereiten. Ein auf das Reale gerichteter Sinn, namentlich von der Mutter überkommen, und eine ausgeprägte Weltklugheit, die ihr auch in den schwersten Lagen Haltung und Festigkeit bewähren halfen, kamen ihr schon bei diesen ersten entscheidenden Schritten ihres Lebens zustatten. Wohl vermochte sie in die Tiefen des Menschenlebens zu blicken. Aber ein Hinneigen zu geistreich plaudernder Konversation, die Fähigkeit, sich selbst anmutig zum Mittelpunkt eines leicht und lebhaft bewegten Kreises zu machen, Erbteile des Geistes ihrer Vaterstadt, behüteten ihre Seele vor unfruchtbarer Grübelei; ihr Gemüt fand für seine tiefsten Bedürfnisse Befriedigung in dem Bekenntnis der katholischen Kirche. Weniger ihr Äußeres, an dem offenbar nichts Besonderes hervorzuheben war, als ihre gesellschaftlichen Talente, die schon in dem bewegten Hause ihrer Eltern ausgebildet worden waren, und ihr unter dem Einfluß des Vaters mehr mannigfach als tief angeregter und bereicherter Geist gaben ihr daher den Ruf der Unwiderstehlichkeit. Fritz Kleyle war Sophies Vetter. Als Niembsch einmal im Jahre 1820 im Hause des Hofrats Kleyle den Freund besuchte, erblickten die beiden Jünglinge im Vorbeigehen ein damals zehnjähriges Mädchen, das sich gerade die Haare kämmte; das war Sophie. Seitdem hatte Niembsch sie nicht wiedergesehen, und als er nun von Löwenthal zu einem Besuche aufgefordert wurde, verhielt er sich zunächst skeptisch gegen „jene gepriesene Unwiderstehliche“. Erst am 17. September 1834 speiste Niembsch zum erstenmal in Penzing bei Wien, wo Kleyles und Löwenthals ihren Sommersitz hatten. Zwar sind „er und sie“ ihm „sehr zugetan“ und „recht gute, feine Menschen“; aber er nimmt keinen tiefen Eindruck mit

hinweg. Der einsame Grübler fühlte sich fremd in dem etwas lauten Treiben jenes Kreises; er fürchtet, er werde bald wieder wegbleiben. Aber schon acht Tage darauf ist er wiederum in Penzing; seine Besuche wiederholen sich, und wenn er auch findet, es sei mit der Unwiderstehlichkeit nicht so arg, so ist Sophie „noch immer das interessanteste Glied dieser sehr zahlreichen Hausgenossenschaft". Zu ihr gehörten außer dem Hofrat und der Hofrätin Kleyle drei Brüder Sophiens und die zu Lenaus Zeit unverheirateten Schwestern Rosalie, Johanna, Wilhelmine und Henriette. Ferner gesellte sich dazu der Pianist Eduard Mikschik, dessen treffliches Beethovenspiel Lenau ungemein fesselte. Er starb früh als Bräutigam Johannas; und diese wurde 1843 die Gattin des Arztes Dr. Mikschik.

Am 19. Oktober 1834 las Lenau vor einem Kreise von Wiener Schriftstellern seinen „Faust", dem damals noch der Schluß fehlte, in Löwenthals Hause vor. Der Verkehr war bereits rege geworden. Am 8. November 1834 aber legte Lenau seine ersten Gedichte in Sophies Hände; und was er hier aussprach, war Liebe. Es ist das bedeutsamste und tiefstgehende Liebeserlebnis, dem wir damit in des Dichters Leben begegnen. Mit einer geradezu dämonisch anmutenden Macht hat es diese Frau verstanden, zehn Jahre lang sein Herz zu beherrschen und diesen Besitz mit den unaufdringlichen Mitteln weiblicher Taktik, über die sie bewußt und unbewußt verfügte, zu behaupten. Lenau erregte ihr Interesse wohl zunächst durch das, was er erlebt hatte und war. Dann kamen Huldigungen des berühmt gewordenen Dichters, die der geistig regen Frau schmeichelten. Dazu gesellte sich das bei allen Frauen, die Niembsch nahe traten, mehr oder weniger erweckte Bedürfnis, das Düster seiner Seele aufzuhellen, ihm Teilnahme zu beweisen. Und während ihr Geist leicht imstande war, den verschlungenen Pfaden dieser Dichterphantasie zu folgen, schlich sich in das Herz der von ihrer Ehe, in der sie „vieles herb und roh" fand, unbefriedigten und vom schlichten Geistesleben ihres Gatten nur wenig interessierten Frau ein neues Gefühl, das sich, je stärker es wurde, als Liebe, als Leidenschaft erwies.

Bald nach jenem 8. November war Lenau nach Stuttgart geeilt, wo ihn namentlich die Vorbereitungen für den ersten „Frühlingsalmanach" bis Ostern 1835 festhielten. Aus dieser Zeit stammen die ersten, nicht gerade zahlreichen, an Max und Sophie Löwenthal ge-

richteten Briefe. Sie verraten nichts anderes als nahe Freundschaft; Berichte über das Fortschreiten der Arbeiten des Dichters und über literarische Angelegenheiten, ferner wohlgemeinte, aber von der Freundin etwas unwirsch aufgenommene Ratschläge, die Blumenmalerei weiter zu pflegen, bilden ihren Inhalt. Vielleicht hatte Sophie selbst dahin gewirkt, des Dichters Huldigungen innerhalb der Grenzen freundschaftlicher Verehrung zu halten; vielleicht legte sich Lenau in seinen Briefen an Sophie, die auch Max zu lesen bekam, schon damals einen gewissen Zwang auf. Als er nach seiner Rückkehr im Mai 1835 in Hütteldorf wohnte, speiste er an den Sonntagen regelmäßig in Penzing; auch legte er in der Woche je einmal den zweistündigen Weg dahin zurück. Er war jetzt Hausfreund, und die Familien Löwenthal und Kleyle gewöhnten sich mehr und mehr, in ihm den geistigen Mittelpunkt ihres Kreises zu erblicken. Am 13. September wurde Sophie von einem Knaben entbunden, der den Namen Artur erhielt und Lenaus besonderer Liebling wurde. Es war das letzte von den drei Kindern, die Sophie ihrem Gatten schenkte. Fortan gehörte sie ihm nur noch äußerlich, vor der Welt, innerlich aber dem Dichter, dessen heiße Leidenschaft nun auch ihre ganze Seele mehr und mehr erfüllte und den wichtigsten Inhalt ihres Lebens ausmachte. In Niembsch steigerte sich das Verlangen nach der geliebten Frau bald zu sinnlichem Begehren und wilden Anfechtungen. Aber Sophie vermochte es, die äußerste Konsequenz der Leidenschaft zu vermeiden, vielleicht weil sie glaubte, dies wenigstens ihrem angetrauten Gatten schuldig zu sein und damit der Sünde des Ehebruchs zu entgehen, vielleicht auch, weil ein richtiges Gefühl ihr sagen mochte, daß sie den Dichter nur dann dauernd beherrschen werde, wenn sie das Letzte, das er begehrte, ihm vorenthielt. Manche Umstände deuten auch darauf hin, daß bei Sophie, der hysterische Züge nicht fehlen, aus pathologischen Gründen Bedürfnisse nicht vorhanden waren, die den schon von den Eltern her stark sinnlich veranlagten Dichter aufs peinlichste quälten. Als ihm Sophie immer wieder die Erfüllung seiner äußersten Wünsche vorenthielt und doch auf den Besitz seiner leidenschaftlichen Liebe nicht verzichtete, sondern ihm alle zwischen rückhaltlos Liebenden üblichen Liebkosungen, Kuß und Umarmung, gewährte, ahnte sie nicht, wie unglückselige Wirkungen dieses Zwitterverhältnis Jahre hindurch auf Leib und Seele des Geliebten ausüben müsse; und erst als Lenaus Geist sich umnachtet hatte, scheint

es ihr aufgegangen zu sein, was sie ihrem teuersten Freunde auferlegt hatte, der in den besten Mannesjahren um ihretwillen „als Asket" lebte.

Niembsch, der Lotte Gmelin freiwillig entsagt hatte, weil seine Dichternatur nach größeren Sensationen des Gefühlslebens verlangte, erlitt nun in dieser neuen Liebe, die nie auf einen ruhigen und beglückenden Besitz der Geliebten rechnen konnte, Erschütterndes genug in seiner Seele. Der melancholische Dichter wurde zugleich der Dichter der unglücklichen Liebe und schuf in den formvollendeten, meist kurzen „Liedesklängen", die 1838 zuerst in den „Neueren Gedichten" erschienen, seine ergreifendsten Gesänge voll tiefer Klage. Jahrelang, bis zum Ausbruche seiner Krankheit, durchlebte er das Langen und Bangen einer Leidenschaft, die auch die Kraft eines innerlich stärkeren Mannes hätte zerreiben müssen. Aus den Briefen, die Niembsch von Stuttgart aus an Sophie richtete, wenn er dort alljährlich und gewöhnlich mehrere Monate lang im Hartmann-Reinbeckschen Hause verweilte, um die Drucklegung seiner epischen Werke oder der sieben von ihm selbst besorgten Ausgaben seiner „Gedichte" zu überwachen, ist die Leidenschaft des Briefschreibers nur bisweilen für den Wissenden zu erschließen. Wie in den ersten Briefen erzählt er dort von den Stuttgarter Erlebnissen und Bekannten, vom Fortschritt der Druckerarbeiten, behandelt künstlerische Fragen und zeigt sein herzliches Interesse für Sophies drei Kinder, aber in einem fast durchweg konventionellen Tone, mit der Anrede „Sie" und „liebe Sophie"; auch Löwenthal, der an diesem Briefwechsel besonders im Anfang regen Anteil nimmt, oder die Angehörigen der Familie Kleyle sollten die Briefe lesen können. Sophies Antworten sind uns für immer verloren; in der fürchterlichen Nacht, die den Ausbruch des Wahnsinns einleitete, hat der Dichter wahrscheinlich die Briefe der Wiener Geliebten verbrannt. Immer wird daher über Sophie Löwenthals Stellung zu ihm und über ihr Denken und Fühlen ein gewisses Dunkel gebreitet sein, das manche Biographen Lenaus zu ungerecht herben Aussprüchen über sie verleitet hat und uns desto vorsichtiger zu verfahren heißt, wo es gilt, über diese Frau, die später unsäglichen Kummer zu erleiden hatte, ein Urteil zu fällen. Desto besser sind wir dagegen über Lenaus Stellung zu ihr unterrichtet durch eine Fülle von Blättern und Zetteln, die nur der Geliebten galten, oft sogar nur tagebuchartig für sich selbst vom Dichter niedergeschrieben worden sind. Nur von der Liebe ist

in ihnen die Rede; selten begegnen wir darin einer biographischen Bemerkung; die Anrede lautet „Du" und „Sopherl", „Geliebte", „Liebste" usw. Wie Gottfrieds von Straßburg Gedicht von der Minne Tristans und Isoldens, wie Richard Wagners glühendheiße Klänge zu deren Lieben und Leiden rauschen des Dichters leidenschaftliche, fieberhaft gestammelte Bekenntnisse an uns vorüber. Wir durchleben seine Leidenschaft von ihrem ersten enthusiastischen Bekenntnis im April 1836, von seinem Entschluß, sich an der Geliebten aufzurichten unter der von ihr gegebenen Devise „Freudig kämpfen und entsagen", von den ersten begehrenden Gedanken und der schmerzvollen Erkenntnis der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe bis zu Lenaus verzweifelten Versuchen, sich von deren Qual zu befreien und ein völlig neues Leben zu beginnen. Wir erfahren, wie die durch ihre unbefriedigende Lage immer reizbarer Gewordenen einander bewußt und unbewußt wehtun, wie an sich harmlose Blicke und Worte die feinsten Wirkungen hervorrufen, wie des Dichters Stolz sich aufbäumt, wenn er sich von der Geliebten mißhandelt fühlt, wie er in der Ferne nach ihren Briefen verlangt und keine Ruhe mehr hat unter den Stuttgarter Freunden, den Tag seiner Abreise nicht erwarten kann und gleich nach der Durchsicht des letzten Korrekturbogens jubelnd davoneilt, meist nach Ischl, in die kräftigende Gebirgsluft und in Sophies Arme. Niembsch hat als Mensch tief gelitten unter dem Joche, das seinem entschlußarmen Gemüt ein unentrinnbares Schicksal auferlegte. Wohl hat er zweimal den Versuch gemacht, diesem zu entfliehen. Aber Sophie, deren Liebe, weil sie Leidenschaft war, auch selbstsüchtig handelte, wußte den Flüchtling einzufangen und mit feiner weiblicher Kunst nur noch fester an sich zu fesseln.

Lenaus ohnehin zu schwermütigem Grübeln geneigter Sinn fand in diesem bedrückenden Verhältnis erneuten Anlaß, bittere Betrachtungen über Welt und Menschenleben anzustellen. Die moralischen Begriffe verwirrten sich; die Ehe erschien ihm als ein unmoralisches Institut, seitdem er erleben mußte, daß diejenige, deren Seele und Leib er begehrte, ihm nur ihre Seele widmen konnte. Der Unmut verfinsterte bald wieder von Zeit zu Zeit sein Gemüt, besonders in den Wintermonaten, wenn er in düsteren Stuben sein Leben zubringen mußte und keine Erfrischung auf den Höhen der Steirischen Alpen suchen konnte. Die Gemütsstimmung stand in Wechselwirkung mit

dem körperlichen Befinden. Klagen über dieses finden sich oft in den Briefen an Emilie von Reinbeck; Hypochondrie ist es, er weiß es selbst. Die Stuttgarter Freunde haben bisweilen Grund, sich über sein Verhalten zu beklagen. Vielleicht ahnen sie, was ihn beschäftigt, wenn Briefe aus Wien kommen und meist alsbald beantwortet werden; im vollen Umfange wurden sie erst während der Katastrophe von 1844 aufgeklärt.

Sophie hätte einen so tiefgehenden Einfluß auf Lenau nicht ausüben können, wenn sie nicht klaren Verstand und tiefes Gefühl für wahre Poesie besessen hätte. So wurde sie des Dichters Muse und ist es bis in dessen letzte lichte Augenblicke geblieben; ihr wollte er seine sämtlichen Werke widmen. Und an seinem Denken, seinem Grübeln scheint sie tieferen Anteil genommen zu haben, als die Quellen auf den ersten Blick erkennen lassen. Die direkte und indirekte Wirkung des Verkehrs mit ihr ist es gewesen, die aus dem Dichter eines „Faust" den Apologeten Savonarolas machte. Aber auch später, als Lenau sich wieder mehr der Weltbetrachtung seines „Faust" zuwandte, hat er es offenbar nur schwer über sich vermocht, sich mit seinen Ansichten zu den ihrigen in Widerspruch zu setzen.

In dem erst im Sommer 1835 entstandenen Schlusse des „Faust" „träumt" sich zwar der Held unter pantheistischen Betrachtungen „das Messer in das Herz". Aber nach dieser Tat tritt Mephistopheles auf und spricht seine Schlußworte von einem durchaus theistischen Standpunkte aus. Lenau läßt seinen pantheistisch gesinnten Faust, der doch in der Hauptsache er selbst war, fallen und verrät durch den Mund des Mephistopheles, wenn auch zunächst nur negativ und unbestimmt, die Hinwendung zu einer neuen Weltanschauung. Die Liebesnot führte ihn dieser entgegen. Fausts letzte Worte hatten in spinozistischem Geiste das Aufgehen und die Auflösung der Persönlichkeit im All, das mit Gott identisch ist, ausgesprochen. Aber die Liebe zu Sophie Löwenthal überzeugte den Dichter aufs neue vom Werte der Persönlichkeit. Eine Erscheinung wie die der Geliebten konnte nicht das Produkt blind und unpersönlich waltender Kräfte des Alls sein. Erwachende Liebe stimmt andächtig und fromm; so wurde dem entflammten Dichter die Geliebte zum herrlichen Geschöpf eines persönlichen liebenden Gottes. Und nicht bloß das. Der Schöpfer konnte ein Kunstwerk wie Sophie nicht der Vernichtung preisgeben wollen. Es mußte ein Reich geben, das Leib und Seele über die Dauer des

Erdenlebens hinaus erhielt, ein Jenseits, in dem die hier Getrennten zu völliger Vereinigung gelangten, ein Reich, das im Erdenleben nur geahnt und ersehnt werden kann, und das die Erfüllung höchster Wünsche sichert. Wo sollte auch Lenaus und Sophies Liebe sonst eine Heimstätte finden, diese unglückliche Liebe, die sich nicht in ferne Länder und einsame Urwälder flüchten konnte, die nur überall Schranken fand, an denen sich die zitternden Herzen blutig stießen? Sophie selbst, die im Bekenntnis der katholischen Kirche die Befriedigung ihrer transzendenten Bedürfnisse fand, scheint das ihre getan zu haben, den skeptischen Dichter des „Faust", der den Glauben an Gott und Jenseits verloren hatte, auf diesem mystischen Wege dahin zurückzuführen. Sie selbst hat uns in schönen Worten davon Kunde gegeben, wie die Frühlingszeit ihrer Liebe den Dichter vorübergehend heilte von seinen „trostlos nächtlichen Grübeleien", wie „ein stümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach", ihn „zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit". Es muß dies im Februar 1836 gewesen sein, als Lenau von Stuttgart zurückkehrte und auch von außen her besonders Schmerzliches erfuhr: Fritz Kleyle war gestorben und seine Schwester Magdalene aus einem uns unbekannten Grunde mit Kerker gestraft worden. Sophies Teilnahme vermochte es, den Dichter zu beruhigen. Sie hat diese Zeit als „seine Weihnachtszeit", als „vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters" bezeichnet. Lenau war zum Christentum zurückgekehrt, zwar nicht zu dessen konfessioneller Ausprägung, wie es Sophie geläufig war, aber zu einer mystischen Auffassung, die noch von anderen Seiten her bedeutsame Stärkung erfuhr.

7. Martensen. „Savonarola."

Mystische Einflüsse hatten auf Lenau schon in Schwaben zu wirken begonnen. Zwar hatte er keine Neigung verspürt, den naiven Geisterglauben Justinus Kerners zu teilen. Wohl aber war er von diesem bestimmt worden, dem mittelalterlichen Mystiker Suso und dann der von Schelling beeinflußten mystischen Naturbetrachtung G. H. Schuberts seine Aufmerksamkeit zu widmen. Die Beschäftigung mit Spinoza während des Heidelberger Winters hielt jenen Einflüssen zunächst die Wage. Dann fand er im Winter 1834/35 in dem Studium

Herbarts, „dieses ruhigen, klaren Geistes", einen „gewissen intellektuellen Frieden und Trost". Aber von der Hingabe an eine rein rationale Weltbetrachtung, etwa an die damals allgemein verbreitete Philosophie Hegels, hielten ihn seine christlich-katholische Jugenderziehung, die Einflüsse der zumeist positiv-christlich gerichteten schwäbischen Freunde und seine eigene niemals zu reinem, objektivem, gefühlsfreiem Denken gelangende Geistesanlage fern. Und als jetzt sein gesamtes Gemüts- und Geistesleben durch die Liebe zu Sophie Löwenthal aufs tiefste erschüttert worden war, da war es für einen mystisch gerichteten Geist ein leichtes, die in der Seele des Dichters vorhandenen transzendenten Gefühlsbedürfnisse in entsprechende Denkwerte umzusetzen. Dies geschah, als Ende März 1836 der dänische Theolog Hans Lassen Martensen (1808—84) in Wien erschien und binnen kurzer Zeit einen unglaublichen Einfluß auf Lenau erlangte. Auf einer Studienreise durch Europa begriffen, hatte er in Berlin die durch Marheineke vertretene Hegelsche Schule, in Heidelberg den von Hegel, aber auch Kant und Schelling beeinflußten spekulativen Theologen Daub kennen gelernt, hatte David Friedrich Strauß in Tübingen aufgesucht und dann in München von Schelling und insbesondere dem Theosophen Franz Baader (1765—1841) die tiefsten Eindrücke empfangen. Martensens Denken ging aus von jener orthodox-lutherischen Richtung der Theologie, die in den skandinavischen Ländern seit der Einführung der Reformation stets die Herrschaft behauptet hat. Zugleich philosophisch lebhaft interessiert, mußte der gläubige Theolog begeistert einer Weltbetrachtung zufallen, die erklärte, alle Philosophie müsse religiöse Philosophie sein. Er kam zurück von seiner anfänglichen Hinneigung zum Rationalismus eines Hegel und schloß sich eben jener mehr theosophisch als philosophisch denkenden Richtung an, die im Gefolge der Romantik auftrat und vielfach auf Jakob Böhme und Swedenborg zurückwies. In diesem Augenblicke lernte er den gleichgestimmten Niembsch kennen. Das Benediktinerkloster zu Melk hatte ihn auf der Hinreise nach Wien ein paar Tage beherbergt. Dort fiel ihm der soeben erschienene „Faust" von Lenau in die Hände und regte ihn zum Nachdenken über das Problem an. Ohne zu erkennen, daß die Faustsage im Grunde aus dem Gegensatze wissenschaftlich-kritischer und mittelalterlich-gläubiger Weltanschauung entstanden war, hob Martensen einseitig die mittelalterlichen Bestandteile der Sage hervor, nament-

lich die in der ursprünglichen Fassung unentbehrliche Idee eines freien allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, demgegenüber sich das Geschöpf im Bewußtsein seiner „Kreatürlichkeit" befindet, während der Zweifel nicht im Sinne Descartes' als die Vorbereitung eines Neuen erscheint, sondern als der pure Abfall, die Opposition gegen den Schöpfer und gegen das eigene Gewissen. Weil dieser Zweifel das Band zwischen Menschen und Schöpfer zerreißen will und doch das Bewußtsein davon im Gewissen unverwüstlich ist, führt er schließlich zur Verzweiflung; und so erklärt daher der nordische Theosoph Lebensgang und Ende von Lenaus Faust. Er sah in dem trüben Melancholiker nicht den Wahrheitsucher, sondern nur den von Gott abgefallenen und dafür in Verzweiflung endenden Menschen. Der gläubige Theolog, dessen Weltanschauung feststand, hatte kein Verständnis für das Suchen eines auf „Vernunft und Wissenschaft" sich verlassenden Geistes wie Spinoza und das eben in der Faustsage liegende Motiv des freien Ringens um eine Weltanschauung, das Goethes Riesenwerk im Innersten zusammenhält. Als er daher in einer kleinen Schrift seine Gedanken über die Faustsage und die Dichtung Lenaus zum Ausdruck brachte, hob er stark den in beiden vorhandenen christlichen Gehalt hervor und betonte dies besonders scharf gegenüber dem pantheistischen Geiste, mit dem Goethe die Sage erfüllt habe.

Während er diese Schrift abfaßte, war Martensen bereits in enge Beziehungen zu Lenau getreten. In Neuners „Silbernem Kaffeehause" zu Wien, wo damals Lenaus „Faust" in aller Munde war, hatte ihn der Däne neben den anderen Wiener Literaten kennen gelernt. Er las seine Schrift dem Dichter stückweise, wie sie entstand, vor, und dieser war in seiner Weltanschauung der des dänischen Freundes bereits so nahe gerückt, daß er jene Schrift „meisterhaft" nannte und ihre Drucklegung bei Cotta veranlaßte. Niembsch, der über seine Zeit frei verfügte, konnte sich dem ihn fesselnden Einflusse des Dänen unbedenklich hingeben und stand viele Wochen lang mit ihm in regstem persönlichen Verkehr. Lange Spaziergänge und stundenlange tiefsinnige Gespräche über Religion, Politik, Philosophie und Kunst brachten beide einander so nahe, daß Lenaus Denken noch monatelang, auch nachdem Martensen Wien wieder verlassen und sich zunächst nach Paris begeben hatte, völlig von jenem beeinflußt wurde. Dem Dänen war es vornehmlich darum zu tun, die Menschheit moralisch zu fördern, die

in seiner nunmehr gefestigten christlich-theosophischen Weltanschauung begründeten Ideen zu verbreiten, als ein Prediger aufzutreten und andere zu seinen Ansichten zu bekehren. Als er daher in Lenau einem Geiste begegnete, der sich seinem Einfluß rasch und begeistert hingab, weil er in der inneren Sicherheit des dänischen Freundes eben das fand, was er selbst bisher schmerzlich entbehrt hatte, da ergab sich für Martensen von selbst der Gedanke, Ruf und Begabung dieses Dichters seinen Ideen dienstbar zu machen und mit Hilfe der Kunst zu predigen. Dem enthusiasmierten Lenau ist es nicht zum Bewußtsein gekommen, wie weit er sich damit von der Absicht rein künstlerischer Wirkung entfernte. Er vernahm es mit Entrüstung, als die Cottasche Buchhandlung an Martensen das Ansinnen stellte, er möge seine Abhandlung über Lenaus „Faust" nach der ästhetischen Seite hin erweitern, und erhob selbst heftigen Einspruch. Und als er nach einem Stoffe für ein neues Epos suchte, den er von vornherein der Kirchengeschichte zu entnehmen gedachte, wies ihn Martensen auf einen geistlichen Helden hin, dessen historische Bedeutung nicht zum geringsten darin besteht, daß er sich gegen die bedeutsamsten Anfänge der modernen Kunstentwickelung fanatisch auflehnte. Aber die Darstellung des Wirkens der gewaltigen Persönlichkeit Savonarolas bot Gelegenheit zu einer kräftigen Absage an die rationalistischen Lehren eines Hegel und David Friedrich Strauß, an den Pantheismus Spinozas und Goethes, an den Machthunger des ebenso von Lenau wie von dem Protestanten stets bekämpften Papsttums und zur scharfen Hervorkehrung der von beiden vertretenen mystischen Weltanschauung, die dem historischen Savonarola nicht fremd war und namentlich in der von Martensen empfohlenen Quelle hervorgehoben wurde[1]. Martensen und Lenau verlangten geistige Wiedergeburt ihres von Goethe, Spinoza und der Aufklärung angeblich desorganisierten Zeitalters. Savonarola predigte Rückkehr zum unverfälschten Christentum, als die Renaissance der Antike in Florenz das Leben lediglich ästhetisch gestaltete. So entstand im „Savonarola" ein Werk von streng theistischer und christlicher Tendenz, alle überraschend, die Lenaus innere Entwickelung nicht zu beobachten vermochten, alle diejenigen befremdend, die in ihm den

[1] Vgl. Weiteres darüber in der „Einleitung des Herausgebers" zum „Savonarola", Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 211 ff.

Dichter eines pantheistischen „Faust" bewunderten und der von Goethe vertretenen humanistischen Weltanschauung anhingen.

8. Wien. Karoline Unger. „Die Albigenser."

Martensen und Lenau hatten mit leichtem Spotte von den „Geruchlosen" gesprochen, die, wie Lorenzo dei Medici, nicht imstande waren, „den Duft religiöser Anschauung" zu empfinden, der von Savonarolas Wirken ebenso ausging, wie er dem ihm gewidmeten Gedichte eigen sein sollte. Der Dichter hoffte, „gewissen Gemütern", nämlich den religiös-kontemplativ gerichteten, „eine Freude zu machen mit dieser Arbeit". Das gelang ihm auch bei Geistern, die einer Weltanschauung anhingen, wie sie Martensen vertrat. So schloß Lenau mit Franz von Baader, den er in München aufsuchte, begeistert Freundschaft. Kerner nannte den „Savonarola" „ungeheuer, ein Meisterstück aller Meisterstücke" und brach bei der ersten Vorlesung der letzten Romanze in heftiges Weinen aus. Aber wenn er äußerte, das Werk werde „einen Teufelslärmen" machen, so fühlte er wohl heraus, daß Lenau hier eine Tendenz vertrat, deren überscharfe Betonung in einem Werke der Dichtung auch lebhaftesten Widerspruch hervorrufen müsse. Selbst Martensen hat es später ausgesprochen, daß die namentlich gegen Hegel und David Friedrich Strauß gerichtete Tendenz zu stark hervorgehoben sei für ein Dichterwerk. Die ganze Partei der Hegelianer fühlte sich getroffen; Strauß war persönlich verletzt. Außer der liberalen Partei nahmen aber naturgemäß ebenso die konservativ und ultramontan gerichteten Geister gegen die Verherrlichung eines revolutionären Demokraten und papstfeindlichen Ketzers Stellung. Sein schroffer Parteistandpunkt gewann also dem Werke nur wenige Freunde, und auch die rein künstlerisch urteilenden, denen das Gedicht ohnehin nicht viel bot, konnten sich mit der Verachtung des Hellenismus nicht befreunden. So erfuhr das Werk viele Angriffe, und der von der Kritik bisher verwöhnte Dichter litt schwer unter dessen teils lauer, teils ablehnender Aufnahme. Eine große Anzahl von Abwehrgedichten entstand im Jahre 1838; manche davon erschienen erst im „Lyrischen Nachlaß".

Der Beifall, den der „Savonarola" gerade bei den Schwaben fand, hätte nun den Dichter dazu führen müssen, sich diesen noch enger anzuschließen. Aber die Stadt, in der Sophie weilte, war wieder

ganz seine Heimat geworden. Er gehörte jetzt den österreichischen Dichtern an und wurde vertrauter mit den unter ihnen herrschenden Tendenzen. Diesen, die sich in jenen Jahren mehr und mehr politischen Fragen zuwandten, war der Mystizismus eines Martensen zumeist fremd. Es bestand zwar nach dessen Bericht im „Silbernen Kaffeehause" ein Gegensatz zweier Parteien, von denen die eine eine christliche, die andere eine „bloß humanistische" Weltanschauung vertrat. Aber die letztere scheint das Übergewicht besessen zu haben. Ihr kamen die bedeutsamen Traditionen der josephinischen Zeit zu Hilfe, die besonders seit der Julirevolution schon aus politischer Opposition gepflegt wurden; außerdem hatte soeben der Genius Goethes dieser Weltanschauung zu neuem Ansehen verholfen. Romantische Ideen fanden in diesem Kreise Wiener Literaten nur noch wenig Anklang; und so geriet auch Martensen alsbald in Gegensatz zu deren Häuptern, insbesondere Bauernfeld und Grün. Als der dänische Theolog daher mit seiner Schrift über Lenaus „Faust" den Beifall des Dichters dafür fand, daß er für das Ganze gelten ließ, was mit Recht nur aus dem Schlusse herauszulesen ist, stieß er namentlich bei Grün und Frankl auf den berechtigten Einwand, er suche in dem Werke mehr, als der Dichter damit habe sagen wollen. Solche Meinungen von Geistern, mit denen Lenau täglich in Berührung kam, konnten nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben. Ziemlich bald verlor er Martensen aus den Augen; nur durch Zufall erfuhr dieser, daß Lenau ihm den „Savonarola" gewidmet habe. Am 24. April 1838 aber gestand Niembsch dem fernen Freunde, die Weltanschauung des „Savonarola" habe ihn noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt. Oft fühle er sich unglücklich; die Sache Gottes halte er für unsicher, ja für verloren. Und am 1. November 1839 sagte er sogar energisch dem im „Savonarola" vertretenen Mystizismus ab: „Man hat mich hier und dort des Mystizismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht! Daß in meinem ‚Savonarola' mancher mystische Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel." Zugleich hielt es Lenau für gut, seinen Ausfall gegen die Hegelsche Schule als einen „pruritus ingenii" („Geisteskitzel") zu erklären, und für nötig, sich gegen die Unterstellung zu verwahren, als sei er Menzels „versifizierender Schildknappe".

Die Weihnachtsstimmung, in der der Dichter seinen „Savonarola"

geschrieben hatte, war von ihm gewichen. Abermals erfuhr sein Denken eine völlige Umwälzung; es näherte sich wieder jenen Zweifeln, unter deren Einfluß der „Faust" entstanden war, und es ist bezeichnend, daß Lenau im Jahre 1840 eine „ausgeführtere" Auflage dieses Werkes herstellte, während die zweite Auflage des „Savonarola" von 1844 lediglich stilistische Änderungen gegenüber der ersten aufweist; außerdem war die Widmung an Martensen hier getilgt. Wiederum hatte die Entwickelung seines Gefühlslebens daran bedeutsamen Anteil. Im Winter 1837/38 in Wien und im Sommer 1838 in Ischl stets in der Nähe von Sophie, hatte der Dichter eine Zeit hohen Liebesglücks durchlebt. Aber im Winter 1838/39 nahmen die Beziehungen beider unter den nervenreizenden Einflüssen des drückenden Verhältnisses eine Wendung, die die Liebenden bis nahe zum Bruche führte. Dieser schien besiegelt, als Niembsch im Juni 1839 die Sängerin Karoline Unger (1803—77) kennen lernte und sich nach kurzer Bekanntschaft mit ihr verlobte. Wieder waren es musikalische Eindrücke, die dieses Band knüpfen halfen. Als Lenau am 24. Juni 1839 beim Grafen Christalnigg eingeladen war, ließ Karoline mit dem Vortrage zweier Lieder von Schubert ein solches „singendes Gewitter von Leidenschaft" auf des Dichters Herz los, daß dieser sich sogleich aufs heftigste erschüttert fühlte und „in einen Sturm" geriet. Die Sängerin, die ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte, versöhnte den Zorn, der ihn „gegen das sieghafte Weib" ergriffen hatte, durch Demut; sie zeigte ihm „bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt". Mit namenloser Gewalt fesselte ihn dieses „wunderbare Weib". „Nur am Sarge meiner Mutter", berichtete er am 5. Juli an Sophie, „habe ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte." „In ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung" hörte er „das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen." Am 11. Juli bereits teilte Niembsch der in Ischl weilenden Sophie seine Verlobung mit Karoline mit: „Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrißnen Herzen." Sophie hat dies nicht getan. Wohl hatte

sie mehrfach geäußert, er möge nicht an dem unglückseligen Bunde mit ihr festhalten, wenn eine andere einmal tiefer auf ihn wirke. Aber jetzt fühlte sie, was auf dem Spiele stand, und die Leidenschaft der eifersüchtigen Geliebten erwachte in ihr. Vorsichtig ging sie zu Werke und veranlaßte den Freund zunächst, von Wien zu ihr nach Ischl zu eilen, wo er auch Ende Juli 1839 eintraf. Und als nun hier weitere Erörterungen erfolgten über das künftige Leben des Paares, über Karolinens Stellung zur Öffentlichkeit und über die beiderseitigen materiellen Hilfsmittel, als Sophie auch darin vollständig des Dichters Beraterin wurde, fand diese die Möglichkeit, sich den ihr unentbehrlich gewordenen Freund zu erhalten, indem sie ihn auf mancherlei Hindernisse hinwies, die einer glücklichen Ehe mit Karoline entgegenstanden. Sie machte vor allem darauf aufmerksam, daß die Primadonna der Öffentlichkeit angehöre und erst ihre Verpflichtungen zur Bühne lösen müsse, ehe sie die Gattin eines Niembsch werden könne. Mit bewundernswerter Entsagungsfreudigkeit erklärte sich Karoline dazu bereit. Sie erbot sich sogar, ihre eingegangenen Kontrakte zu brechen und die hohen Konventionalstrafen zu zahlen, was freilich Niembsch ritterlich ablehnte. Lenaus eigene materielle Lage gab weiteren Anlaß zu Bedenken. Am meisten aber kamen Sophie tiefer liegende Momente zu Hilfe, die schließlich Niembsch dazu führten, die Verlobung aufzulösen und den ganzen Plan später für eine Eselei zu halten. Die Primadonna vermochte auch im Leben der Wirklichkeit die theatralische Pose nicht abzulegen und zeigte eine Leichtigkeit der Lebensauffassung, wie sie ein Lenau nimmer zu teilen imstande war. Sie hatte es sich gar herrlich ausgemalt, den berühmten Dichter an ihren Siegeswagen zu fesseln und ihren bürgerlichen Namen mit dem voller tönenden einer Niembsch von Strehlenau zu vertauschen. Echte Liebe und tiefe Leidenschaft war offenbar weder bei ihr noch bei Niembsch vorhanden. Dazu fehlte der Sieggewohnten die Hingebungsfähigkeit, wie sie Lenau von Frauenliebe zu erwarten gelernt hatte. Gerade die Fürsorge für die täglichen Bequemlichkeiten, die er von Emilie von Reinbeck und Sophie Löwenthal als selbstverständlich hinzunehmen gewöhnt war, lag der Primadonna fern, die von ihren Verehrern allerlei Ritterdienste und kleine Handreichungen zu fordern pflegte und auch bei Niembsch keine Ausnahme machte; auf einer im Herbst 1839 durch das Salzkammergut unternommenen gemeinsamen Reise

der Verlobten trat dies besonders hervor. Bereits im Winter 1839/40 kühlten sich daher die Beziehungen bedeutend ab; auch an Klatsch, der die Künstlerin in Lenaus Augen herabsetzte, scheint es nicht gefehlt zu haben. Beide blieben Freunde; aber Sophie hatte den Dichter wiederum so stark in ihre Gewalt bekommen, daß an eine Heirat nicht mehr zu denken war. Am 14. Juli 1840 gelang es Lenau, seine Briefe an Karoline zurückzuerhalten. Er verbrannte sie, wie Karoline ihre an Niembsch gerichteten, die er ihr ebenfalls zurückgestellt hatte. Die Sängerin fand sich würdig mit der Lage ab; sie begab sich bald darauf nach Italien und vermählte sich im nächsten Jahre mit dem bedeutend jüngeren französischen Schriftsteller François Sabatier (1818—91). Lenau aber triumphierte: „Jetzt erst ist der dumme Streich maustot geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zumut darüber."

Zu diesen Herzenswirren gesellten sich andere, mehr äußere Erlebnisse, die dem Dichter viel zu schaffen machten und sein Gemüt bedrückten. Der Zensurdruck des Metternichschen Polizeiregiments lastete schwer auf dem literarischen Wien. Oft herrschte im „Silbernen Kaffeehause" tagelang „eine trübe, bittere Stimmung". Es war ausgeschlossen, daß Lenaus Pseudonymität der Wiener Zensurpolizei auf die Dauer verborgen blieb. Und da er ohne deren Erlaubnis seine Werke im Auslande hatte drucken lassen, wurde er im Dezember 1836 auf Veranlassung des Polizeiministers vorgefordert und zur Rede gestellt. Er brachte es nicht übers Herz, den „Lenau", dem er „viel Freude und Freunde im Leben" verdankte, zu verleugnen; und so gab er seine Identität zu Protokoll. Eine Entscheidung erfolgte nicht. Lenau hatte nachgewiesen, daß er ungarischer Bürger sei und als solcher nicht unter die österreichisch-deutschen Zensurgesetze gestellt werden könne. Da legte man ihm jedoch ein ungarisches Hofkanzleidekret vom Jahre 1798 vor, nach dem es auch jedem Ungarn verboten war, ohne vorläufige Zensurbewilligung etwas im Ausland drucken zu lassen. Der Dichter war darüber so erbost, daß er sich lieber einsperren lassen als eine Geldstrafe zahlen wollte. Aber dazu kam es nicht; er erfuhr nichts wieder von der Sache als im Februar 1841 ein unbestätigtes Gerücht von der Erledigung des Streitfalles. Gleichwohl trugen die zeitweilig häufigen Behelligungen und vor allem die stete Unsicherheit, aufs neue darein verwickelt zu werden, bedeutend dazu bei, den Dichter zu verstimmen und zu verärgern und den finstern

Unmut in ihm zu vergrößern, den wir in jenen Jahren immer häufiger an ihm beobachten. Selbst der Erlangung eines Passes zur Reise nach Stuttgart wurden jetzt Schwierigkeiten bereitet.

Alle diese Erlebnisse waren nicht dazu angetan, Lenau diejenige Sammlung und Freudigkeit zu gewähren, deren er zur Abfassung eines neuen größeren Werkes bedurft hätte. Als er, noch im Banne Martensens, den „Savonarola" schrieb, plante er eine große epische Trilogie, in der die wichtigsten Bewegungen innerhalb der römischen Kirche behandelt werden sollten. Der Florentiner Mönch war als deren zweiter Held gedacht; der erste Teil der Trilogie sollte sich mit Hus, der dritte mit Hutten befassen. Im März 1836 beschäftigte sich der Dichter mit Quellenstudien dazu; mit „Hus" und „Hutten" wollte er sogar bis zum Herbst desselben Jahres fertig sein, wenn nur seine Gesundheit ausreichte. Die Ausarbeitung des „Savonarola" beschränkte zunächst diese weitausgreifenden Pläne. Von „Hutten" ist überhaupt nicht wieder die Rede. Und das Studium der Quellen zur Geschichte der Hussiten erwies sich bei näherem Zusehen nicht ergiebig genug für ein größeres Gedicht; die Ziska-Romanzen waren das einzige dichterische Ergebnis. Als er aber diese niederschrieb, hatte ihn der ihm befreundete Ferdinand Wolf (1796—1866), Kustos an der Wiener Hofbibliothek, bereits auf denjenigen Stoff hingewiesen, dem der Dichter sein nächstes großes Werk widmete. Wolf betonte mit Recht, daß einer dichterischen Behandlung der revolutionären Bewegungen innerhalb der römischen Kirche die der Geschichte der Albigenser erst eine Grundlage zu schaffen vermöge. Darauf ging der Dichter mit Feuereifer ein und widmete sich nun einem ausgedehnten Quellenstudium, neben Wolf selbst von dem Germanisten Theodor Georg von Karajan (1810—73), ebenfalls Beamten der Wiener Hofbibliothek, und dem Dichter Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen, 1806—71), der 1845 Kustos der Wiener Hofbibliothek wurde, beraten. Die Bewältigung des Stoffes bot sehr große Schwierigkeiten. Sie beschäftigte den Dichter vom Herbst 1838 bis zum Herbst 1841; selbst bei der Drucklegung im Juni und Juli 1842 fand er noch manches zu feilen. Andere Angelegenheiten unterbrachen wiederholt die Arbeit, der Druck der „Neueren Gedichte" vom Jahre 1838, die Herstellung der dritten und vierten Auflage der „Gedichte" von 1838 und 1840, der zweiten Auflage der „Neueren Gedichte" von 1840 und die Ver-

einigung beider Sammlungen in zwei Bände in der fünften Auflage der „Gedichte" vom Jahre 1841. Die Erlebnisse mit Karoline Unger wandten ebenfalls auf längere Zeit des Dichters Aufmerksamkeit von dem Werke ab. Diesen und anderen Momenten in Lenaus äußerem Leben ist die fragmentarische und — wie beim „Faust" — rhapsodische Gestalt des Werkes zuzuschreiben. Dazu fehlte hier der das Ganze beherrschende, einheitliche Gesichtspunkt, unter dem die Arbeit am „Savonarola" rasch fortgeschritten war, sowohl im Stoffe selbst und im Aufbau des Werkes als in der Anschauungsweise des Dichters. Nur die Tendenz „contra pontificem" verstand sich von vornherein von selbst. Aber Innozenz III. war ein anderer als der weltlich gesinnte Alexander VI., ein Fanatiker wie Savonarola und diesem in der theokratischen Denkweise verwandt. Und für das wilde Blutvergießen, das der Dichter in enger Anlehnung an die Quellen zu schildern hatte, machte dieser jetzt eben jenen Fanatismus verantwortlich. Ja, er geht weiter. Alle diese wilden Kämpfe erfolgten im Namen dessen, den Savonarolas Weihnachtspredigt begeistert als den Geist der Liebe geschildert hatte. Zu Ehren Jesu Christi zerstampften blindwütige, beutegierige Scharen unter herrschsüchtigen Führern, mit dem Kreuze geschmückt, ein blühendes Land und töteten dessen Bewohner. Demgegenüber hielt die Weihnachtsstimmung der Savonarola-Zeit nicht stand; die finsteren Geister trieben wieder ihr Wesen in der widerstandslosen Seele des Dichters. Dem Verhältnis zu Sophie fehlte, namentlich seit der Verlobung mit Karoline Unger, das Beglückende, Anfeuernde der ersten Zeit. Damit aber war in des Dichters Weltanschauung der Glaube wankend geworden, der Glaube an einen persönlichen liebenden, in Jesu Christo geoffenbarten Gott und an die Unsterblichkeit der Seele. So wurde nach Lenaus eigenem Ausspruche keine einzelne Figur der Held seines Gedichts, sondern ein rein geistiges Moment: der Zweifel. Er ist der finstere, bitter mit dem Schicksal hadernde Geist, eine herb pessimistische Weltbetrachtung, wie wir ihr sonst in Lenaus Gedichten in dieser Stärke kaum begegnen, weil hier nicht bloß ein subjektives Gefühl, sondern eine historische Tatsache den dunklen Hintergrund bildet, und der Dichter eben für diese Analogien in seiner eigenen Zeit fand. Was tat denn das „System" Metternichs mit seiner Zensurpolizei anderes als der fanatische mittelalterliche Papst, der die Geister zu knechten trachtete, um ihre freie Entwickelung

und Äußerung einzuschränken? Und wie die Schriftsteller des vormärzlichen Österreich seit der Julirevolution sich mehr und mehr mit Politik beschäftigten und ihr Talent oftmals, wenn auch zunächst heimlich und meist unter fremdem Namen, in den Dienst liberaler Ideen stellten, so wählte Lenau „die blutigen Kämpfe zum Gegenstande seiner Lieder", um „seinem Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen". Auch hier also, wie im „Savonarola", ein Ablenken von rein ästhetischen Gesichtspunkten. Uns entschwindet der romantische Dichter, der im Walde träumend ruht oder uns sein Liebesweh klagt. Stark drängt sich in dem spät angefügten „Schlußgesang" die politische Tendenz hervor; die Schilderung der blutigen Kämpfe der alten Kirche soll dazu dienen, die scheue Furcht der Zeitgenossen „vor den schwächern, spätgezeugten Kindern des Nachtgeistes" zu mindern. Zwar erwartete der Dichter die Erfüllung des ihn und seine Zeitgenossen beherrschenden Sehnens nach freier Äußerung der Gedanken nicht mehr von dem „düstern Unmut", dem „Groll", der „Eile", der „Zerrissenheit" seiner eigenen Zeit, sondern glaubte ahnungsvoll „vor Tag zu Asche zu sinken", „mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen". Aber wie jener schonungslose Kampf der Papstkirche gegen eines der höchstkultivierten Länder des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zur Folge hatte, daß die der Minne gewidmete Dichtkunst der Troubadours verdrängt wurde von Streitgesängen und bitteren Epigrammen und schließlich ganz verklang in dem Waffengeklirr der blutigen Zeit, so lernten die Wiener Schriftsteller der auf das Jahr 1848 hineilenden Zeit, rein ästhetische Wünsche und Bestrebungen zurücktreten zu lassen, um immer lauter das Sehnen ihrer Zeit zu künden. Als Wien und die habsburgische Monarchie wenige Jahre danach von revolutionären Wirren erschüttert wurden, da hatten sich bereits auf Lenaus Geist die Schatten des Wahnsinns gesenkt. Aber er, der damals keine Teilnahme zeigte, als jemand in seine Zelle trat mit dem begeisterten Rufe: „Wir sind frei!", er hatte doch die Entwickelung dieser Stimmung miterlebt und nicht vermocht, sich und sein Dichten ihrem reiner Kunst so gefährlichen Einflusse zu entziehen. So sind „Die Albigenser" ein wildes Kriegslied geworden, in dem die düstere Seele des Dichters sich oft mit zu großer Neigung mit dem Entsetzlichen beschäftigt; und indem sie sich äußerlich gegen das System der katholischen Kirche wandten, der man schon den Fehde-

handschuh hinwerfen konnte, richten sich diese Gesänge doch im Grunde gegen den beengenden Geist der österreichischen Reaktionszeit und verkünden autoritätsfeindlich die Forderung der Freiheit des Gedankens und der Forschung. An die pantheistische Richtung des „Faust" knüpft der Satz der Häretiker an: „Der Geist ist Gott". Eine Annäherung an die Ideen Hegels ist darin nicht zu verkennen; aber eine gefestigte Weltanschauung hat der Dichter damit nicht erlangt. Er hatte die einseitige Richtung des „Savonarola" überwunden und war der Skepsis des „Faust" entronnen, indem er in heißem Ringen seine Betrachtung der Welt nach der realistisch-politischen Seite hin erweiterte. Noch „zweifelte" er in den „Albigensern" im kartesianischen Sinne und wies seinen Lesern ein Ziel in der Zukunft. Er selbst aber hat es weder äußerlich noch innerlich erreicht.

9. Letzte Dichtungen. Marie Behrends. Katastrophe.

Mit wahrhafter innerer Befriedigung hatte Lenau nie an einem Stoffe zu arbeiten vermocht, der der dichterischen Bewältigung so erhebliche Schwierigkeiten bereitete, dessen Ausführung durch so viele Hindernisse aufgehalten wurde, und der ein solches Heer finsterer Geister in ihm entfesselte wie „Die Albigenser". Nachdem daher die erste Begeisterung, mit der er den Plan ergriffen hatte, vorüber war, hat er ihn nur mit innerer Überwindung durchgeführt, zumal auch Sophie Löwenthal dem Werke nicht hold war und an seinem Erfolg zweifelte. Neue polizeiliche Verfolgungen waren ernstlich zu befürchten, und der Dichter erbebte vor dem Gedanken, nach dem Erscheinen der „Albigenser" genötigt zu sein, seine Heimat, die Nähe der Geliebten vielleicht auf immer zu meiden. Als sich diese Sorge als unbegründet erwies, war gleichwohl in dem Dichter ein Bedürfnis vorhanden, auszuruhen von politischer, kirchlicher und philosophischer Polemik. Und Lenau war doch zu sehr Dichter, als daß er nicht gefühlt hätte, wie sehr er sich im „Savonarola" und den „Albigensern" von der rein ästhetischen Behandlung der Probleme hatte wegführen lassen. Am wenigsten boten die Helden beider Gedichte — hier der Zweifel, dort der starre Fanatiker — ästhetisch fesselnde und psychologisch durchzuführende Vorwürfe. Die Schicksale aller in diesen Werken behandelten Figuren sind von äußeren Momenten abhängig; wir spüren die Hand des Dichters nur in der Form und der Behandlung von

Einzelheiten der Darstellung. Suchte aber Lenau, vielleicht schon bald nach dem Abschlusse der „Albigenser", nach einem neuen Stoffe, der in erklärlichem Kontrast zu denen der beiden vorher geschaffenen Werke stehen sollte, so mußte es ein Problem von mindestens gleicher Bedeutung wie das des „Faust" sein. Die gelehrten Wiener Freunde verhalfen ihm dazu und machten ihm die früheste Quelle zugänglich. Lenau entschloß sich, einen „Don Juan" zu schreiben.

Die innersten Gründe, die den Dichter auf diesen Plan brachten, können wir nur vermuten. Nach der Auflösung seiner Verlobung mit Karoline Unger war er mehr denn je in die Bande Sophie Löwenthals verstrickt worden. Indem ihn die Gekränkte die Verminderung ihres Vertrauens zu seinem Charakter fühlen ließ, fesselte sie ihn nur um so fester an sich; der Wiederaufbau ihres Vertrauens war seine heiligste Beschäftigung. Er empfand es wohl: es war eine Rückkehr ins Gefängnis. Aber wie auch namentlich seine Sinne gegen eine solche Beschränkung seiner inneren Freiheit bisweilen rebellieren mochten: er war ihr verfallen; er kam nicht von ihr los; sie hielt die Herrschaft über ihn in oftmals unbarmherzigen Händen. Nicht das Gefühl überschäumender, kraftbewußter Jugendlust kann den Dichter auf den neuen Stoff geführt haben. Aber in einsam vergrübelten Stunden mag sich der Wunsch, vielleicht nur halbbewußt, in des Dichters Seele gerührt haben, frei allen Banden des Gemüts zu entfliehen, mit dem leichten Sinne und der selbstbewußten Männlichkeit des spanischen Liebeshelden dem Leben und den Menschen gegenüberzutreten. Und so war es die Sehnsucht nach freiem Aufatmen, nach robuster Gesundheit der Seele und des Leibes, der Kontrast zur Müdigkeit und gestörten Festigkeit der eigenen körperlichen und seelischen Verfassung, die Lenau an diesen Stoff heranführten und ihn bei der Bearbeitung ausharren ließen bis in die letzten lichten Tage seines Erdenwallens. Der Dichter, der zur Zeit der Entstehung des „Savonarola" die Asketen in Schutz genommen hatte, fand jetzt heftige Worte gegen das „Ungeheuer" Zölibat. Er, der selbst „als Asket" lebte, schaute jetzt aus dem Gitterfenster seiner engen Zelle mit geheimer Sehnsucht hinaus in den lachenden Frühling des Lebens. Zwar konnte er seinen liebestrunkenen Helden kein Genügen finden lassen, so wenig er selbst es bisher gefunden hatte. Aber während Don Juan die Brust dem Todesstoß, der ihn „von außen treffen"

soll, preisgibt, versuchte es der Dichter noch einmal in plötzlichem Entschlusse, der Zelle zu entfliehen und seinem Leben eine neue, beglückende Wendung zu geben.

Am 1. April des Jahres mit der „vierschrötigen" Zahl 1844 traf Niembsch bei den Stuttgarter Freunden ein. Er brachte ihnen als köstlichstes Erzeugnis seines letzten lyrischen Schaffens die tiefsinnigen, träumerisch-sehnsüchtigen „Waldlieder", in denen noch einmal der müde Sänger die Natur, den rauschenden Wald und die schweigsamen Berge, die einzigen Erholungsstätten seiner von Zweifeln und Affekten geplagten Seele, liebevoll grüßte. Nun fügte er sie als schönste Zutat der auch sonst mannigfach bereicherten siebenten Auflage seiner „Gedichte" an. Es war die letzte Ausgabe, die er selbst überwachte; bis Ende Juni hielten ihn die umfänglichen Korrekturen der zwei Bände sowie der zweiten Auflage des „Savonarola" in Stuttgart fest, zumal Cottas Setzerei nicht so rasch arbeitete, wie er gehofft hatte. Mehr und mehr beschäftigten ihn Reisepläne für den beginnenden Sommer. Er wollte etwas für seine Gesundheit tun; denn er fühlte gar wohl, daß die häufigen verzweifelten Stimmungen der letzten Jahre immer mehr zu dauernden neurasthenischen Erscheinungen geworden waren; „auffallend" war ihm seine „totale Appetitlosigkeit, häufiger Kopfschmerz und große Reizbarkeit der Nerven"; seinem Schlafe fehlte die Tiefe. Anfangs plante er einen Aufenthalt in einem Seebade; er wollte das Meer wiedersehen. Dann jedoch entschloß er sich, die kränkelnde Emilie von Reinbeck, der sich noch ihre Schwester Charlotte anschloß, Ende Juni nach Lichtental bei Baden-Baden zu begleiten. Aber dort hielt er es nicht aus, und als ihm Bertold Auerbach, an den er sich schon in Stuttgart mit überraschender Schnelligkeit angeschlossen hatte, vorstellte, daß er in dem stillen Lichtental, in der Umgebung der leidenden Frauen, weder Aufheiterung noch Erholung finden könne, ließ er in verletzender Weise die beiden Freundinnen im Stich und blieb in dem belebten Baden-Baden, damals dem ersten Modebade Deutschlands. Hier, in einer zu ebener Erde an geräuschvoller Straße gelegenen Wohnung, kam er nun weder zu ruhigem Arbeiten an seinem „Don Juan", dessen Plan und dessen große Schwierigkeiten mit Auerbach auf den gemeinsamen Spaziergängen sehr ausführlich besprochen wurden, noch konnte von einer Erholung die Rede sein. Im Gegenteil war sein Zustand sehr auf-

geregt; wie immer in solchen Fällen, spielte er bis spät in die Nacht hinein auf seiner Violine. Tief erschütterte ihn außerdem die Nachricht vom Tode Alexanders von Württemberg.

Da geschah es, daß Lenau an der Mittagstafel im Hotel zwei Damen kennen lernte, von denen die jüngere seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Marie Behrends (1811—89) war schon über die Blüte der Mädchenjahre hinaus; aber ein reines, schlichtes Gemüt, das tiefen Gefühls und warmer Hingabe fähig war, drückte sich in ihrem Äußeren wohltuend aus. Die aufgeregte Seele des Dichters fand Ruhe in ihrem Anblick und verweilte im letzten Glückstraum bei diesem stillen Frauenbilde. Niembsch erfuhr, daß beide Damen aus Frankfurt a. M. stammten, und daß Marie Behrends ihre Tante auf deren Badereise begleite. Er näherte sich ihnen und erweckte bald die Teilnahme des Mädchens, nach dessen Besitz ihn vom ersten Augenblicke an verlangte. Sie sah die trüben Schatten, die von Zeit zu Zeit über seine Stirn fuhren, und in echt weiblichem Mitgefühl ergriff sie der Gedanke: „Wie des fremden Mannes Kummer heilen?“ Da, am 2. Juli, übersandte ihr der berühmte Dichter, dessen Namen sie inzwischen erfahren hatte, seine Gedichte und begleitete sie mit einigen Versen, deren innige Wärme das Gemüt des still zurückhaltenden Mädchens in Aufruhr versetzen mußten. Nur noch wenige Tage vergingen, und den Lippen des Dichters entrang sich ein letztes, krankhaft überstürztes Liebesbekenntnis.

Was weiter geschah, zeigt nur in verstärktem Maße die schon vorher zu beobachtenden Symptome der Nervenzerrüttung. Der zweiundvierzigjährige Dichter wollte jetzt um jeden Preis heiraten. Schon am 16. Juli erschien er in Frankfurt und hielt alsbald bei Maries Mutter um die Hand des Mädchens an. Die Gattin des Advokaten und Senators Johann Konrad Behrends, der am 7. September 1843 gestorben war, hatte manchen Grund zu Bedenklichkeiten. Sie machte unter anderm die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse geltend, Niembsch' Adel, die mehr auf häusliche Tugenden als auf geistige Interessen gerichtete Erziehung, die sie ihrer Tochter gegeben habe. Vor allem aber verheimlichte sie Niembsch, der anfangs an das Vorhandensein eines größeren Vermögens geglaubt hatte, nicht, daß sie mit ihrer Tochter in bescheidenen Verhältnissen lebte; die dieser jetzt und später zur Verfügung stehenden Mittel würden nicht aus-

reichend sein zur Bestreitung eines standesgemäßen Unterhalts. Niembsch selbst hatte stets mit Geldsorgen zu kämpfen gehabt und war, zumal er es liebte, bisweilen nach Art eines splendiden Kavaliers aufzutreten, mit den Erträgnissen seiner Werke gerade ausgekommen. Obendrein gewährten diese immerhin schwankenden Einnahmen keine ausreichende Sicherheit für die Zukunft und sein zusammengeschmolzenes Vermögen ebensowenig. Jetzt rächte es sich am bittersten, daß Niembsch immer wieder versäumt hatte, sich um eine gesicherte bürgerliche Stellung zu bemühen. Einmal hatte ihn der Adelsstolz, ein andermal das Hochgefühl des freien Dichters, bisweilen auch die Bequemlichkeit zurückgehalten. Indessen machten jetzt die Bedenken der Frau Behrends wenig Eindruck auf den hastig auf sein Ziel hinsteuernden überreizten Dichter. Cotta hatte ihm bisher fast stets bereitwilliges Entgegenkommen bewiesen; dieser sollte jetzt auch die Zukunft des Dichters und seiner Familie sicherstellen. Niembsch bestürmte Marie um die Erwiderung seiner Liebe und ihre Mutter um ihre Einwilligung. Als er beides erlangt hatte, eilte er zu Cotta und drang diesem am 30. Juli 1844 einen Vertrag ab, auf Grund dessen er „das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht" seiner sämtlichen — auch der künftigen — Schriften der Verlagshandlung für 20 000 Gulden abtrat, außerdem für jeden weiteren Band jedesmal 2500 Gulden erhalten sollte. Die Auszahlung der 20 000 Gulden sollte von Ostern 1845 ab innerhalb fünf Jahren erfolgen. Bereits am 2. August erschien Niembsch mit dieser Kunde wiederum in Frankfurt. Nun konnte er auch nicht mehr verhindern, daß die Verlobung bekannt wurde; mochten Sophie und seine Geschwister die Nachricht durch die Zeitung erhalten. Niembsch blieb bis zum 6. August; dann eilte er von der Braut, die ihn nie wiedersah, hinweg und über Stuttgart nach Wien, wo er am 14. August eintraf. Reinbecks, gegen die sich Niembsch noch immer wenig schonungsvoll betrug, wurden von seinem Entschlusse ebenso überrascht wie die Wiener Freunde und Verwandten; sie fanden auf ihre leise geäußerten Bedenken nur Widerspruch und hofften wohl im stillen wie der Dichter selbst auf eine glückliche Wendung in dessen Leben, das er fortan in ihrer Nähe, in Stuttgart, Heidelberg oder Frankfurt, zu verbringen gedachte; er hätte aus Wien einen auf drei Jahre lautenden Auslandspaß mitgebracht.

Lenau hatte ohne Zweifel die Absicht gehabt, dem Verhältnisse

zu Sophie, das ihn immer mehr bedrückte, mit raschem Entschlusse zu entrinnen. Seine letzten Reisebriefe an Sophie klingen kühl objektiv; die Zettelgrüße sind in den letzten Jahren seltener geworden und fehlen seit Anfang 1844 gänzlich. Aber nun mußte er das Schwere tun, vor dem ihm doch graute: in Wien, das er schon zur Erledigung äußerer Formalitäten für die Vorbereitung seiner Heirat aufsuchen mußte, der Frau, die er seit zehn Jahren immer wieder als das Höchste in seinem Leben bezeichnet hatte, von Angesicht zu Angesicht bekennen, daß sein Herz fortan einer andern gehören solle. Er hatte seine Kräfte überschätzt. Nicht bloß, daß seine Schwester Therese und Schurz im Verein mit den Wiener Bekannten seinen Entschluß für übereilt hielten und ihm ihre Bedenken wegen der pekuniären Hilfsmittel nicht verhehlten; er ward auch aufs neue des Einflusses inne, den Sophie über ihn besaß, und der Unmöglichkeit, sich ihm zu entziehen. In welcher Weise und wie stark Sophie ihre Macht über ihn geltend gemacht hat, entzieht sich unserer Beurteilung. Aber als er am 20. September nach einer sehr unruhigen Reise wieder in Stuttgart eintraf mit der Absicht, in wenigen Wochen in Frankfurt Hochzeit zu halten, da hatte er bereits unterwegs zwei Briefe an Sophie gerichtet und schrieb ihr nun am 24. September: „Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfang zu schätzen. In Ihnen, teure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt . . . Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiste und Herzen unentbehrlich zu sein."

Lenaus Herz war jetzt völlig zerrissen; während er Sophie huldigte, schrieb er zärtliche Briefe an seine Braut. Und während diese, ruhig und zurückhaltend, nicht gerade häufig wiederschrieb, trafen zahlreiche Briefe von Sophie ein, deren Inhalt den Gequälten gewaltig erschütterte. Sie hatte heftigstes Bangen vor künftigen Nahrungssorgen in ihm erweckt, und Schurz hatte seinen Vertrag mit Cotta für unvorteilhaft erklärt und ihm geraten, auf sofortiger Auszahlung des ganzen Kapitals oder aber einer Verzinsung der rückständigen Raten zu bestehen. Niembsch wandte sich darum nochmals an Cotta; doch verzögerte sich die Erledigung der Angelegenheit. Der Klatsch einer Wiener Dame, die bei der Nachricht von Lenaus Verlobung von einem „Verhältnis" gesprochen hatte, das er in Wien habe, verschlim-

merte seine Stimmung. Die Nerven waren aufs äußerste erregt; Nachtschweiße, ein schweres, dumpfes Hinterhaupt, Appetitlosigkeit, heftiges, anhaltendes Weinen waren Vorboten der Katastrophe, die am 29. September 1844 mit einer rechtsseitigen Fazialislähmung einsetzte. Es war ein Schlaganfall, wie die Ärzte bald zugeben mußten. Lenau kam sich vor „wie ein vom Tode Bezeichneter" und hatte „ein peinlich niederschlagendes Gefühl" von seiner „absoluten Unfähigkeit zum Heiraten". Aber Reinbecks ließen seine Gründe für den beabsichtigten Rücktritt von der Heirat nicht gelten. Sein Urteil verwirrte sich. Um Ruhe zu gewinnen, überließ er es Emilie von Reinbeck, nach Frankfurt zu schreiben, sandte indessen fast täglich ausführliche Berichte über sein Befinden und seine Pläne an Sophie Löwenthal und erwartete aufgeregt deren Erwiderung. Zwar trat die Gesichtslähmung am 2. Oktober zurück, und auch der Wunsch, zu heiraten, wurde wieder lebendig. Aber in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober erfolgte ein Tobsuchtsanfall; Niembsch verwüstete sein Zimmer und verbrannte zahlreiche Briefe. In den nächsten Tagen häuften sich die Anzeichen des Wahnsinns. Die täglichen, bisweilen heiter und leichtfertig klingenden Briefe an Sophie Löwenthal lassen die fortschreitende Trübung der Urteilskraft erkennen. Nach einem zweiten Delirium in der Nacht vom 15. zum 16. Oktober gestand Niembsch Emilie seine gesamten Beziehungen zu der geliebten Wiener Freundin. Zugleich änderte er jäh seine Ansichten über sie. Jetzt betrachtete er sich als „das Opfer der ungezählten Leidenschaften dieser Frau", die durch das Lesen vieler französischer Romane verdorben sei, und ließ ihre Bilder schmählich vernichten; dann bat er wieder, sie zu schonen. Da er Selbstmordversuche machte, bedurfte er ständiger Überwachung. Die getreue Emilie, unterstützt von Gustav Pfizer und Porbeck, rieb sich fast auf in der Sorge um den unglücklichen Freund und litt am unmittelbarsten unter den entsetzlichen Ausbrüchen seines Wahnsinns. Am 22. Oktober mußte man ihn in die Heilanstalt Winnental überführen. Noch längere Zeit hofften die Ärzte auf Besserung und Genesung. Als aber die fortschreitende Verblödung nicht mehr zu verkennen war, geleitete Schurz Mitte Mai 1847 den Kranken in die Nähe der Seinen; die von Dr. Görgen geleitete Anstalt Oberdöbling bei Wien nahm ihn auf. Hier verbrachte Niembsch, zumeist

in dumpfem Dahinbrüten, die letzten Jahre seines Lebens. Wie schon in Winnental besuchten ihn die Freunde. Aber während er sich dort noch bisweilen mit ihnen unterhalten hatte, bot er jetzt nur noch das Bild trauriger Zerrüttung. Sophie kam und schaute durch die Türspalte; er widmete ihr keine Teilnahme.

Am 22. August 1850, 6 Uhr morgens, verschied Nikolaus Lenau in den Armen seines Schwagers Schurz. Seine letzten zusammenhängenden Worte sollen gewesen sein: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich!" Die Bestattung erfolgte am 24. August nachmittags auf dem Kirchhofe zu Weidling. Dort weihte man am 22. Juli 1851 den Grabstein mit der kurzen Inschrift: Lenau.

*

Der tragische Ausklang dieses Dichterlebens hat nicht wenig dazu beigetragen, ihm das ehrliche Mitgefühl der Zeitgenossen zuzuwenden und das Interesse der Nachwelt bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Ein tatenfroheres Geschlecht wird in Lenau nicht seinen Lieblingsdichter finden und nur mit einer gewissen Scheu den düsteren Pfaden folgen, auf denen sein nächtlicher Geist umherirrte. Dennoch offenbart Lenaus Leben und Dichten Gedanken und Gefühle, die keiner ernsten Menschenseele fremd bleiben und darum immer rege geworden sind, wo des Dichters meist schwerflüssige Verse erklangen.

Nikolaus Lenau war, wie sein Lebensgang zeigt, das Urbild eines innerlich und äußerlich unbefriedigten Menschen. Offenbar hat er schon die Anlage dazu in sich getragen, als er, das Kind einer unglücklichen Ehe, die zwei innerlich wenig gefestigte Menschen in leidenschaftlicher Aufwallung geschlossen hatten, den ersten Schritt ins Leben tat. Dem Knaben fehlte die zielbewußte Führung; nie hat er einen festen Willen über sich anerkennen müssen. Ja, Niembsch hat nie gewußt, was zielbewußtes Wollen bedeutet. Wohl hat auch er folgenschwere Entschlüsse gefaßt. Aber diese waren vom Schwanken der Gefühle, bisweilen vom Trotz bestimmt, nicht von klarer logischer Erwägung. Als er — vielleicht allzu früh — sein Leben selbst gestalten sollte, hat ihm dazu das wichtigste Rüstzeug gefehlt. Das Überwiegen seines ungezügelten Gefühlslebens hat ihn zum Dichter gemacht. Aber er fand im poetischen Ausdruck nicht wie Goethe die innere Befreiung von dem, was ihn beschäftigte und quälte; denn sein Inneres war

krank: Lenau war Melancholiker. Wo ein Zwiespalt sich auftat, wo das äußere Leben eine Schwierigkeit bot, da hat diese finstere Seele keinen Ausweg gefunden, keine Lösung auf intellektuellem Wege, keinen energischen Entschluß. Sie hat sich nur immer mehr in deren Betrachtung verloren und ist in finsteres Grübeln versunken, dem sie kein freundlicher Zuspruch dauernd zu entreißen vermochte, aus dem sie auch keine Forderung des Tages jäh emporschreckte. Obwohl Niembsch im Grunde niemals im Besitze solcher materieller Hilfsmittel war, daß er ein Leben hätte führen können, wie er es als Edelmann sich ersehnte, hat er sich doch stets gescheut, Berufspflichten auf sich zu nehmen. Er ist seit 1831 ausschließlich Dichter gewesen und sah darin seinen einzigen Lebensberuf. Da aber gerade die Formen, in denen sich sein künstlerisches Schaffen äußerte, einem höchst subjektiven Sichausleben Raum gewährten, gaben auch sie zu keiner zielbewußten Zusammenfassung der Kräfte Anlaß, und der Dichter fand weder im Leben noch in der Kunst dauernd einen Halt. Rhapsodisch ist sein Dichten; er hat es bei seinen großen Werken selbst erkannt. Rhapsodisch ist sein Leben, ohne festen Einschnitt oder stetigen Verlauf, ein Irren von Gegensatz zu Gegensatz, wie die Entwickelung von den Ansichten des „Faust" zu denen des „Savonarola" und weiter zu denen der „Albigenser" dartut. Denn der Dichter, der im Wollen keinen Halt fand, fand es auch im Denken nicht. Sein intellektuelles Leben ist ein wüstes Umherirren zwischen einander aufhebenden Weltanschauungen, mit denen er sich ohne inneren Nutzen und meist nicht sehr tiefdringend beschäftigte. Dem katholischen Christentum durch den Rationalismus der Aufklärung abwendig gemacht, nähert er sich dem Pantheismus Spinozas und beschäftigt sich mit der gedankenklaren Philosophie Herbarts. Dann verfällt er dem Mystizismus Schellings und Schuberts und gelangt unter Martensens Einfluß bis zur Theosophie eines Baader. Aber mit jäher Rückwendung vertritt er in den „Albigensern" eine Weltanschauung, die mit finsterem Groll auf die Gebrechen der Welt hinweist und Miene macht, auf die Lösung ihrer Probleme zu verzichten. Des Dichters Don Juan tut nichts anderes; nur äußert er seine nihilistischen Ansichten in humoristischer Färbung, bis auch er zum Ekel am Leben gelangt. Dieses intellektuelle Leben Lenaus wurde aber, wie sich gezeigt hat, nicht einmal von sich selbst bestimmt, sondern hing wiederum zum wesentlichen vom Ge-

fühlsleben ab. Selbst der Mangel ethischer Normen ist in Lenaus Leben nicht zu verkennen; seine Liebesleiden haben sein Denken in dieser Richtung vollends verwirkt. Und was er als Liebender erlebte, gehört in der Tat zu den unglückseligsten Momenten seines Daseins. Frühe Enttäuschung verletzte ihn ungewöhnlich schwer. Aber ihr folgte nach der Episode mit Lotte Gmelin ein Erlebnis von noch viel seltenerer Tiefe und einer sinnverwirrenden Gewalt, der sein Gemüt wehrlos preisgegeben war. Denn er besaß die Kraft nicht, ein Verhältnis aufzulösen, das wohl Stunden reichen Glückes gewährte und auf sein dichterisches Leben vielfach fördernd einwirkte, das aber ebenso den Keim tiefen seelischen Ungemachs von vornherein in sich barg und ihn immer mehr bedrückte. Er war sich gar wohl des Zwiespalts bewußt, in den es ihn verstrickte. Aber als er entrinnen wollte, tat er einen Fehlgriff; und als er den Versuch wiederholte, war es zu spät. Er, der sich oftmals nach Weib und Kind gesehnt hat, ist nie zu einem inneren und äußeren Behagen gelangt. Dazu hat ihn der allgemein verbreitete Geist des Mißmuts, den die trüben politischen Verhältnisse seines Zeitalters besonders in Österreich großgezogen hatten, früh und gegen das Ende seines Lebens hin immer mehr beeinflußt. Er hat keine eigentliche Heimat besessen, in der er fest gewurzelt hätte. In Ungarn war er geboren; zwischen Österreich und Schwaben wanderte er hin und her.

Der Zwiespalt herrscht in Lenaus Stellung zur Welt, der Zweifel in seinem Denken, der Trübsinn in seinem Fühlen. Er ist darüber der „unglückliche" Dichter geworden, der Künder des inneren Unfriedens, und er hat nicht vermocht, mit kräftigem Entschlusse die finsteren Geister aus seinem Leben und aus seiner Kunst zu bannen. Ob es ihm überhaupt möglich gewesen wäre, entzieht sich unserer Einsicht. Wir wissen nicht und werden nie erfahren, wieviel an ihm pathologisch war, und können nur vermuten, welche Momente sein trauriges Geschick herbeiführten. Aber wenn er auch sein Leid oft allzusehr gepflegt hat und sich den weichen Regungen seines Gemüts allzu widerstandslos preisgab: Nikolaus Lenau hat zu den duldenden Menschen gehört, und was er ausspricht, ist tiefstes menschliches Erleben.

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Am 29. August 1831 schloß Lenau seinen ersten Vertrag mit der Cottaschen Buchhandlung, auf Grund dessen diese seine „Gedichte" in Verlag nahm. Die Herausgabe verzögerte sich jedoch bedeutend; erst im Sommer 1832, als Lenau bereits die Reise nach der Neuen Welt angetreten hatte, erschien diese erste Sammlung. Sie war Gustav Schwab gewidmet, dem der Dichter seine Einführung in die literarische Welt dankte. Bei der Rückkehr von Amerika sah er sich als bedeutenden Dichter gefeiert, und schon im Jahre 1834 konnte die „zweite, vermehrte" Auflage erscheinen. Da sich Lenau mit Cotta nicht hatte einigen können, enthielt die dritte Auflage der „Gedichte" von 1837 nichts Neues. Dagegen entstand in den „Neueren Gedichten", die 1838 bei Hallberger in Stuttgart erschienen, eine zweite, vollständig neue Sammlung. Und erst nachdem diese 1840 in „zweiter vermehrter" Auflage und neben ihr im gleichen Jahre die erste Sammlung in vierter Auflage erschienen war, wurden im Jahre 1841 beide in der von Cotta verlegten fünften Auflage der „Gedichte", die nunmehr zwei Bände umfaßte, vereinigt. Im Jahre 1843 folgte davon eine neue (sechste bez. vierte), nur um wenige Stücke vermehrte, 1844 die letzte vom Dichter selbst besorgte und bedeutend bereicherte (siebente) Auflage. Diese Ausgabe, deren Text und Anordnung uns im allgemeinen als des Dichters letzter Wille gelten darf, legte Anastasius Grün zugrunde, als er im Jahre 1855 des Freundes Werke in vier Bänden herausgab. Er hatte schon 1851 in „Nicolaus Lenaus dichterischem Nachlaß" in Verbindung mit dem „Don Juan" die bis dahin ungedruckten Gedichte Lenaus[1] veröffentlicht. Neben diesen fügte er seiner Ausgabe der sämtlichen Werke von 1855 noch eine

[1] Vgl. S. 315 dieses Bandes.

Abteilung „Lyrische Nachlese" hinzu; diese wurde in seinen späteren Ausgaben noch erweitert und enthält alle ihm erreichbaren, in früheren Ausgaben oder anderswo gedruckten Gedichte, die Lenau in die letzte von ihm selbst besorgte Auflage seiner Sammlung nicht mit aufgenommen hatte. Auch wir haben in der Abteilung „Nachlese"[1] alles zu vereinigen gesucht, was uns an derartigen lyrischen Erzeugnissen zugänglich war. —

Die ersten Gedichte Lenaus, die auf uns gekommen sind, entstammen dem Jahre 1822. Da uns aber schon für 1821 lyrische Versuche des jungen Studenten bezeugt sind, müssen wir annehmen, daß zahlreiche Jugendgedichte verloren gegangen sind, auch solche, die in den Jahren 1821—31 verfaßt wurden. In diesem Jahrzehnt hat sich der Lyriker entwickelt, der 1832 einen ihn selbst überraschenden Erfolg davontrug. Gleichwohl ist die Zahl älterer Gedichte in der ersten Auflage gegenüber der Summe der im Jahre 1832 selbst entstandenen verhältnismäßig gering. Bereits hatte der Verkehr mit den schwäbischen Freunden auf Lenaus lyrisches Schaffen gewirkt, und so geben die „Gedichte" von 1832 gleichmäßig von diesem wie von den Einflüssen der in Österreich verbrachten Studienjahre Kunde. In der fremden Welt, die den innerlich Einsamen auf der Reise nach Amerika und dort selbst umgab, hat sich dann Lenaus Charakter als lyrischer Dichter zu der Eigenart entwickelt, die ihm seine hervorragende Stellung in der Weltliteratur sichert. Die äußere Folge des amerikanischen Abenteuers war eine bedeutende quantitative Steigerung der lyrischen Produktion in den Jahren 1833 und 1834. Noch einmal erfuhr diese dann eine tiefgehende Anregung durch das Erwachen seiner Leidenschaft für Sophie Löwenthal. Während das Jahr 1835, in dem des Dichters Geist noch mit dem Faustproblem beschäftigt war, ein Abnehmen der lyrischen Produktion beobachten läßt, bringen die Jahre 1836 und 1837 die Fülle der an Sophie gerichteten Lieder. Noch 1838 bewirkt, wenngleich mehr indirekt, deren Einfluß das lebhafte Fortströmen dieses lyrischen Quells. Außerdem konnte sich der Dichter damals ganz der Lyrik widmen; kein größeres Werk beschäftigte ihn, und nur die Gegner seines „Savonarola" veranlaßten ihn noch zu zahlreichen Streitgedichten. Auffallend dürftig ist dagegen die lyrische

[1] Vgl. S. 341 dieses Bandes.

Ernte im Jahre 1839. Karoline Unger hat ihn zu keinem Gedichte begeistert; diese Liebeswirren und das erste Ringen mit dem spröden Stoffe der „Albigenser" ließen den Lyriker verstummen. Auch die nächsten Jahre bereicherten die Sammlung der „Gedichte" in verhältnismäßig geringem Umfange; nur in den wunderbaren „Waldliedern" von 1843/44 schuf der müde Dichter noch eine letzte größere Gruppe und bot der Welt einen Abschiedsgruß von tiefem inneren Reichtum.

Im Jahre 1840 bekannte Lenau gegenüber Sophie Löwenthal, er habe von ihr, dem Meere, dem Hochgebirge und Beethoven „das Beste und Meiste gelernt". In der Tat bilden wenigstens Natur und Liebe die wichtigsten Themata seines lyrischen Schaffens. Beide Motive ergeben sich aus tiefgehenden persönlichen Erlebnissen, und ihre lyrische Verwertung spiegelt getreulich des Dichters Lebenslauf. Der Einfluß, den Schurz in den zwanziger Jahren auf des Schwagers dichterische Betätigung ausgeübt hat, wies Lenau auf das Vorbild Klopstocks und der Göttinger Dichter hin; und so äußert sich dieser in den wenigen aus jener Zeit erhaltenen Gedichten, der Klopstocks etwa in dem Hexametergedichte „In einer Sommernacht gesungen", stärker noch der Höltys in den „Abendbildern" und den „Oden". Damals aber hatten bereits auf Lenau diejenigen Natureindrücke eingewirkt, deren Verarbeitung die erste charakteristische Note in seine Landschaftsdichtung brachte. Der Aufenthalt in Tokaj, in Ungarisch-Altenburg und in Preßburg hatte ihn mit spezifisch ungarischem Leben in Berührung gebracht; die weite Heidelandschaft des Alfölds hatte die ersten erlebten Natureindrücke in ihm hervorgerufen. Es ist weniger die ziemlich einförmige Landschaft selbst, die des Dichters Aufmerksamkeit gefesselt hat, als das, was sich darauf abspielt und darauf lebt. Der heimatlose Zigeuner, der das Leben verträumt, verraucht und vergeigt, spielt der Räuberbande ebenso zum Tanze auf wie den ausgelassenen Bauern am Tissastrande, und seine begeisternden nationalen Weisen entflammen den kriegslustigen Husaren und führen dem Werber den neuen Rekruten zu. Auch finstere Gestalten weilen auf der ungarischen Steppe, und düstere Bilder entfalten sich auf ihrem weiten Hintergrunde. Aber im allgemeinen geht ein frisch-lebendiger Zug durch Lenaus Gedichte mit magyarischer Staffage; wir spüren in ihnen die Eindrücke heiterer Studentenjahre. Gegen deren Ende hat ihn Schurz in die Bergwelt des steirischen Hochgebirges ein-

geführt. Er suchte und fand dort wiederholt Erholung von den anstrengenden Vorbereitungen auf seine Prüfungen. Und so fühlen wir in Lenaus frühesten Alpengedichten das frohe Aufatmen einer von lästigem Druck befreiten Seele. Der „schönen Sennin" gilt des Dichters Gruß und dem lebhaft und mit hoher Kunst geschilderten Steirertanz sein Interesse. Auf die Darstellung der Alpenlandschaft ist der Dichter in der Tat immer wieder zurückgekommen; gern verwertet er sie in den Gedichten mehr epischen Charakters und auch im „Faust" als lokalen Hintergrund. Wesentlich andere Bilder, schlichter und freundlicher, wirkten als völlig neue Eindrücke auf Lenau ein, als er sich nach Schwaben begab und gerade während seines ersten Aufenthalts daselbst der Landschaft viel Aufmerksamkeit widmete. Ihre ausgedehnt kulturelle Verwertung konnte nicht ein schrankenloses Treiben wie auf der Pußta gedeihen lassen; ihre grün schimmernden Hügel stachen bedeutend ab von den dunklen Wäldern und schroffen Felsen der Alpen. Im Frühling und Herbst, wenn das Laub frisch ist oder sich rot färbt, wenn die Blumen emporsprießen oder dahinwelken, ruht der Zauber poetischer Stimmung am meisten über solchen Gegenden. Karl Mayer und die anderen schwäbischen Freunde mögen den Dichter eine subtilere Naturbetrachtung gelehrt haben, als sie die Erhabenheit der Alpenwelt nahelegte. Und so finden wir in den in Schwaben entstandenen ziemlich zahlreichen Herbst- und Frühlingsliedern mehr Einzelbeobachtung, als Lenaus Behandlung der Natur sonst zeigt. Aber diese auf das Idyllische hinweisenden Eindrücke der schwäbischen Landschaft wurden sehr bald von solchen abgelöst, die an Erhabenheit und Größe denen der Alpenwelt nichts nachgaben. Lenau lernte das Meer kennen in seiner Gewalt und Unendlichkeit. Die stille unabsehbare Fläche ergreift ihn mehr als das Toben des Sturmes; er träumt von Seejungfrauen und einem Geschlecht von Menschen, das in der Tiefe des Meeres haust; sinnfällig stellt er die rasche Fahrt des dahineilenden Schiffes dar; einige Erlebnisse bieten Stoff zu epischer Wiedergabe. Die Eindrücke der Seefahrt waren bedeutender als die des amerikanischen Festlandes selbst. Der ganze Verlauf der Amerikareise des Dichters läßt es nicht verwunderlich erscheinen, daß die lyrische Ausbeute aus den gewonnenen Eindrücken selbst gering war. Gedichte wie „Das Blockhaus" und „Der Urwald" führen uns zwar jene einsame Wildnis vor Augen, die Lenau mitten in einem rauhen Winter durchquerte. Aber des Dichters

abfällige Beurteilung des amerikanischen Lebens drängt sich zu sehr hervor. Es sind keine lebhaften Reiseschilderungen, geschweige denn farbenprächtige Darstellungen der amerikanischen Natur entstanden, wie der Dichter vor seiner Abreise begeistert gehofft hatte; selbst dem Besuche des Niagara gelten nur zwei kurze und unbedeutende Gedichte. In der Tat sind unter den Natureindrücken, die Lenau dichterisch verwertet hat, die des Hochgebirges und daneben die des Meeres die bedeutendsten. Und wenn er neben ihnen Sophie Löwenthal nannte, so war er sich des hervorragenden Einflusses bewußt, den diese Frau vor allen anderen auf sein Leben und Dichten ausgeübt hat.

Der Dichter, dem seine Wirkung auf Frauenherzen wohl bekannt war, hat ihnen manche freundschaftliche Huldigung dargebracht. Aber diese Gelegenheitsgedichte treten an Zahl und innerem Reichtum zurück gegen die lyrische Darstellung seiner schicksalsschweren Liebeserlebnisse. Auch das Thema der Liebe hat Lenau anfangs in der seraphischen Art Klopstocks oder der elegischen Höltys behandelt, ohne den Hintergrund eines wirklichen Erlebnisses, mit religiösen Ausblicken auf Tod und ewiges Leben. Dann gaben die Erfahrungen mit Berta Hauer seiner Liebesdichtung einen persönlichen Gehalt von tiefschmerzlicher Klage um verlorene Unschuld und zerstörte Jugendträume, von bitterem Weh über nicht zu vergessende Kränkung und frühe Enttäuschung. In seiner Liebe zu Lotte Gmelin hegte der Dichter von vornherein Gedanken der Entsagung; und so finden wir in den Liedern, die sich mit ihr beschäftigen, insbesondere in den „Schilfliedern", mehr elegisches Gedenken als laute Klagen oder leidenschaftliches Begehren. Dieses erwachte, verbunden mit dem unablässig bohrenden Schmerze über die Unerreichbarkeit eines Zieles, in des Dichters Seele und in seinen Liedern, als ihn die gewaltigste und schicksalsschwerste Liebesleidenschaft seines Lebens ergriffen hatte. Die „Liebesklänge" und mehrere andere Gedichte spiegeln den Charakter seines Verhältnisses zu Sophie Löwenthal wider, das Unglückliche und Hoffnungslose dieser Liebe, die geistigen Beziehungen der beiden bedeutenden Menschen zueinander, Stunden starken reinen Liebesgefühls und schmerzender Mißverständnisse, die Vorfälle des täglichen Lebens, Kommen und Scheiden, Begrüßung und Abschied.

Neben diesen Themen haben andere Momente des inneren und äußeren Lebens eine weit geringere Rolle in Lenaus lyrischem Schaffen

gespielt. Sein grübelndes Nachdenken über die Deutung und Auffassung der Probleme des Lebens erzeugte früh die beiden Gedankendichtungen „Die Zweifler" und „Glauben. Wissen. Handeln". Später fand die Behandlung dieser Fragen ihre Stelle in den großen epischen Dichtungen. Wenn Lenau am Ende von „Glauben. Wissen. Handeln" an der Zukunft Deutschlands und an der Möglichkeit eines freudigen Schaffens für das Vaterland verzweifelt, so zeigt sich darin die allgemein verbreitete Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen seines Zeitalters und die dumpfe energielose Stimmung der Reaktionszeit. In den „Polenliedern" und anderen Gedichten offenbart sich dies des weiteren; Haß gegen Tyrannen und Bedrücker ist ein oft auftauchendes Thema der Lyrik Lenaus. Gegen das Pfaffentum hat er sich zeitlebens gewandt. Ausgedehnter ist indessen seine Polemik in ästhetischen Dingen; hier waren es besonders abfällige Beurteilungen seiner Werke, denen er, bisweilen in knappen Epigrammen, hitzig widersprach. Andere Lebensmomente des Dichters haben flüchtigere Spuren in seiner Lyrik hinterlassen. In ergreifenden Tönen gedenkt er seiner Mutter, und der Hagestolz vergegenwärtigt sich mit grimmigem Humor, wie sie ihn einst unbeweint weib- und kinderlos verscharren werden. Lenau preist Beethovens Genius, den er „höchst als Meister" ehrt „nebst dem schroffen Urgebirge und dem grenzenlosen Meere". Wie der Vielgereiste in den Gedichten „Das Posthorn" und „Der Postillon" Stücke tiefster Poesie aus der Zeit der Postkutsche geschaffen hat, so fragt er besorgt beim Bau der ersten Eisenbahn, ob sie die Freiheit bringen werde oder das Jagen nach Gold und Sinnengenuß. In den „Traumgewalten" ist es, als ahne der Dichter das trübe Schicksal seiner letzten Lebensjahre voraus; und ihn, der schon in der Jugend seine Unbeständigkeit fröhlich zu motivieren sucht, zieht es später wiederholt zur Behandlung des grausigen Themas von Ahasver, dem ewigen Juden. So wendet er sich bisweilen der epischen Darstellung zu. Die früh entstandene „Warnung im Traume" erinnert an Bürger; aber den echten Balladenton trifft Lenau selten. Die lyrischen Elemente überwiegen auch in der Erzählung, und so entstehen „lyrisch-epische Gedichte" größeren[1] und kleineren Umfangs.

In dieser schon dem Dichter selbst geläufigen Bezeichnung offen-

[1] Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 5.

bart sich ein äußerst charakteristisches Moment seiner poetischen Darstellung. Nie vermag Lenau seinen Stoff, den er schon früh mit hoher formaler Kunst bearbeitet, durch sich selbst wirken zu lassen. Vielmehr dringen seine eigenen Gedanken in diesen ein und geben ihm eine Gefühlsbetonung, zu der wir uns bisweilen mit einem gewissen Zwang bequemen müssen. Die frühen Natureindrücke, besonders die des Hochgebirges, haben erfrischend auf den Dichter eingewirkt. Aber schon in die Seegedichte stehlen sich fremdartige gedankliche Motive; indem der Dichter in die Flut hinabschaut, enteilen die Gedanken in die entfernte Heimat, von der Wasserwüste hinweg zu „Berg, Wiese, Laub und Blüte", bald nach Schwaben und noch öfter nach Steiermark. In Amerika verhindert die Kritik überhaupt das Entstehen erquicklicher lyrischer Leistungen. Selbst in Lenaus schönsten Naturgedichten, den „Waldliedern", spuken pantheistische Ideen, Vergänglichkeits- und Todesgedanken. Das Weh, das des Dichters Brust bewegt, findet keine Heilung mehr in der Natur. Wie J. G. Schubert vernimmt der Dichter den „großen und geheimen Schmerz, der die Natur durchzittert", in ihrem geheimnisvollen Weben; eine ans Mystische streifende Naturbetrachtung stellt sich ein, die die Naturobjekte metaphorisch, bisweilen kühn metonymisch oder symbolisch verwertet zur Verkörperung der finsteren Gedanken, die des Dichters Seele mehr und mehr erfüllen. Nicht bloß der Herbst mahnt ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen; schon beim Erwachen des Frühlings gedenkt er des künftigen Hinwelkens. Solche Motive waren tief in Lenaus Charakteranlage begründet; und die Entwickelung seines Fühlens und Denkens hat nur dazu beigetragen, sie immer stärker hervortreten zu lassen. Die Erlebnisse mit Berta hatten ihn früh die Vergänglichkeit höchster irdischer Freuden gelehrt; sein weiches Gemüt vermochte nicht zu vergessen; seine Gedanken gerieten auf finstere Pfade des Grübelns und Zweifelns; äußeres Glück blieb ihm vielfach versagt; seine leidenschaftliche Liebe zu Sophie Löwenthal aber stürzte ihn vollends in eine Fülle von Seelenqualen. Er wurde zum Dichter der unglücklichen Liebe und hat die letzten zehn Jahre, in denen er noch der Welt gehörte, in unablässigem Hader mit dem Schicksal gelebt. Aus einer Neigung zur schmerzlichen Betrachtung der Vergänglichkeit entstanden seit der verunglückten amerikanischen Reise Resignation und endlich dauernde Schwermut, die den „guten Gesellen" fortwies, der ihn um seine trüben Erinnerungen „heilsam

bestehlen" und mit heiteren Ausblicken „freundlich beschenken" wollte, jene bittere Melancholie, die sinnend an allen trüben Eindrücken des Lebens haften bleibt, die sich nicht von ihnen zu befreien vermag, sondern sie geflissentlich pflegt und hervorhebt und zu dem trostlosen Schlusse gelangt: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig."

Lenaus Sprache und Verskunst hat sich diesem Gefühlsinhalt, der mehr und mehr alle dichterisch verwerteten Vorstellungen erfüllte, aufs kunstvollste angepaßt. In schweren Rhythmen fließen zumeist des Dichters oft langzeilige Verse dahin, ungestört von metrischen Freiheiten. Und nur selten begegnen wir einer lebendigeren Rhythmik, wenn dem ernsten Dichter bisweilen fast zufällig ein Lied heiteren, sarkastischen, anfeuernden Inhalts gelingt.

Die Länge oder der reiche Gedankeninhalt der meisten Gedichte Lenaus haben viele davon von der musikalischen Komposition von vornherein ausgeschlossen. Dafür haben diejenigen Gedichte des berühmten Lyrikers, die nur einigermaßen als „Lieder" gelten können, die Komponisten immer wieder angezogen und deren lebhaften Wettbewerb veranlaßt. Aber ie nicht komponierbaren Gedichte sind oftmals selbst Musik; wir vernehmen in ihnen eine Melodie der Sprache, wie sie nur wenige Dichter deutscher Zunge beherrscht haben. Und so gehört Lenau trotz der oft bedrückenden Monotonie seines Gefühlslebens, die sich auch in seiner Rhythmik zeigt, zu den ersten Vertretern unserer Lyrik.

Sehnsucht.

An meine Rose.

Frohlocke, schöne junge Rose;
Dein Bild wird nicht verschwinden,
Wenn auch die Glut, die dauerlose,
Verweht in Abendwinden.

So süßer Duft, so helle Flamme
Kann nicht für irdisch gelten;
Du prangst am stolzen Rosenstamme,
Verpflanzt aus andern Welten,

Aus Büschen, wo die Götter gerne
Sich in die Schatten senken,
Wenn sie in heilig stiller Ferne
Der Menschen Glück bedenken.

Darum mich ein Hinübersehnen
Stets inniger umschmieget,
Je länger sich in meinen Tränen
Dein holdes Antlitz wieget.

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,
Daß ich mit deinen Zauberdüften
Die Ewigkeiten nährte! —

Hier nahn die Augenblicke, — schwinden
An dir vorüber immer,
Ein jeder eilt, dich noch zu finden
In deinem Jugendschimmer;

Und ich, wie sie, muß immer eilen
Mit allem meinem Lieben
An dir vorbei, darf nie verweilen,
Von Stürmen fortgetrieben.

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigentume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Reise-Empfindung.

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuschen blinken;
Das hob gleich an, zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Wie da im roten Morgenstrahl
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Tal
Mit Rosen sich bekränzten!

Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit ihren goldnen Trauben;
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
Daß mir der blaue Himmel schien
Ins Tal herabzusingen. —

Da meint' ich schon, das Fenster soll
Sich freundlich mir erschließen
Und aus dem Rahmen liebevoll
Mein Liebchen mich begrüßen.

Du seligste der Phantasei'n!
Ach, wär' es mir beschieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im süßen Waldesfrieden!

Mit ihr im linden Frühlingshauch
Durch diesen Hain zu wallen,
Zu lauschen hier im Blütenstrauch
Dem Lied der Nachtigallen;

Mit ihr zu schaun im Herbsteswehn
Die welken Blätter fliegen,
Umrauscht vom schmerzlichen Vergehn,
Mich traut an sie zu schmiegen.

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge! —

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch, sieh, da öffnet sich die Tür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter;
Ich gab ihm seinen Gruß zurück,
Und traurig ging ich weiter.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
Rings umrauscht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens stillem Saume
Ist ein Hüttlein hingestellt,
Das in seinem schmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entsprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein sich,
Halten Dach und Wand umschlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenster blickt nun schweigend
Lilla nach dem Wald hinaus;
Ihr Gesichtchen traurig neigend,
Blickt sie nach dem Laubgebraus.

Und sie sieht's mit stillem Sinnen,
Und sie sieht es bang gerührt,
Wie die Wasser niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

Frage.

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen,
Ich sah nur erst dein holdes Angesicht;
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von dir in meine Seele bricht.

Ins Tiefste ist er mächtig mir gedrungen;
Was dort bis nun gelebt, nun lebt es nicht,
Süß sterbend ward es von der Flut verschlungen;
Das ist der Liebe himmlisches Gericht!

O daß mein kühnes Hoffen, banges Zagen
Ein milder Spruch aus deinem Munde grüßte!
Die Wellen, die so laut mein Herz durchschlagen,

Wohin doch werden sie die Seele tragen?
An der Erhörung Paradiesesküste? —
In der Verstoßung trauervolle Wüste? —

Dein Bild.

Die Sonne sinkt, die Berge glühn,
Und aus des Abends Rosen
Seh' ich so schön dein Bild mir blühn,
So fern dem Hoffnungslosen.

Strahlt Hesperus dann hell und mild
Am blauen Himmelsbogen,
So hat mit ihm dein süßes Bild
Die Sternenflur bezogen.

Im mondbeglänzten Laube spielt
Der Abendwinde Säuseln;
Wie freudig um dein zitternd Bild
Des Baches Wellen kräuseln! —

Es braust der Wald, am Himmel ziehn
Des Sturmes Donnerflüge;
Da mal' ich in die Wetter hin,
O Mädchen, deine Züge.

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Vom Felsen stürzt die Gemse dort,
Enteilet mit den Winden;
So sprang von mir die Freude fort
Und ist nicht mehr zu finden.

Da bin ich, weiß nicht selber wie,
An einen Abgrund kommen,
Der noch das Kind der Sonne nie
In seinen Schoß genommen.

Ich aber seh' aus seiner Nacht
Dein Bild so hold mir blinken,
Wie mir dein Antlitz nie gelacht; —
Will's mich hinunter winken? —

Gasel.

Du schöne Stunde, warst mir hold, so hold, wie keine noch,
Ich seh' dein Angesicht erglühn im Rosenscheine noch;
So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch, der reine noch.
Du kamst mit ihr und flohst mit ihr, und seit ich euch verlor,
Versehnt' ich manchen trüben Tag in jenem Haine noch
Und fragte klagend mein Geschick: „Bewahrst in deinem Schatz
So holde Stunde du für mich nicht eine, eine noch?"
Dort mocht' ich lauschen spät und früh: wohl flüstert's im Gezweig,
Doch immer schweigt noch mein Geschick — ich lausch' und weine noch.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend, irr' ich einsam
Diesen Strom entlang;
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammen schauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor!

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer ziehn,
Seh' ich, wie hinab die schnellen
Unaufhaltsam fliehn.

Aber wo im schimmerlosen
Dunkel geht die Flut,
Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht gesehn,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu stehn;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach! nur allzuschnell!

Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort, die Nacht entlang,
Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild
Und ach! so schmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner toten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr süßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbestund':

„Bezwinge fromm die Todeslust,
Die dir im Auge starrt,
Wenn man mich bald von deiner Brust
Fortreißet und verscharrt!"

Da unten braust der wilde Bach,
Führt reichen, frischen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!"

Das klingt so lieblich wie Musik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der toten Braut.

Stets finstrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: „Willkommen!"

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins[1] so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Über Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Träne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

[1] Noch einmal.

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen[1].

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Turme.
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

---

[1] „Mein Leben" ist Objekt zu „verwehen".

An die Ersehnte.

Umsonst! du bist auf immer mir verloren!
Laut rufend in den dunkeln Wald des Lebens,
Hat ohne Rast die Sehnsucht dich beschworen;
Ihr Ruf durchklang die Einsamkeit vergebens.

Tief ist mein Herz erkrankt an einer Ahnung,
Von der ich nimmer wohl genesen werde,
Es flüstert mir mein Herz die trübe Mahnung:
Noch ist sie nicht geboren dieser Erde!

Die Stunden, die mit frohen Wandersängen
Das Mädchen einst durchs Erdental geleiten,
Sie schlummern in der Zukunft Schattengängen
Bei ihrer Bürde noch von Seligkeiten;

Von Seligkeiten, die mit leichten Händen
Die wachen einst entgegenstreuen allen,
An welche sie die schöne Gunst verschwenden,
Mit ihrer Königin vorbeizuwallen.

Die eine aber von den Schläferinnen
Wird locken sie zur Kühle von Zypressen
Und führen sie, versenkt in stilles Sinnen,
An deinen Hügel, moosig und vergessen.

Dann irrt dein Geist um deine Asche bange,
Dann zittern Geist und Staub, sich zu vereinen;
Das Mädchen aber wird am Grabeshange,
Geheim ergriffen, stille stehn — und weinen.

Meine Braut.

An der duftverlornen Grenze
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt im Strahlengold.

Wenn ich nach den lichten Räumen
Jener Berg' hinüberseh',

Überschleicht es mich wie Träumen,
Faßt mein Herz ein dunkles Weh.

Und mir ist, als wohne drüben
Meine Braut und harr' in Schmerz,
Daß ich komme, sie zu lieben,
Eh' verblüht ist Wang' und Herz.

Plötzlich treibt ein wildes Sehnen
Nach den Bergen mich, zu ihr;
Fluchtverstreute Wonnetränen
Stürzen aus den Augen mir.

Doch die Berge sich verdunkeln,
Und die Wolken werden Nacht;
Nicht ein Sternlein seh' ich funkeln,
Und der Sturm ist aufgewacht;

Scheltend ruft er mir entgegen:
Heißer Narr, wohin? verzeuch!
Deine Braut heißt Qual — den Segen
Spricht das Unglück über euch!

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
— Lieben Freunde, saget an! —
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh',
Und es flattern tausend Fahnen
Hier und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern vielverbündet
Nach der Rätselferne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus;

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Tränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Schilflieder[1].

I.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

II.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
Teich, wo ist dein Sternenlicht?

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

[1] An Lotte Gmelin gerichtet; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 28* ff. dieses Bandes.

III.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

IV.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu sehn
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

V.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;

Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet!

Winternacht.

I.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

II.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach' auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Toten auferstehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!

Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind' aus Norden!

Stumme Liebe.

Ließe doch ein hold Geschick
Mich in deinen Zaubernähen,
Mich in deinem Wonneblick
Still verglühen und vergehen;

Wie das fromme Lampenlicht
Sterbend glüht in stummer Wonne
Vor dem schönen Angesicht
Dieser himmlischen Madonne! —

Wandel der Sehnsucht.

Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang,
O wie sehnt' ich mich zurück so bang
Aus der weiten, fremden Meereswüste
Nach der lieben, fernen Heimatküste!

Endlich winkte das ersehnte Land,
Jubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Hold und süßverwandt wie nie zuvor
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr;
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Hätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

Doch da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füßen sank,
Und mir ist im Herzen nur geblieben
Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

O wie sehn' ich mich so bang hinaus
Wieder in das dumpfe Flutgebraus!
Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren!

Erinnerung.

Leichte Trübung.

Woher dies plötzliche Verstummen?
Und diese Wolken kummerschwer,
Die mir dein Angesicht vermummen,
Das erst so froh gestrahlt, woher?

„Siehst du den blauen Berg dort ragen,
Der Felsen in die Lüfte hebt,
An welchen selbst die Gemsen zagen
Und der erschrockne Jäger bebt? —
Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Lüfte schwanke Ruh',
Und Nebel steigen, die dort schliefen.
So warfst du, seine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung."

Das tote Glück[1].

Leis umrauscht von Himmelsquellen,
Süße Sehnsucht in der Brust,
Saß ich einst die mondeshellen
Nächte da in stiller Lust.

Jene Zeit wird nicht mehr kommen;
Himmelsquellen sind versiegt,

[1] Bezieht sich auf den Bruch mit Berta Hauer (vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes).

Und die Sehnsucht ist verglommen,
Und mein Glück im Grabe liegt.

Weib, du riefst in böser Stunde
Mit dem zauberischen Blick,
Mit dem wonnereichen Munde
Schmeichelnd hin zu dir mein Glück.

Und es kam, ein Kind, und schmiegte
Flehend sich in deinen Arm,
Der es mild umschlang und wiegte,
Als ein weicher Mutterarm.

Nun das Kind in Traumeswonnen,
Hingeschlummert, sich verlor,
Nahmst du still und kaltbesonnen
Deinen Todesdolch hervor.

Scharf geschliffen am Gesteine
Deines Herzens war der Stahl,
Und das Kind, um das ich weine,
Atmete zum letztenmal.

Und du stießest leicht und munter,
Wie ein Steinchen in den Bach,
In das Grab mein Glück hinunter,
Sahst ihm ruhig, lächelnd nach.

Der trübe Wanderer[1].

Am Strand des Lebens irr' ich, starre düster
Ins Todesmeer, umhüllt von Nebelflor;
Und immer wird der Strand des Lebens wüster,
Und höher schlägt die Flut an ihm empor. —
O strömt, ihr Tränen, strömt! — Im Weiterirren
Seh' ich die längstverlornen Minnestunden,
Ein neckend Schattenvolk, vorüberschwirren,
Und neuer Schmerz durchglüht die alten Wunden.
Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber,

[1] Vgl. S. 27 dieses Bandes, Anm. 1.

Gerissen in des Sturmes wilde Tänze,
Und immer wird's in meiner Seele trüber. —
Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
Ein Kind ich, selig betend, oft gekniet,
Es hängt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
Darüber hin die Todeswelle zieht. —
Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommt's, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
Meerüber her, bald tönt's in leisen Chören,
Dann wieder schweigt's, und nur die Wellen rauschen. —
Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
Stets enger drängt er sich an meine Seite:
Umarme mich, du stiller Todesmut!

Unmut[1].

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lustschloß umgelogen,
Scheint mir die Erde, was sie ist:
Ein schwankes Zelt, das wir bezogen
— Tod, habe Dank! — auf kurze Frist.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt!
Ergreif es, Sturm, mit deinem Wüten
Und streu die Lappen in die Welt!

[1] Vgl. S. 27 dieses Bandes, Anm. 1.

Zu spät!

Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen;
Die holden Träume, seligen Gefühle
Erstarben in der bangen Sommerschwüle,
Mit der das Tatenleben angedrungen.

„Das Roß gespornt! die Wehre frisch geschwungen!"
So heißt es nun im heißen Kampfgewühle,
Bis mir der Sabbat fächelt seine Kühle,
Wann Müden mich der stille Tod umschlungen. —

Mir war's versagt, in jenen Blütentagen,
O Mädchen meiner Sehnsucht, dich zu finden;
Es suchten dich vergebens meine Klagen! —

Noch taucht mir hier und dort aus Kampfeswogen
Dein Bild herauf, doch muß es wieder schwinden;
Bald hat die Brandung es hinabgezogen.

Vergangenheit.

Hesperus, der blasse Funken,
Blinkt und winkt uns traurig zu.
Wieder ist ein Tag gesunken
In die stille Todesruh';

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem toten Tag den Kranz.

Friedhof der entschlafnen Tage,
Schweigende Vergangenheit!
Du begräbst des Herzens Klage,
Ach, und seine Seligkeit!

An Fr. Kleyle[1].

Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange,
Der deines Schmerzes leisen Schlummer stört,

[1] Vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 15* dieses Bandes, Z. 35 ff.

Der die Erinnerungen, süße, bange,
Herauf aus ihrer stillen Gruft beschwört!

Gedenkst du noch des Abends, den die Götter
Auf uns herabgestreut aus milder Hand,
So blühend, leicht, wie junge Rosenblätter,
Denkst du des Abends noch am Leithastrand?

Im Haine sprang von Baum zu Baum die Röte,
Sie wiegte sich auf Wipfeln, mischte froh
Sich in den Wellentanz, der zum Geflöte
Der Nachtigallen rasch vorüberfloh.

Wir aber schritten traulich durch die Schatten,
Und, süß geschwätzig, uns zur Seite ging
Die Hoffnung, sprach vom Himmel treuer Gatten,
Wies dir von Lottchens Hand den güldnen Ring.

Schon sah mein Blick, der in die Zukunft spähte,
In langen Reihen Wonnetage ziehn;
Schon baut' ich kühn mit leichtem Traumgeräte
Mein früh zerfallnes Glück an deines hin. —

Sanft senkten sich in feierliches Schweigen
Die Züge der Natur, kein Lüftchen sprach,
Sie schien ihr göttlich Angesicht zu neigen,
Als sänne still sie einer Freude nach.

Die Sterne tauchten aus dem Äthermeere,
Der Weste Hauch erwachte nun im Hain,
Die Blume trank des Himmels leise Zähre,
Und selig irrten wir im Mondenschein. — —

Doch kommt ein Sturm jetzt über meine Saiten,
Reißt wild mir von der Leier jenen Tag,
Den schönen Tag mit allen Seligkeiten,
Pocht mir ans Herz mit rauhem Flügelschlag.

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast!

Des Abends, Freund, gedenk' ich, jenes andern!
Ich seh' im winterlichen Dämmerlicht
Zur Kirche hin den langen Brautzug wandern,
Wo die Geliebte Treu' und Herz dir bricht.

Der Priester sprach den Segen ob dem Paare,
Mir schien ein Mordgewölb' das Heiligtum,
Ich sah die Hoffnung fallen am Altare;
Wie ward die süße Schwätzerin so stumm! —

Beflügle dich, mein Lied, denn immer trüber
Und tränenvoller stets wird deine Bahn;
O führe schnell den Freund mir da vorüber,
Wo ihn der Schauer nächtlichste umfahn!

Vorüber, Lied, am bretternen Geschirre,
Darein der Tod gepflanzt die Rose bleich;
Fort von der Stimmen kläglichem Gewirre,
Da dumpf vernagelnd dröhnt der Hammerstreich! —

Wir sind vorbei. Der Sturm lenkt sein Gefieder
Zum dunkeln Horste der Vergangenheit,
Und Wehmut sinkt an meinen Busen wieder,
Die stille Freundin meiner Einsamkeit.

Einst und Jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jahr!"

Also sehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimat mich zurück,
Wähnend, in der alten Gegend
Finde sich das alte Glück.

Endlich ward mir nun beschieden
Wiederkehr ins traute Tal;
Doch es ist dem Heimgekehrten
Nicht zumut wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
Vom Gestein, du trauter Bach;
Doch der Freund ist mir verloren,
Der in dein Gemurmel sprach.

Baum, wo sind die Nachtigallen,
Die hier sangen einst so süß?
Und wo, Wiese, deine Blumen,
Die mir Rosa sinnend wies? —

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

Die Jugendträume.

Der Jüngling weilt in einem Blütengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenrot;
Auf seinem Antlitz ruht ein schön Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüftchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattert mit vertrautem Kosen
Ein bunt Gevögel, singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verscheucht; denn wißt:
Die Jugendträume sind es, wohl das beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch, weh'! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig fliehn
Die Vögel, und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.

Die Felsenplatte.

Dort am steilen Klippenhange,
Wo der Wildbach niederschäumt,
Lehnt beim Sonnenuntergange
Einsam still ein Mann — und träumt.

Hingesenkt das gramesmatte
Angesicht, so früh verblüht,
Starrt er auf die Felsenplatte,
Die vom Abendrote glüht.

Wie er also unabwendig
Starret auf den hellen Stein,
Werden plötzlich drauf lebendig
Seine lieben Phantasei'n.

Seiner Kindheit Spielgenossen
Tanzen lustig drüber hin
Mit der Unschuld süßen Possen,
Laden ein zu Spielen ihn.

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Totenschrein.

Und nun sieht er unter ihnen
Klar sein eignes Jugendbild,
Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.

Und er hört das laute Klopfen
In des Jünglings heißer Brust,
Sieht vom Aug' ihm niedertropfen
Tränen, selig, unbewußt;

Möchte mit dem Jüngling greinen,
Daß er traut der holden Mär,
Und auch wieder bitter weinen,
Daß er nicht der Jüngling mehr. —

Im Gebirge wird es dunkel,
Im Gebirge wird es Nacht,
Doch des Steines hell Gefunkel
Hat sich heller angefacht.

Aus dem Felsengrunde sprießen
Blumen auf mit süßem Hauch,
Und, die Stelle einzuschließen,
Säuselt rings ein Blütenstrauch;

Aus dem schwanken Blütengitter
Strahlt ein Mädchenangesicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiser Silberwellen bricht.

Mit jungfräulichem Erröten
Flüstert sie: „Bin ewig dein!"
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —

Doch die Blumen jetzt verblassen,
Traurig schweigt der dürre Strauch,
Und der Jüngling steht verlassen,
Und der Jüngling welket auch. — —

Donner hallen in den Lüften,
Und im hellen Wetterstrahl,
Zu den Füßen des Vertieften,
Zuckt der Stein jetzt bleich und kahl.

Nebel.

Du trüber Nebel, hüllest mir
Das Tal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

An meine Gitarre[1].

Gitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrißnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund[2] voll Jugendblüte
Hinunter in die Todesflut;
Die meiner Lieb' entgegenglühte[3],
Nun bei den kalten Toten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entflohnen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus ins Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

---

[1] Über Lenaus Gitarrespiel vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 26* dieses Bandes, Z. 24 ff. — [2] Kövesdy; vgl. S. 10*, Z. 12 ff. — [3] Berta Hauer, die für den Dichter tot war; vgl. S. 19*f.

Es klingt! — doch fliehn im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;
So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein übers Heideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunknen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
Wohl mir, du bist mir wieder nah!
Dein süßes Wort auch hör' ich wieder:
Mein holdes Mädchen, bist du da? —

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
Wo ist der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Disteln saust der Wind!

An einen Jugendfreund.

Des Lebens holder Zauber ging vorüber,
Ich klage, daß die Jugend mir verloren;
Doch eines macht mir noch die Klage trüber:
Die Treue brach, die du mir einst geschworen.
Nicht meint' ich, daß vor uns das teure Erbe
Verblichner Jugend — ihre Freundschaft sterbe.

Du eiltest im Vergessen! ungeduldig
Warfst du dem Tod aus deiner Brust entgegen,
Was du nur allzubald dem herben schuldig,
Wenn's einmal aus ist mit des Herzens Schlägen.
Nicht wolltest du die Treu' im Busen halten
Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.

Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen,
Wie laue Winde dann mit leichtem Flügel
Die Rosenglut am Strauch lebendig fachen,

Wie süß dann singen in den grünen Hallen
Von Rosenduft berauschte Nachtigallen:

Dann wäre früh genug der Freund vergessen,
Den du geliebt in deinen Jugendtagen,
Des volles Herz gleich glühend, unermessen
Dem Jugendideal und dir geschlagen.
Er hielt den Traum umarmet und dein Lieben,
Und beides sah er märchenhaft zerstieben.

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen durch Gebüsche klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren:
So sollte dieses Lied mit seinem Trauern
Durch deine reiche Freudenblüte schauern.

Jedoch umsonst, daß ich dem Lied geböte,
Es will nicht ahmen[1] leiser Lüfte Zittern
Und nicht im Hain das klagende Geflöte;
Sein rauher Klang will deine Freude schüttern.
Hat doch der Frost, der mir von dir gekommen,
Von meinem Herbstgrün auch viel fortgenommen.

Das muß die sanften Klagetöne schärfen,
Seh' ich den Freund, mir einst vor allen teuer,
Mein Herz in frohem Übermut verwerfen;
Und zünden muß des Stolzes zürnend Feuer.
Dies Herz war oft von Gottes Flammen helle,
Nicht der Verwerfung Staub ist seine Stelle.

Ich kann es meiner Klage nicht verwehren,
Daß sie dich führe längstverlaßne Pfade,
Und daß sie dich, vielleicht auch deine Zähren,
Zu einem trüben Abschiedsfeste lade;
Denn unsre Freundschaft will ich nun bestatten
Auf ewig in der Wehmut tiefern Schatten.

---

[1] Nachahmen.

Frühling.

Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angetan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Gebärde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Tal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Der Gefangene.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz!
Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen!
„Der Hirsch" von Schleifer[1].

Der Frühling ist zu Berg und Tal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Hat sie vom Traume sich emporgerungen,

[1] Vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 17* dieses Bandes, Z. 20 ff.

Der ihren Busen deckte schwer und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nests die Schwalbe nun gedenket,
Weit übers Meer zur trauten Hütte wallt,
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden;
Mit Blüten haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb' und Sang die Sänger lüden.
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blütenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Widerhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Herde wieder,
Weithin ertönt ihr froher Glockenschall.
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudentränenstrom, dem Lenz entgegen;
Froh sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein, der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf und ruft ihn jubelnd wach:
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach.
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendend rings die schönen Freudenlose.
Doch einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil finstre Kerkerwände ihn umgrauen
Und rauhe Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen.
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen;
Für Nachtigallensang und Taubengirren

Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein milder Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen;
Die Nacht allein, das schwarze Ungeheuer,
Hat man mit eingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so manchem, was ihm teuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus:
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,
Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmut weicht des Zornes Braus;
Dumpfschweigend sitzt er da und starret so
Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Tränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dies, es ist ein eitles Wähnen;
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!"
So klangen seines Richters grause Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern.
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
Ich klage meiner Todesstunde nicht!

Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen!
So wie der müde Wandrer an der Quelle,
Schlaf' ich an deinem süßen Strahlenbronnen
Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!" — —
Warum hat der ein solches Los gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden:
Hat Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen.
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod — der Zwingherr hat es selbst geschrieben —
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch!
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade;
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Sie tötet ihn nicht plötzlich und gerade. —
Der Tor! er wollte Menschenliebe wagen
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zumute,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Toten mit der Spur vom Blute
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte.
Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Tor,
Mit ihm zu gehen zürnend ins Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm zu halten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug.
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen;

Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüten und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerszenen nur
Und sich statt Blumen sammle bittre Zähren
Und in den Kerker dort zu jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

Asyl.

Hohe Klippen, ringsgeschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Rätselstimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verratend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Trauer.

Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm ans Herz mir dringend;
Laßt allein mich ziehn die Straßen!

Vieles ist vorübergangen,
Seit wir uns zuletzt begegnet,
Und es hat von meinen Wangen
Meines Glückes Herbst geregnet.

Winter kam hereingeschlichen
In mein Herz, die Tränen starben,
Und schneeweiß sind mir verblichen
Alle grünen Hoffnungsfarben.

Blumen, Vögel rings im Haine,
All ihr frohen Bundsgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen!

Frühlingsblick.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenstunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeskunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Frühlingstraum,
In den vollen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Tau getränket;
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Hoffen.

All das frohe Lenzgeschick
Nicht ein Wort des Himmels kündet;
Nur sein stummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet;

Also in den Winterharm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist ein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüten, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge
Stürzen ans Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ich's verraten euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blütenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildnis trage?

Liebe und Vermählung.

Erste Stimme.

Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange;
Die Sonne hat verzehrend ihn durchglüht,
Und Strahl auf Strahl noch immer niedersprüht;
Wie sehnt er nach der Wolke sich so bange!

Dort schwebt sie schon in ihrem luft'gen Gange,
Auf deren Kuß die Blumenfreude blüht;

Wie flehend sich um ihre Neigung müht
Der Berg, daß sie sein Felsenarm umfange!

Sie kommt, sie naht, sie wird herniedersinken,
Er aber die Erquickungsreiche tief
Hinab in seinen heißen Busen trinken.

Und auferblühn in wonniger Beseelung
Wird, was an schönen Blüten in ihm schlief,
Ein treues Bild der Liebe, der Vermählung!

Zweite Stimme.

Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose.
Sie mögen dir vom Lieben und Vermählen
Die wandelbaren, täuschungsvollen Lose
Getreuer viel als Berg und Wolk' erzählen.

Die Rose lauscht ins liebliche Getose,
Umsungen von des Haines süßen Kehlen,
Und ihr zu Füßen weint der Ruhelose,
Der immer naht, ihr immer doch zu fehlen.

Ein schönes Spiel, solang' der Frühling säumt,
Die Rose hold zum Bach hinunter träumt,
Solang ihr Bild in seinen Wellen zittert!

Wenn Sommersgluten sie vom Strauche jagen,
Wenn sie vom Bache wird davon getragen,
Dann ist sie welk, der Zauber ist verwittert!

Der Baum der Erinnerung.

Ja, du bist es, blütenreicher
Baum, das ist dein süßer Hauch!
Ich auch bin's, nur etwas bleicher,
Etwas trauriger wohl auch.

Hinter deinen Blütenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde[1] war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

[1] Berta Hauer; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint' es bis zur Stund',
Daß so herrlich du vor Freude
Blühtest über unsern Bund.

Treulos hat sie mich verlassen;
Doch du blühst wie dazumal,
Kannst dich freilich nicht befassen
Mit der fremden Liebesqual.

„Allzulieblich scheint die Sonne,
Weht der linde Maienwind,
Und das Blühen und die Wonne
Allzubald vorüber sind!"

Mahnend säuseln mir die Lehre
Deine frohen Blüten zu;
Doch ungläubig fließt die Zähre,
Und mein Herz verlor die Ruh'.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren;
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen:
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Herbst.

Herbstgefühl.

Mürrisch braust der Eichenwald,
Aller Himmel ist umzogen,
Und dem Wandrer rauh und kalt
Kommt der Herbstwind nachgeflogen.

Wie der Wind zu Herbstes Zeit
Mordend hinsaust in den Wäldern,
Weht mir die Vergangenheit
Von des Glückes Stoppelfeldern.

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige;

Immer dichter fällt es, will
Mir den Reisepfad verderben,
Daß ich lieber halte still,
Gleich am Orte hier zu sterben.

Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine!
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?"

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Scheiden.

Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, sangverlaßnen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir oft weilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehen süßer Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen;
Hier ist der Pfad, so schlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt
Und fortführt in die Fremde, ins Vergessen! —

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisedrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh';
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

„Siehst du von jenem Baum den Raben fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und bebt der Ast
Ein Weilchen noch und kehrt zur alten Rast;
Und deine Klagen werden bald versiegen!"

Die Wurmlinger Kapelle*.

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume;
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.

Und Marias schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

Rötlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein;
Doch die Menschen kommen nimmer.

Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schar
Liegt so traulich vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh'
Sich an die verlaßnen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

* In Württemberg bei Tübingen.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Sommerfäden.

Mädchen, sieh, am Wiesenhange,
Wo wir oft gewandelt sind,
Sommerfäden, leichte, lange,
Gaukeln hin im Abendwind.

Deine Worte, laut und munter,
Flattern in die kühle Luft;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

Winter spinnet los' und leise
An der Fäden leichtem Flug,
Webt daran aus Schnee und Eise
Bald den Leichenüberzug.

Künden mir die Sommerfäden,
Daß der Sommer welk und alt,
Merk' ich es an deinen Reden,
Mädchen, daß dein Herz wird kalt!

Herbst.

Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.

Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;

Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht.
Und mir verging die Jugend traurig,
Des Frühlings Wonne blieb versäumt;
Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!
Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!
Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.
Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang',
Daß wir ernsthaft uns besprechen!
Herz, du hast dir selber oft
Wehgetan und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!
Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;
Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Phantasieen.

Die Zweifler.

Zwei Freunde traten schweigend ein
In einen blütenvollen Hain.
Die Sonne ließ den Strahl im Neigen
Erzittern auf den Erlenzweigen,
Und Leben, Lieben überall
Schien schwellend sich hervorzudrängen.
Aus Büschen ruft die Nachtigall
Hervor in schmerzlich süßen Klängen,
Als ob die Sängerin aus Eden
Den Tod sanft möchte überreden
Mit ihrem Liede zaubervoll,
Daß er den Lenz nicht rauben soll.
Die Freunde schwiegen, nur der Bach
In das Geflöte murmelnd sprach;
Viel Blumen standen bunt herum
Und wiegten ihre Häupter stumm,
In das geschwätzig muntre Rauschen
Des Baches froh hinabzulauschen,
Wie Kinder lauschen, frohgespannt,
Dem Wandrer, der von fernem Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt. —
O Nachtigall, du rufst vergebens
Um Dauer dieses Wonnelebens!
Bald glüht dein letztes Abendrot,
In seinem Durste wird der Tod
Hinweg dein süßes Lied auch trinken,
Du wirst vom stillen Aste sinken!

Ihr lieben Blümlein! trauet nicht
Dem Märchen, das der Wandrer spricht;
Seht, seht, schon schwillt er brausend an,
Im Walde schon die Stürme nahn;
Der Donner kommt, und voller schwillt
Der Bach, der immer lauter brüllt;
Er faßt euch an, er reißt euch los
Aus eurer Mutter grünem Schoß!
Wie dort die Rosenstaude bebt,
Nun sich zu ihr der Wilde hebt!
Sie schwankt in ihrem Blütenkleid,
Da sie der Strom frohlockend wiegt:
So wiegt der Bursche seine Maid,
Bevor mit ihr zum Tanz er fliegt. —
Der eine von den Freunden sann
Hinunter in den Wogendrang,
Und seine Stimme nun begann
Zu tönen, ernst, wie Grabgesang:
„Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen;
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag;
Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
Ist mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen
Und du zum Meer hinwucherst, unermessen:
Doch stehn an deinem Ufer frohe Toren,
In ihren Traum ‚Unsterblichkeit' verloren.
Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,
Aufsehnend mich mit zitterndem Verlangen,

Daß rettend meinen Geist sie einst empfangen:
Ich habe mich getäuscht! ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind auf ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
Und fürchten wohl — mir sagt's ihr zitternd Blinken —:
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, herunterſinken.
Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die grause Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht;
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein,
Und es erglänzt des Eises stille Heide
Nur noch von seines Lächelns Widerschein!" —
Der andre sprach: „Mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt.
Denn glauben kann ich nimmermehr,
Es habe sich das ganze Heer
Von Qualen, die gebar Natur,
Gelagert auf die Erde nur;
Daß sie von dieser Welt nicht wandern
Mit uns hinüber in die andern,
Die doch in unsrer Brust voll Wunden
So traute Herberg' stets gefunden. —
Solang' dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Los, der Sehnsucht wert, zu finden.

Und schlaf' ich einst im Grab so tief,
Und tiefer, denn als Kind ich schlief,
So mag der Tod sich immerhin
Davor als Wächter stellen hin:
Er steht am stillen Grabverlies,
Ein Engel vor dem Paradies. —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen."

Glauben. Wissen. Handeln.

Ein allegorischer Traum.

Schon ist der Berge Purpurglut verglommen,
Und zitternd flieht des Tages letzter Strahl
Der Nacht schon aus dem Wege. Sei willkommen,
O Dunkelheit, im ernsten Eichental! —
Hier zünd' ich nachts mein Herz zum hellen Feuer
Des Schmerzes an und starre stumm hinein;
Und schwillt die Flamme, wird sie ungeheuer,
Ich steh' dabei und starre stumm hinein.
Gelockt vom Scheine, schwirren dann in Scharen,
Wie Mücken auf der Lüfte lauer Flut,
Erinnerungen her aus fernen Jahren
Und werfen dürre Reiser in die Glut.
Sie singen mir, ums Feuer dicht gekauert,
Viel längst verklungne Melodieen vor,
Wie einst gejubelt ich und wie getrauert,
Und wie der Seele Frieden ich verlor.
Sie singen mir von meinen Jugendträumen,
Wie mir das Leben einst so hold, so traut,
Umsäuselt von Hesperiens Blütenbäumen,
Entgegentrat als eine schöne Braut.
Ein Schleier hielt das Liebchen mir umschlungen,
Der geizig zwar mit meinen Blicken rang;
Doch mancher Reiz, der leichten Haft entsprungen,

Flog mir ans Herz, das ihm entgegendrang.
Die schöne Braut gab mir die Hand zur Reise,
Und selig schritten wir und rasch dahin;
Wir sahn am Himmel goldne Wolken ziehn,
Voreilend trat die Freude uns die Gleise.
Wir wallten durch des Glaubens Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo die beschwingte Sehnsucht Philomele
Laut ruft und innig in die Mondennacht,
Daß ihre Schwester, die verwandte Seele,
Von ihrem Ruf in unsrer Brust erwacht,
Erwacht und Gottes süßen Namen singt
Und aus der Brust zu ihm hinüberdringt. —
Wo der Sturm, ein trunkener Sänger Gottes, dahinbraust,
Mit fliegender Locke, mit rauschendem Nachtgewand,
Die Harfe schlagend, im feurigen Fluge dahinbraust
Durch Tal und Gebirg', durch Meer und Wüstensand:
Wie zwingt er die Donnerakkorde hervor aus den Saiten!
Wie sucht sein strahlender Blick nach Gott durch die Weiten!
Ihn hören die Wogen des Meeres berauscht und springen
Vom schaukelnden Schoße des Schlummers zu Gott empor
Und taumeln entzückt in die Arme sich und singen
„Allmächtiger Gott!" im tausendstimmigen Chor;
Ihn hören die Berg', und seine gewaltigen Lieder,
Sie tönen von ihrem erschütterten Busen wieder;
Tief seufzen die Wälder und neigen ihr Angesicht,
Die Ufer fassen den Jubel der Ströme nicht;
Sehnsuchtergriffen stürzen vom Fels sich herab
Die Tannen und suchen im Wonnetumult ihr Grab.
Des Sturmes Gesang durchtönt die glühende Wüste,
Der grimmige Leu, vom heiligen Klang umweht,
Läßt fahren die Beut', es schweigt sein blutig Gelüste,
Er flieht zur Höhl' und zittert sein Gebet.
Dem Menschen entstürzt der Tränen seliger Schwall,
Und lauter ruft im Busen die Nachtigall. —

Doch zogen fort wir aus dem Paradiese,
Wo jedes Lüftchen uns von Gott erzählt,
Wo uns von ihm jed' Blümchen auf der Wiese
Ein Liebeszeichen froh entgegenhält;
Wo eine Blum', aus allen Blumen ragend,
Prangt, hold umstrahlt vom ew'gen Morgenlicht,
Die schönste Liebesblüte Gottes tragend,
Des toten Heilands lächelnd Angesicht.
Und in der Forschung Wälder trat, ein Tor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.
Im Labyrinthe floß in kargen Tropfen
Durchs Laubgewölb' das Licht, Staubregen kaum;
Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntnis hohen Baum.
Scheu floh der Pfad die ungeweihten Tritte,
Entschlüpfend in des Dickichts wirre Nacht;
Doch hascht' ich ihn, bis in des Waldes Mitte
Vor mir aufragt' in wunderbarer Pracht
Der Baum, nach dem mein lautes Herz sich sehnte,
Des Gliederbau sich rings in stolzem Drang
Unübersehbar in die Lüfte dehnte; —
Ich stand entzückt und lauscht' erwartungsbang:
Da hört' ich leise rätselhaftes Flüstern
Im dunkeln Laub, rasch flog von Ast zu Ast
Mein Blick empor und fragte jeden lüstern:
Trägst du vielleicht der Früchte süße Last?
Nun sah ich sie an hohen Zweigen blinken,
Und meine Seele seufzte heiß empor,
Der goldnen Frucht erquickend Süß zu trinken;
Da sprach es aus der Blätternacht hervor:
„Wohl siehst du hier die goldnen Früchte ragen;
Doch zarte, schwanke Zweige halten sie,
Die deines Leibes Schwere nicht ertragen;
Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!"
Und trauernd wandt' ich meinen Schritt von dannen:

Rückfiel mein Blick auf meine liebe Braut,
Und meines Schmerzes erste Tränen rannen,
Als ich ins bleiche Antlitz ihr geschaut.
Am Fußgesträuch des Baumes blieb er hangen,
Der Schleier, der so lieblich sie umfangen,
Und ihr entsanken alle Reize tot,
Wie frostverhaucht der Ros' ihr welkes Rot.
„Zurück, zurück, mein Liebchen, laß uns fliehen,"
— So rief ich — „wo die Wunderblume blüht!
Wir wollen fromm vor ihr im Staube knieen;
Vielleicht, daß dort dein Auge wieder glüht,
Daß, auferweckt von ihrem Wunderhauche,
Die Schönheit frisch auf deiner Wange keimt,
Die du verlorst am unheilvollen Strauche!"
Doch all der Trost war leider nur geträumt;
Denn wie wir auch im Labyrinthe suchten,
Wir fanden nimmermehr den Weg zurück. — —
Als wir entronnen endlich jenen Schluchten,
Hob sich ein stolzer Bau vor unserm Blick.
Eintraten wir in eine weite Halle:
Da trieb in lautem Wirbel ohne Rast
Ein Menschenschwarm herum, Wettkämpfer alle,
Bewaffnet bunt, umflirrt von eitlem Glast.
Dort saß erhöht in einer Nische, schweigend,
Ein Weib, ehrwürdiger Gestalt, und schien,
Ihr Haupt hinab zur lauten Bühne neigend,
Zu lauschen dem entbrannten Kampfesmühn.
Schnell lief durchs wirre Volk ein Jubelklang,
Und sieh! ein Mann der Schlachten trat hervor,
Von Leichendunst hoch aufgebläht, und schwang
Zur Nische seinen Eichenkranz empor:
„Für dich, o Mutter, hab' ich ihn gebrochen,
Und blutig bist, Germania, du gerochen!"
Doch hörte man die Frau kein Wörtchen sagen,
Als nähm' sie's hin mit ruhigem Behagen.
Dann trat begeistert auf und feierlich
Ein Sängerchor und sang zum Harfenspiele:

„Wie lieben wir, erhabne Mutter, dich!"
Doch diese schwieg[1], ob solches ihr gefiele.
Zur Nische streckten viele noch die Arme,
Frohlockend: „Heil der großen Mutter, Heil!"
Und Zepter taucht' und Inful[2] aus dem Schwarme,
Und klirrend tauchten Ketten auf und Beil.
Noch immer saß das Weib in stummer Spähe[3],
Da trat ich forschend zu in ihre Nähe:
Tot war sie, tot! — In ihrer Züge Schatten
Stand noch des Grames stille Siedelei;
Fort war die Seele zu den dunkeln Matten
Der Vorzeit, wo der Seelen heil'ge Drei
Nun irrt: die hohe Roma, stumm und düster,
Die schöne Hellas, bang mit Klaggeflüster,
Und, ihren Schwestern traulich sich vereinend,
Germania, die gute, leise weinend. — —
Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
Mit Majestät und Schrecken angetan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heideland, verlaßner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der fester sich um deine Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab
Und hängt sich an die säuselnden Zypressen.

---

[1] Soviel wie: verriet nicht. — [2] Hier wohl allgemein für irgendein Zeichen der Würde. — [3] Substantivum zu „spähen"; sie späht stumm ins Weite.

Heidebilder.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
— So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen, —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl. —

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern? —
Es lacht hinaus ins öde Heideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schoß
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heitre Miene sich erhalten.
Hier sah man einst in schönen Sommertagen
Die frommen Lämmer auf der Weide springen,

Hier hörte man die Hirtenflöte klingen
Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
Daß abends er dem fröhlichen Gesellen
Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld seine goldnen Wellen,
Und alles schläft in tiefer Heideruh';
Der Pfad hat nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
Und ringsumher Vergessen und Verschwinden.
Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
Ist nicht erwacht aus seinem holden Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenseits unsrer Heide;
Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde tut, wie einst, noch immer froh
Und schmückt sich gerne mit dem Blütenkleide;
Getreu der alten, schon gedankenlosen
Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen,
Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen,
Wenn unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der letzte Sonnenstrahl geschwunden;
Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
Weil sich der stille, blasse schleicht heran,
Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nahn
Und uns mit seinen leisen Silberhänden
Den leichten Schlaf durchs Fensterlein entwenden. —
Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier von Hütt' und Mond erzähle?

Der Invalide.

Es bellen — sagtest du — zum Mondenschein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,

Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferherde trug.
Zum Opferherde trug ich's? — Herd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerrißne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebrochne Waisen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch, — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen: —
Das alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
Das sind die Menschen ohne Dank nicht wert,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich, ein Bettelkrüppel, auf der Heide
Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da — stille steht
Und den vergeßnen Staub der Wind verweht! —

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bittrer Spötter!
Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt;
Hier steht das Unglück höher als die Götter!
Der Himmel mag vor deinen Gram sich lagern,
All seine Götterkräfte lass' er glühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinausbeschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?! —

Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast,
Das ist wohl wahr; doch hier kann's nichts bedeuten. —
Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor! —
So war der Abend, als mir Laura schwor!
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit.
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Tor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
Hast du's noch nicht ersäuft mit deinen Tränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Heide
Und läßt nicht rasten mich von meinem Leide.

An die Wolke.

Zieh nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh still bei meinem Weh!

O nimm auf deine Schwingen
Und trag zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue[1] schlug.

[1] Berta Hauer; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,
Daß sie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag an die Fensterscheibe,
Und schlag an ihre Türe,
Und sei dem falschen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die sie mir weinend sprach,
Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze
Du, Donner, dich empören,
Dann rüttelt, all ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht
An ihrem Augenlid!

Die Heideschenke.

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer;
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr ans knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,

Stets bänger, wie ein zages Herz
Vor nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen,
Verschwanden — ob[1] die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm ein wackrer Rossetnecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,

[1] Als ob.

Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Nun brach die Dämmerung herein,
Mir winkt' von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang übers ganze Heideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten, und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket, und es klagt
Schwermütig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Träne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend;
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh' ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kinds Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht
Und ging hinaus beklommen.

Die Heide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Gebärde

Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verriet'
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts; da blieb er stehn,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu sehn,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort unzählig!
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczis[1], des Rebellen.

[1] Franz II. Rákóczi (spr. ráközi), aus altungarischem Adelsgeschlecht, Sohn der heldenmütigen Helene Zrinyi, geb. 27. März 1676 in Borsi, gest. 8. April 1735 in Rodosto, begann 1703 einen Freiheitskampf gegen die Habsburger, wurde 1704 Fürst von Siebenbürgen, dann zum Fürsten von Ungarn erwählt. Von Ludwig XIV. 1707 im Stich gelassen, mußte er den Habsburgern weichen, schlug die Amnestie aus, wurde geächtet und lebte außer Landes. Das ungarische Volk machte ihn zum Nationalhelden. — Sein Lieblingsstück soll der alte ungarische Nationalmarsch, der nach ihm benannte „Rakoczi-Marsch", gewesen sein.

Ahasver, der ewige Jude.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide;
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Witwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die tränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Heid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine;
Hier hat ein traulich stilles Los gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine.
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt, blütenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüten, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch;
Auch strahlen sie zum letzten Mal auf einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.
Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde;
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Toten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,

Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf immer nun ihm schweigen sollen;
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder. —

Wer aber kommt die Heide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.
Das Auge scheint mit seiner Glut zu sagen:
„Müßt' ich nicht leuchten dem unsteten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Überdruß
Vor dieser Welt die Türe zugeschlagen!"
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Tränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut,
Wenn er auch Toren euresgleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt' ich, wie der, in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tiefbehaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Tränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen;

Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrat gesponnen.
Sein Herz ist still; das meine, ohne Rast,
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde
Und seinen Sabbat find' in kühler Erde.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften;
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, Schlafwandler, in den Morgenlüften
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen,
Bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunkner Stirne streift
Und ihn mit kalter Hand ins Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüten niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
Ich seh's an seinen ruhig-schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen
Und immer noch das Märchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen!"
Er rüttelt wieder Blüten von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blütentreiben und -Zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem wüsten Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern
Und, blöd begafft, belauscht, neugierigen Leuten,
Was sie gedacht, was sie geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophet'schen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren!

Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle." —
Derweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver aufs Kruzifix der Decke,
Als ob er plötzlich, tiefgemahnt, erschrecke,
Aus seinem finstern Auge Tränen fließen:
„Hier ist sein Bildnis an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Tür zusammenbrach,
Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Tor!
Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand, ein Bettler, weinend vor der Türe
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Not.
Das Feuer und die Flut, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wütend abgrundwärts:
‚O Mutter Erde, dein verlorner Sohn!
Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!'
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend, irrt' ich durch die Klüfte.
‚Tod!' rief ich, ‚Tod!' mich in die Erde krallend,
‚Tod!' höhnte Klipp' an Klippe widerhallend.
Zu Bette stieg ich lüstern mit der Pest;

Ich habe sie umsonst ans Herz gepreßt.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht:
Mich nahm er nicht!" —
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh',
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu;
Ob seinem Haupt die Heidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich sein Schattenstrich
Bis zu den Hirten; die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

Polenlieder.

In der Schenke.

Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution[1].

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Tür verschneit.

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Freiheit letzter Trost.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee sich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder singt
Im verwaisten Trauertale;
Wenn der Rose Knospe springt,
Aufgeküßt vom Sonnenstrahle:
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingescharrten Fluch.

[1] 29. November 1831. — Der polnische Aufstand begann am 29. November 1830.

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Der Maskenball.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Trommeten hell Gedröhne
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blütentale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen.
Doch den Frohen, Ruhelosen
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche;
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflogen ihrem Strauche,
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmutvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;
Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,

Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu sühnender Verrat
An der Blüte Augenblicken
Wäre jede trübe Säumnis. —

Seht, da schwebt mit trautem Nicken,
Ein süß neckendes Geheimnis,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und luftig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet;
Hat ein Gott dir Freudenzähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Rührst du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willst du in Symbolen:
Weißem Nacken, Perlenschnüren,
Uns das Trauerlos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im schönen Bilde
Tränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamst in dieses Haus,
Leise strafend uns zu tragen

In den schmerzvergeßnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir seinen Fall bedenken
Und in Wehmut uns versenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen
Schwindest du im dichten Reigen,
Wie Polonias Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit! —

Masken kommen, immer neue,
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von seinem Liebesgrame
Und gelobt ihr seine Treue.

Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muschelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Über Berg' und Meeresflut —
Steht ein Pilger: seine Träume
Säuseln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum Heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebster Habe. —
Seid willkommen mir, Matrosen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Frisch hinaus ins Meerestosen,
Durch die flutbeschäumten Riffe!
Ha! schon seh' ich Möwen ziehn,
Wetterwolken seh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich schlagen;
Süße Heimat, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradiesen
Nehmen wir den raschen Zug,
Wo in heil'gen Waldverliesen
Kein Tyrann sich Throne schlug.
Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandern will ich durch die Hallen,

Wo die Schauer Gottes wallen,
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den ersehnten Schlummer;
Will vom Schicksal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte sterben.
Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubtiers wildem Schreien
Und im Niagararauschen.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstensand
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterspräht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten;
Der sänke gern zu kühler Ruh'
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eigne Tränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosciuszko[1]! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Dort kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Roß' im Quelle trinken,

[1] Kosciuszko (spr. koschziúschko), Führer der national-polnischen Partei während der Kämpfe, die die zweite und dritte Teilung Polens (1793 und 1795) hervorriefen.

Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie sehn der Narben Heiligtum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht
Mit Schritten gastlich leise
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras,

Nimmt wieder seine Stelle dann. —
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde,
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der 's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas[1] Feld —
Wie lauschet der Entzückte,

[1] Hier besiegte der russische General Diebitsch am 26. Mai 1831 die polnischen Aufständischen.

Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Oden.

Abendbilder.

I.

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmrung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Über ihr Antlitz.

II.

Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

Zuruf an meinen Geist.

Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild,
Senkt bald herab sein Aug' auf die Leichen, bald,
Zerreißend kühn den Wolkenvorhang,
Blickt er hinauf in die goldne Sonne.

So schwing empor dich, Geist, und verweile jetzt
Beim Tode, jetzt durchdringe die Wolke, die
Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht läßt in die offnen Gräber!

Sehnsucht nach Vergessen.

Lethe! brich die Fesseln des Ufers, gieße
Aus der Schattenwelt mir herüber deine
Welle, daß den Wunden der bangen Seel' ich
Trinke Genesung.

Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe,
Will wie sonst mir sinken ans Herz; doch schlägt ihm
Nicht das Herz entgegen wie sonst. — O Lethe!
Sende die Welle!

Am Bette eines Kindes.

Wiege sie sanft, o Schlaf, die holde Kleine!
Durch die zarte Verhüllung deines Schleiers
Lächelt sie: so lächelt die Rose still durch
Abendgedüfte.

Wiege sie sanft und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme,
Ihm, durch dessen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert!

Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.

An der Bahre der Geliebten.

Blaß und auf immer stumm, auf immer! liegst du
Hingestreckt, o Geliebte, auf der Bahre!
Deine Reize lockten den Tod, er kam, er
Hält dich umarmet!

Einst in der Kühlung leiser Abendwinde
Saßen wir am Gemurmel eines Baches,
Und ich sprach aus zitternder Seele dir: „Ich
Liebe dich ewig!"

Aber du neigtest sinnend nach den Wellen,
Nach den flüchtigen, tief dein schönes Antlitz,
Wie ergriffen von dem Geflüster dunkler
Stimmen der Zukunft.

Schmerzlich berührt von deinem Schweigen, frug ich,
Ob vernommen das Wort du meiner Seele,
Und du nicktest hold; doch es dünkte mir dein
Nicken zu wenig. —

Glühende Tränen stürzen mir vom Auge,
Und sie pochen an deine kalte Stirne,
Ach, von der geflohen dahin das stille
Sinnen der Liebe.

Meine gebrochne Stimme ruft dir bange
Nach: „Ich liebe dich ewig!" O wie selig
Wär' ich nun, antwortete meinem Schmerz dein
Leisestes Nicken!

Am Grabe Höltys.

Hölty! dein Freund, der Frühling ist gekommen!
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden;
Doch umsonst! sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!

Nimmer entgegen tönen ihm die Lieder
Deiner zärtlichen schönen Seele, nimmer
Freust des ersten Veilchens du dich, des ersten
Taubengegirres!

Ach, an den Hügel sinkt er deines Grabes
Und umarmet ihn sehnsuchtsvoll: „Mein Sänger Tot!“ So klagt sein flüsternder Hauch dahin durch Säuselnde Blumen.

Primula veris[1].

I.

Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

II.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

[1] Die Schlüsselblume.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Reiseblätter (I).

Wanderung im Gebirge.

Erinnerung.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle; komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!

Aufbruch.

Des Himmels frohes Antlitz brannte
Schon von des Tages erstem Kuß,
Und durch das Morgensternlein sandte
Die Nacht mir ihren Scheidegruß:

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirte: „Gott vergelt'
Die Ruhestatt, die milde Labe!"
Zog lustig weiter in die Welt.

Die Lerche.

Froh summte nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

Der Hirte.

Schon zog vom Wald ich ferne wieder
Auf einer steilen Alpenwand;
Doch blickt' ich oft zu ihm hinnieder,
Bis mir sein letzter Wipfel schwand.

Da irrten Küh' am Wiesenhange;
Der Hirte unterm Kieferdach
Hing still bei ihrem Glockenklange
Dem Bilde seines Liebchens nach.

Einsamkeit.

Schon seh' ich Hirt' und Herde nimmer,
Ein Lüftchen nur ist mein Geleit;
Der steile Pfad wird steiler immer,
Es wächst die wilde Einsamkeit.

Dort stürzt aus dunkler Felsenpforte
Der Quell mit einem bangen Schrei,
Enteilt dem grauenvollen Orte,
Hinab zum freundlich grünen Mai.

Verschwunden ist das letzte Leben,
Hier grünt kein Blatt, kein Vogel ruft,
Und selbst der Pfad scheint hier zu beben,
So zwischen Wand und Todeskluft.

Komm, Gottesleugner, Gott zu fühlen;
Dein Frevel wird auf diesem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir steiler türmen diese Wand! —

Die Ferne.

Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Türmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier ums bunte Kleid;

Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Rätselbild.

Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr:

Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Das Gewitter.

Noch immer lag ein tiefes Schweigen
Rings auf den Höh'n; doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die sausende Gewitterspur.

Am Himmel eilt mit dumpfem Klange
Herauf der finstre Wolkenzug:
So nimmt der Zorn im heißen Drange
Den nächtlichen Gedankenflug.

Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz hervor, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.

Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mit Bäumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch schweigt der Donner allgemach.

Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säuselt milde Ruh';
Da sah ich froh ein Hüttlein winken
Und eilte seiner Pforte zu.

Der Schlaf.

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll;

Und ich empfand es tief im Herzen,
Daß Zorn der Donner Gottes nicht,
Daß aus der Weste leichten Scherzen
Wie aus Gewittern Liebe spricht.

Und einen Labebecher trank ich
Und schlich, wohin die Ruh' mich rief,
Hinaus zur Scheune; müde sank ich
Hier in des Heues Duft — und schlief.

Was mich erfreut auf meinen Wegen,
Das träumt' ich nun im Schlafe nach;
Und träumend hört' ich, wie der Regen
Sanft niederträufelt' auf das Dach.

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Der Abend

Die Wolken waren fortgezogen,
Die Sonne strahlt' im Untergang
Und am Gebirg' der Regenbogen,
Als ich von meinem Lager sprang.

Da griff ich nach dem Wanderstabe,
Sprach meinem Wirt ein herzlich Wort
Für Ruhestatt und milde Labe
Und zog in stiller Dämmrung fort.

Die Heidelberger Ruine.

Freundlich grünen diese Hügel,
Heimlich rauscht es durch den Hain,
Spielen Laub und Mondenschein,
Weht des Todes leiser Flügel.

Wo nun Gras und Staude beben,
Hat in froher Kraft geblüht,
Ist zu Asche bald verglüht
Manches reiche Menschenleben.

Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.

Mit gleichgültiger Gebärde
Spielt die Blum' in Farb' und Duft,
Wo an einer Menschengruft
Ihren Jubel treibt die Erde.

Kann mein Herz vor Groll nicht hüten;
Ob sie holde Düfte wehn
Und mit stillem Zauber sehn:
Kalt und roh sind diese Blüten.

Über ihrer Schwestern Leichen,
Die der rauhe Nord erschlug,
Nehmen sie den Freudenzug,
Gibt der Lenz sein Siegeszeichen.

Der Natur bewegte Kräfte
Eilen fort im Kampfgewühl;
Fremd ist weiches Mitgefühl
Ihrem rüstigen Geschäfte. —

Unten braust der Fluß im Tale,
Und der Häuser bunte Reih'n,
Buntes Leben schließend ein,
Schimmern hell im Mondenstrahle.

Auf den Frohen, der genießet
Und die Freude hält im Arm;
Auf den Trüben, der in Harm
Welkt und Tränen viel vergießet;

Auf der Taten kühnen Fechter —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.

Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all die Blüten schaut
Eine kalte Todesmiene;

Folgst dem Lenz auf seinen Zügen;
Und zu warnen unser Herz
Vor der Täuschung bittrem Schmerz,
Straft ihn deine Stimme Lügen.

Doch — nun schweigst du, wie zu lauschen,
Ob in dieser Maiennacht
Heimlich nicht noch andres wacht
Als der Lüfte sanftes Rauschen.

Die der Tod hinweggenommen,
Die hier einst so glücklich war,

Der geschiednen Seelen Schar,
Nachtigall, du hörst sie kommen;

Von den öden Schattenheiden
Rief des Frühlings mächtig Wort
Sie zurück zum schönen Ort
Ihrer frühverlaßnen Freuden.

An den vollen Blütenzweigen
Zieht dahin der Geisterschwall;
Wo du lauschest, Nachtigall,
Halten sie den stillen Reigen;

Und sie streifen und sie drängen
— Dir nur träumerisch bewußt —;
Deine weiche, warme Brust,
Rühren sie zu süßen Klängen.

Selber können sie nicht künden,
Seit der Leib im Leichentuch,
Ihren nächtlichen Besuch
Diesen treugeliebten Gründen.

Nun sie wieder müssen eilen
In das öde Schattenreich,
Rufest du so dringend weich
Ihnen nach, sie möchten weilen. —

Blüten seh' ich niederschauern;
Die mein Klagen roh und kalt
Gegen die Gestorbnen schalt,
Jetzo muß ich sie bedauern;

Denn mich dünkt, ihr frohes Drängen
Ist der Sehnsucht Weiterziehn,
Mit den Blüten, die dahin,
Um so bälder sich zu mengen.

Hat die leichten Blütenflocken
Hingeweht der Abendwind?
Ist des Frühlings zartes Kind
An dem Geisterzug erschrocken?

Die schöne Sennin.

I.

Du Alpenkind, wie mild und klar
Strahlt mir dein blaues Augenpaar!
Wohl ist in diesen Himmelsnähen
Ein stilles Wunder einst geschehen.
In deiner Lämmer frohem Kreise
Hinknietest du, zu beten leise,
In heller Frühlingsmorgenstunde;
Mit Kindesblicken, innigfrommen,
War all dein Herz zu Gott geklommen:
Da sandte, freundlich dir begegnend
Und deine fromme Seele segnend,
Ins holde Auge dir zurück
Der Himmel einen warmen Blick,
Der sich vertieft in seinem Schimmer,
Geblieben ist und scheidet nimmer.
O Sennin, sterblich! scheidet nimmer? —

II.

Als du warst, ein holdes Kind,
Wonniglich geschlafen ein,
Trug die Mutter leis und lind
Dich in jenen Blütenhain.

Dort auf ihrem Schlummerbaum
Sangen Vöglein Abendsang,
Der in deinen Kindestraum
Sanft und lieblich schläfernd klang.

Und der Frühling nahte sich,
Grüßte dich mit lindem Hauch,
Freundlich segnend küßt' er dich,
Neigend seinen Rosenstrauch.

Seinen goldnen Abendschein
Goß er dir aufs weiche Haar;
Auf die Lilienwangen dein
Legt' er leis ein Rosenpaar.

Und der Mutter Augenlicht
Froh an deinem Schlummer hing,
Sah, wie dir am Angesicht
Still das Rosenpaar zerging.

Und des Frühlings Abendglanz
Wuchs am Haupt dir lang und voll,
Der im goldnen Lockentanz
Auf den Busen niederquoll.

Sennin, o wie reizend blüht
Deine Wange rosenrot,
Drauf noch immer freudig glüht
Jener süße Rosentod!

Auf ein Faß zu Öhringen[1].

Ich stand, der höchste, grünste Baum,
Vor Zeiten froh im Waldesraum.
Mir galt der Sonne erster Kuß,
Ich brachte, war sie schon geschieden,
Dem Wanderer zum Abendfrieden
Von ihr noch einen Purpurgruß.
Da sah mich einst der Küfer ragen,
Der kam und hat mich schnell erschlagen.
Ade! ade! du grüner Hain!
Du Sonnenstrahl und Mondenschein!
Du Vogelsang und Wetterklang,
Der freudig mir zur Wurzel drang!
Die Waldesluft ist nun herum,
Ich wandre nach Elysium.
Ihr Bruderbäume, folgt mir nach
In dieses himmlische Gemach;
O nehmt das Los der Auserkornen
Von all den tausend Waldgebornen,
Das schöne Los, das große Los:

[1] Stadt im Norden Württembergs, unweit Heilbronn und Weinsberg. Das dortige Schloß des Fürsten von Hohenlohe-Öhringen enthält einen großen Weinkeller.

Tief in des Grundes kühlem Schoß
Ein Faß zu sein, ein Faß zu sein,
Nicht so ein still verlaßner Schrein;
Ein Faß, dem lieben Wein ergeben,
Der Erde heil'ges Herzblut hüllend,
Ein Trunk das ganze lange Leben,
Den Zecher durch und durch erfüllend!
Komm, komm, bewegter Erdengast,
Und halte hier vergnügte Rast.
Mach' dir das Herz im Weine flott,
Schenk' ein! trink aus! merkst du den Gott?
Braust dir der Geist durchs Innre hin,
Von dem ich selber trunken bin?
Er ist so feurig, süß und stark:
O schlürf' ihn ein ins tiefste Mark! —
Nun, Wandrer, wandre selig heiter,
Von Faß zu Faß forttrinkend, weiter!
Schon tauchen dir im Rosenlichte
Herauf gar liebliche Gesichte:
Manch teures, längst verlornes Gut,
Die Träum' aus deinen Jugendjahren,
Sie kommen dir auf Weinesflut
Jetzt frisch und froh herangefahren.
Schenk' ein! — du fühlst die alten Triebe,
Zu kühner Tat hinaus! hinaus!
Du gibst den Kuß der ersten Liebe;
Schenk' ein! du stehst im Vaterhaus.
Wohl dir! wohl dir! schon bist du trunken,
Und Gram und Sorgen all versunken;
Wir schützen dich, hier packt dich nicht
Ihr freches, quälendes Gezücht,
Wir stehen Faß an Faß zusammen,
Wir lassen unsre Waffen flammen;
Und heimlich hinter unsern Bäuchen
Muß dir die Zeit vorüberschleichen.
Schenk' ein, schenk' ein, nur immer zu!
Und hat der Gott dich ganz durchflossen,

Laß tragen dich von flinken Rossen
Nach dem Hesperien „Friedrichsruh'"[1].
Dort schwanke unter grünen Bäumen
Mit deiner Last von Himmelsträumen
Und lausche dort den Harmonieen,
Die durch den Zaubergarten fliehen.
Ein voller stürmischer Akkord
Nimmt dich an seinen Geisterbord,
Irrt weit mit dir von hinnen, weit,
Hinaus ins Meer der Trunkenheit!

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Tal davon
Frisch sein Horn erschallen.

[1] Friedrichsruhe ist ein einsamer Ort nördlich von Öhringen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

„Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
Wie mein Kamerade!

„Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wanderfänge,

Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob[1] der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Die Rose der Erinnerung.

Als treulos ich das teure Land verließ,
Wo mir, wie nirgend sonst, die Freude blühte,
Mich selbst verstoßend aus dem Paradies
Voll Freundesliebe, holder Frauengüte;

Und als ich stand zum ernsten Scheidegruß
An meiner Freuden maiengrünem Saume,
Als mir im Auge quoll der Tränenguß
Wie warmer Regen nach dem Frühlingstraume:

Da bog sich mir zum Lebewohl herab
Der reichsten einer von den Blütenzweigen,
Der freundlich mir noch eine Rose gab;
Mein Herz verstand sein liebevolles Schweigen.

„Nicht in den Staub, o Freund, hier weine hin,
Hier auf die weichen Blätter dieser Rose!"
Das war der stummen Gabe milder Sinn;
Und schmerzlich rasch folgt' ich dem Wanderlose.

In fremde Welten fuhr mich der Pilot,
Vom teuren Lande trennen mich nun Meere;
Und wie mir einst das Lebewohl gebot,
Netz' ich die Blume mit getreuer Zähre.

[1] Als ob.

Der Rose inniglicher Duft entschwand,
Es ging die frische Farbenglut verbleichen;
Sie ruht so blaß und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.

Des Unverwelklichen? — sie rauscht so bang,
Will meine Hand die Rose wieder wecken;
Als wär' es ein prophetisch trüber Klang,
Hör' ich den Laut mit heimlichem Erschrecken.

O Rose, der Erinnerung geweiht!
Mir dünket deiner welken Blätter Rauschen
Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Der Indianerzug.

1.

Wehklage hallt am Susquehanna[1]-Ufer,
Der Wandrer fühlt sie tief sein Herz durchschneiden;
Wer sind die lauten, wildbewegten Rufer?
Indianer sind's, die von der Heimat scheiden.

Doch plötzlich ihre lauten Klagen stocken.
Der Häuptling naht mit heftig raschem Tritte,
Ein Greis von finstern Augen, bleichen Locken,
Und also tönt sein Wort in ihrer Mitte:

„Stets weiter drängen uns, als ihre Herde,
Stets weiter, weiter die verfluchten Weißen,
Die kommen sind, uns von der Muttererde
Und von den alten Göttern fortzureißen.

„Mir ist es klar, ich seh's im Licht der Flamme,
Die mir das Herz verbrennt mit wildem Nagen:
Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Mut zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

[1] Hauptstrom in Pennsylvanien.

„Den Wald, wo wir den Kindesschlaf genossen,
Verlassen wir, der uns sein Wild geboten,
Wo liebend wir ein teures Weib umschlossen,
Den Wald, wo wir begraben unsre Toten.

„Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei still von euch die Hügelschar beschlichen,
Die Toten nicht zu wecken und zu mahnen,
Daß wir von ihrem Glauben sind gewichen.

„Der Hohn wird kommen, früher oder später,
Der gier'ge Pflug wird in die Gräber dringen;
Dann muß die heil'ge Asche unsrer Väter
Des tiefverhaßten Feindes Saaten düngen!" —

Nun feiern sie der Toten Angedenken;
Die Sonn' im Westen wandelt ihre Neige,
Die Gräber noch bestrahlend, und sie senken
Viel Tränen drauf und grüne Tannenzweige.

Da bricht die Wehmut plötzlich ihre Hemmung,
Sie strömet laut und lauter in die Lüfte,
Schon braust des Schmerzes volle Überschwemmung
In wilden Klagen um die stillen Grüfte.

Nun wenden sich zur Wandrung die Vertriebnen,
Oft grüßend noch zurück mit finsterm Sehnen
Die teuren Hügel der Zurückgebliebnen,
Bestreuend ihre Bahn mit Flüchen, Tränen.

Wie sie vorüberwandern an den Bäumen,
Umarmend viele an die Stämme fallen;
Zum Scheidegruß den trauten Waldesräumen
Läßt jeder einmal noch die Flinte knallen. —

Der Flintenruf, der Ruf gerührter Kehlen
Ist an den Hügeln allgemach verrauschet,
Wo nur dem Klagehauch der Totenseelen
Die Dämmerung, die stille, tiefe, lauschet.

2.

Viel Meilen schon sind sie dahingezogen;
Der Susquehanna treibt an ihrer Seite
Mit heimatlichem Rauschen seine Wogen,
Der treue Freund gab ihnen sein Geleite.

Den heißen Trieb, vom Feinde, dem verhaßten,
Fort, fort zu fliehn mit wilden Fluchesklängen,
Kann nur der müde Schlaf zu kurzem Rasten
Aus ihren Gliedern allgemach verdrängen.

Ihr Feuer brennt im Dunkel hoher Eichen;
Da ruhn die Gäste rings der Waldeswüste,
Da legt der Mann sich hin, dem Schlaf zu weichen,
Die Mutter ihren Säugling an die Brüste.

Schon sinkt das Feuer, und die sommerschwülen
Nachtlüfte sich im Eichenlaub verfangen
Und frei durchs lange Haar der Weiber wühlen,
Die schlafend ihren Säugling überhangen.

Der graue Führer nur verbannt den Schlummer
Und einer noch der Ältesten vom Stamme;
Die sprechen lange noch von ihrem Kummer,
Von Zeit zu Zeit nachschürend an der Flamme.

Sie schaun durchs dünnere Gedräng' der Bäume
Zurück nach dem verlornen Mutterlande,
Und zürnend schaun sie dort die Himmelsräume
Rotglühend hell von einem Waldesbrande.

Und also spricht der Häuptling zum Gefährten:
„Siehst du sie morden dort in unsre Wälder?
Getrost in unsres Unglücks frische Fährten
Ziehn sie den Pflug für ihre Segensfelder.

„Sie haben frech die Nacht vom Schlaf empöret,
Daß sie sich mit dem Flammenkleide schürzet:
Hoch brennt der Wald; vom Lager aufgestöret
Das Wild verzweifelnd aus den Gluten stürzet.

„Gewecket von des Wildes Wehgeheule
Und von dem falschen Tageslicht betrogen,
Kommt, schwirrend rings heran mit trunkner Eile,
Der Vögel Schwarm in seinen Tod geflogen.

„Gewiß, gewiß, mit ihren Saaten wuchern
Die Wünsche auch, die sie darunter streuen
Von ihren unversöhnlichen Verfluchern;
Es wird sie noch an spätem Tag gereuen!"

Noch starren die Betrübten, Tieferbosten
Hinüber nach des Brandes rotem Scheine,
Als der zerfließt im Morgenrot von Osten
Und schon die Wipfel glühn im Eichenhaine.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wildre Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tiefempörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,

Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

„Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen
Als im Herzen tödlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möwen sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Reiseblätter (II).

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —
In jenem Lande bin ich einst geritten
Den Weg, der einen finstern Wald durchschnitten;
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang.
Da stieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildnis zu versenken.
Vermildernd schien das helle Abendrot
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpft die ernste Wette.
Umsonst das Leben hier zu grünen sucht,
Erdrücket von des Todes Überwucht;
Denn endlich hat der Tod, der starke Zwinger,
Die Faust geballt, das Leben eingeschlossen,
Es sucht umsonst, hier, dort hervorzusprossen
Durch Moderstämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirst du das Pflanzenleben

In deiner starken Faust und meines heben?
Wirst du sie öffnen? wird sie ewig schließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln schon der Todeshand
Und fühlt' es kühler schon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund.
Wo sind die Blüten, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Nun ist der Wald verlassen und verdorrt,
Längst sind die Blüten und die Vögel fort.
So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüt;
Und ist der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder, fort;
Dann bin ich still und tot wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war wie seiner — Traum.
Als einst der Baum, der nun in Staub verwittert,
So sehnsuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und seine Arme ihm entgegen rang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er seinen süßen Frühlingsduft
Beseelend strömte weithin in die Luft —
Schien nicht sein schönes Leben wert der Dauer,
Und starb es hin, ist's minder wert der Trauer,
Als mein Gedanke, der sich ewig wähnt?
Als meine Sehnsucht, die nach Gott sich sehnt? —
So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen,
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte
Und mich der Huftritt meines Rosses störte;
Es schritt heran zu mir, als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen;
Ich aber rief: Ist's auch der Mühe wert,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd?

Es blickt mich an mit stiller Lebenslust,
Die wärmend mir gedrungen in die Brust
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tief einsamen Waldeswegen
Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen
Und der geheimnisvollen Todesnacht.

An einem Baum.

Du Baum, so morsch und lebensarm,
So ausgehöhlt, sei mir gegrüßt;
Wie doch dein froher Bienenschwarm
Die Todeswunde dir versüßt!

Sie wandern fort im raschen Zug,
Sie kehren summend wieder heim
Und bringen dir im Freudenflug
Von fernen Blumen Honigseim.

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann[1];
Gott gebe, kehr' ich übers Meer[2],
Daß ich ihn noch umarmen kann!

Baum, wie du morsch und abgedorrt,
Doch Honig birgt dein altes Reis,
So birgt der Weisheit süßen Hort
In seiner Brust der morsche Greis.

Und seine muntre Bienenschar,
Gedanken fliegen aus und ein
Und bringen Honig süß und klar,
Die reiche Beut' aus Wies' und Hain;

Oft locket sie von hinnen weit,
Zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
Der Frühlingshauch der Ewigkeit;
Dann senkt er still sein edles Haupt.

[1] Geheimrat August von Hartmann in Stuttgart; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 31* dieses Bandes, Z. 10 f. — [2] Lenau schrieb das Gedicht während seines Aufenthaltes in Amerika.

Verschiedene Deutung.

1.

Sieh, wie des Niagara Wellen
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,
Und wie sie, sprühend nun zerflogen,
Empfangen goldne Sonnenstrahlen
Und auf den Abgrund lieblich malen
Den farbenreichen Regenbogen.
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,
Und unser Ich, es muß zerschellen;
Nur stäubend in die Luft zergangen,
Wird es das Irislicht empfangen.

2.

„Trüb, farblos waren diese Fluten,
Solang' sie noch im Strome wallten;
Sie mußten vielfach sich zerspalten,
Daß sie aufblühn in Farbengluten.
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,
Ein armes Ich, doch strahlen sie
Im hellen Himmelslicht gemeinsam
Des Bogens Farbenharmonie."

Niagara.

Klar und wie die Jugend heiter
Und wie murmelnd süßen Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Widerstrahlt mit froher Muße
Und die Sterne stiller Nacht.

Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschall.

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreise
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gastwirt mein Geschick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weise,
Sprach gelassen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!" und bot mir seine Hand,
Gleichsam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte sie nicht, die meine zu drücken.
Lesen konnt' ich in seinen festen Zügen
Seinen lang' und treu bewahrten Entschluß:
Auch mit keinem Fingerdrucke zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei seinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,

Doch nicht fand ich die Kost so dürr und mager
Wie sein Wort, ich sollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher und wärmer als seine Mienen.
Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koste?
Emsig am Tisch sah ich die Weiber schalten;
Und es wurde die Mahlzeit rasch gehalten.
Später schwatzten die männlichen Hausgenossen
Am Kamin, die scharfe Zigarr' im Munde,
Von Geschäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil' hingeflossen.
Hörbar vor allen sprach des Hauses Vater,
Als ein vielerfahrner Lenker und Rater;
Wechselnd raucht' er und sprach, und aller Augen
Hingen an seinen Lippen, der Alte schien
Aus dem Zigarrenstumpf Erfindung zu saugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den stillen Sieg,
Und sie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flasche vom lieben Rhein,
Als das englische Talergelispel schwieg.
Und zur weitgewanderten deutschen Flasche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltasche.
Ferne der Heimat, tiefst im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald".
Eichenstämme warf ich ins lustige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds sind nicht geheuer;
Lockend hört' ich sie schon im Walde schwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geschwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meer ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus stiller Ruh',
Und im Walde hört' ich die Antwortklage:

Krachend stürzten draußen die nacktgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und bänger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"
Traurig war mir da und finster zumut,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Glut;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Diese Stämme verbrennen hier am Herde,
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast)
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Meeresstille.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh'!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ozean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß im Schutz geschloßnen Mundes
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimnis heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

Sturmesmythe.

Stumm und regungslos in sich verschlossen
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken
Wie auf einem Totenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht.
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverwornen Scharen
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?" in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter tot, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

Wandrer und Wind.

Herbstwind, o sei willkommen!
Fünf Tage lag das Meer
So still, so bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauschen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einst mein Jägerlauschen
Im Wald nach Hirsch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluß?
Den heimatlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
Im raschen Wanderzug,
Nahm durch die Stoppelfelder
Den ungehemmten Flug.

„Nun ich durch Feld und Auen
Mein Wanderliedlein pfiff,
Komm' ich nach euch zu schauen
Im Emigrantenschiff.

„Weil alter Liebesbande
Das Schifflein müd und matt,
Jag' ich's vom Mutterstrande
Dahin, ein welkes Blatt!"

Das Wiedersehen.

Du heimatliches Tal,
Mir wird so wohl und wehe,
Daß ich dich nun einmal,
Ersehntes! wiedersehe.

Weinberg, sei mir gegrüßt!
Noch grünen deine Reben,
Womit du oft versüßt
Ein herbes Menschenleben:

Viel Herbste schwanden dir,
Die deine Trauben reiften,
Und die vom Herzen mir
So manche Hoffnung streiften.

Noch kenn' ich jeden Baum,
Wo ich vor so viel Jahren
Gehegt den Jugendtraum,
Der scheu dahingefahren.

Noch kenn' ich jedes Haus;
Doch andre Menschen schreiten
Geschäftig ein und aus
Als wie zu meinen Zeiten.

Ich frage dort und hier
Nach einem Freund mit Zagen
Und Furcht, ich könnte schier
Nach einem Toten fragen.

Es ist nur noch der Ort,
Wo wir gefreut uns haben;
Die Lieben all sind fort,
Verreiset und begraben.

Drum bleib' ich hier nicht lang',
Mich fühlend zu verlassen,
Und tu' auch keinen Gang
Bei Tag mehr durch die Straßen.

Erst wenn es worden Nacht
Und schläft des Tags Gebrause,
Schleich' ich heran mich sacht
Zu manchem Freundeshause.

Die süße Träumerei
Such' ich dann festzuhalten,
Als ob doch alles sei
Geblieben hier beim Alten.

Zum Fenster dann empor
Blick' ich und lausch' und grüße,
Ob[1] mich, den ich verlor,
Der Freund erblicken müsse;

Ich lausch' und scheide nicht,
Bis ich zu schauen meine
Sein liebes Angesicht
Im wirren Mondenscheine.

Die Sennin.

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Tal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch', o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!

Aber einst, wie alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

[1] Als ob.

See und Wasserfall.

Die Felsen, schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne Tat erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen,
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur Tat hinunterschießen.

Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Tal hinab, und seine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen;
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden;
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

Ein Herbstabend.

Es weht der Wind so kühl, entlaubend rings die Äste,
Er ruft zum Wald hinein: „Gut' Nacht, ihr Erdengäste!"

Am Hügel strahlt der Mond, die grauen Wolken jagen
Schnell übers Tal hinaus, wo alle Wälder klagen.

Das Bächlein schleicht hinab, von abgestorbnen Hainen
Trägt es die Blätter fort mit halbersticktem Weinen.

Nie hört' ich einen Quell so leise traurig klingend;
Die Weid' am Ufer steht, die weichen Äste ringend.

Und eines toten Freunds gedenkend, lausch' ich nieder
Zum Quell, der murmelt stets: „Wir sehen uns nicht wieder!"

Horch'! plötzlich in der Luft ein schnatterndes Geplauder:
Wildgänse auf der Flucht vor winterlichem Schauder.

Sie jagen hinter sich den Herbst mit raschen Flügeln,
Sie lassen scheu zurück das Sterben auf den Hügeln.

Wo sind sie? ha! wie schnell sie dort vorüberstreichen
Am hellen Mond und jetzt unsichtbar schon entweichen;

Ihr ahnungsvoller Laut läßt sich noch immer hören,
Dem Wandrer in der Brust die Wehmut aufzustören.

Südwärts die Vögel ziehn mit eiligem Geschwätze;
Doch auch den Süden deckt der Tod mit seinem Netze.

Natur das Ew'ge schaut in unruhvollen Träumen,
Fährt auf und will entfliehn den todverfallnen Räumen.

Der abgerißne Ruf, womit Zugvögel schweben,
Ist Aufschrei wirren Traums von einem ew'gen Leben.

Ich höre sie nicht mehr, schon sind sie weit von hinnen;
Die Zweifel in der Brust den Nachtgesang beginnen:

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?

Warum denn aber wird dem Erdenleben bange,
Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?

Ist solche Bängnis nur von dem, was wird bestehen,
Ein Widerglanz, daß auch sein Bild nicht will vergehen?

Dies Bangen auch nur Schein? — so schwärmen die Gedanken,
Wie dort durchs öde Tal die Herbstesnebel schwanken.

Atlantica.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, so leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob[1] der Tod mit seinen Wunden
Nun auf immer schliefe.

Sinnend starr' ich nach dem hellen,
Grenzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich seh' ich rasche Wogen
Aus der Tiefe springen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Ist's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich zu schauen,
Mit geheimnisvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

[1] Als ob.

Ja, von euch, ihr Rätselhaften,
Kam dies volle Rauschen,
Dran die Seele sehnend haften
Muß und niederlauschen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberschlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erschienen
Mit den schönen, wunderbaren,
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer schlanken Glieder
Leisen Wandel sehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schwesterlich verschlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Meeresstille.

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh',
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob[1] die Wolke ihn belüde
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit,

[1] Als ob.

Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fischlein käme,
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fisch, der sich erhübe,
Und kein Vogel kommen will.
Ist es unten auch so trübe?
Ist es unten auch so still? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Überrascht' ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen —
Weiß nicht, wie — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den sie mir als Muttersegen
Heimlich strömet in das Herz?

O, dann ist es keine Lüge,
Daß im Schoß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geschlecht von Menschen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim ist seine Stelle
Und Geheimnis, was er fühlt,
Dem die Tränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen spült.

Seemorgen.

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,

Und brausend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband[1]
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang' euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl tut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

An mein Vaterland[2].

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
Mir wie mein Jugendglück!

[1] In den Farben des Regenbogens spielendes Band. — [2] Wahrscheinlich auf der Fahrt nach Amerika oder dort selbst entstanden.

Ich steh' allein und denk' an dich,
Ich schau' ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen sich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zumut,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmütig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: „Gedenke mein!" —

Als ich am fremden Grenzefluß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum

Und meine Zähre trennungsscheu
In seine Rinde lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu'
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,

Und ströme dir ins dunkle Meer
Den warmen Tränensold! —

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krumm gewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Flut sich senkt und türmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurra tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf aufs zitternde Schwanken
Der Bussole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimat wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Kapitän
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;

Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefänger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser;
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter ins Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Lose.
Klar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts getan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Über ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen;
Seine Heimat grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen
Froherstaunt in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verlies?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Leben und Traum.

Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rotgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag' das Zimbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnarben,
Ehrenröslein purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft in Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —

Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen;
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Tränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang'!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen,
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Taten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,

Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterscharen!"
Fällt der Werber jubelnd ein;
„Schönes Leben des Husaren,
Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich jetzt im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimat sterben;
Arme Mutter! arme Braut!
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz! so fahre hin!"

Seht! er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Der Schifferknecht.

Am Boden auf dem Rohrgeflecht,
Vom harten Glück verstoßen,
Da ruht der arme Schifferknecht
Mit seinen müden Rossen.

Er haust bei Tag und Nacht am Strand,
Der Herd- und Hüttenlose,
Und ihm gedeiht im Ufersand
Wohl keine Freudenrose.

Die Nacht ist kühl, es braust der Wind,
Still blickt der Mond hernieder;
Die Donau murmelt ihrem Kind
Gewohnte Schlummerlieder.

Sein Schlaf ist süß, er schlürft ihn ein
In starken, tiefen Zügen;
Berauschet ihn, ihr Phantasein,
Aus euren Zauberkrügen!

Laßt wandeln ihn am Wiesenhang
Im goldnen Morgenscheine,

Und ihm ertöne Vogelsang
Im aufgeblühten Haine!

Gebt ihm ein Häuschen, still und traut,
Umrankt von grünen Bäumen,
Und eine schöne junge Braut
Gebt ihm in seinen Träumen!

Beim Hüttchen auf der Abendbank,
Da sitzen selig beide;
Heimkehrt mit frohem Glockenklang
Die Herde von der Weide.

Nun hört er nicht der Pferde Huf
Und nicht die Geißel knallen,
Hört nicht der Schiffer langen Ruf
Im fernen Wald verhallen.

Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
Den armen Kameraden
Samt seinem Roß ins Wellengrab
Fortreißt der arge Faden*.

Marie und Wilhelm.

Im Abendschein am Fenster saß
Allein mit ihrem Harme
Marie, das Antlitz welk und blaß
Gesenkt auf ihre Arme.

So saß das Mädchen still und sann,
Sann nach den alten Zeiten,
Und manche heiße Träne rann
Den schönen alten Zeiten:

Als sie im trauten Hüttlein noch
Bei lieben Eltern wohnte
Und süßer Gottesfriede noch
Der reinen Seele lohnte;

* Faden, das Hauptseil, woran die Donauschiffe gezogen werden.

Als sie so fromm zur Kirche ging
Und ihre Wange glühte,
Wenn jedes Aug' im Dorfe hing
An ihrer Jugendblüte;

Als sie am lauten Erlenbach
Dem Wilhelm freudetrunken
Das erste Wort der Liebe sprach
Und ihm ans Herz gesunken;

Und er sie nannte „süße Braut!" —
„Das alles ist vorüber!"
So dachte sie und schluchzte laut,
Ihr Herz ward immer trüber:

„Es kam der Feind in Sturmeslauf
Mit grimmen Todesstreichen;
Das Hüttlein sank, ein Aschenhauf,
Die Eltern, wunde Leichen.

„Die Eltern tot! Er in die Welt!
Die Träne rann vergebens,
Ich in die Nacht hinausgestellt
Des unbekannten Lebens! —

„Da glänzt' ein milder Strahl daher
Im hoffnungslosen Dunkel,
Ein böses Irrlicht, lockend sehr
Mit lieblichem Gefunkel:

„„Laß ab zu klagen, Kind, laß ab!
Komm, folge deinem Sterne!
Die Eltern kühlt und heilt das Grab,
Den Bräutigam die Ferne!

„„Bald sollst du als beglückte Frau
Genesen aller Leiden;
Komm, folge mir zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden!'

„Ich wischte mit treuloser Hand
Die Tränen von der Wange

Und ging — und ging — das Irrlicht schwand
Am furchtbar steilen Hange!

„Nun ist mein Herz so grabesdumpf
Verlassen wie die Wüste,
Seit in den bodenlosen Sumpf
Gesunken ich der Lüste!" —

Marie blickt in die Nacht hinein
Aus ihrem stillen Zimmer;
Schon ist am Himmel Sternenschein
Und sanfter Mondenschimmer.

Im Garten ruft die Nachtigall,
Sie scheint in bangen Weisen
Zu klagen um des Mädchens Fall,
Die Unschuld süß zu preisen.

Und leise kommt der Abendwind,
Der ihren Locken schmeichelt,
Als wollt' er trösten, ihr gelind
Die bleiche Wange streichelt.

Geh fort, o West, vom Mädchen, geh!
Laß ruhn den welken Flieder!
Du tust ihr mit den Blüten weh,
Die du auf sie streust nieder! — —

Da öffnet sich das Kämmerlein:
Es ruft ein Mann: „Maria!"
Die Freude stoßt ihn wild herein:
„O meine Braut Maria!

„Ich habe nun mein Glück erjagt,
Mich durch die Welt getrieben;
Hab' viel gelitten, viel gewagt
Und bin dir treu geblieben!

„Wenn schier mein Herz vor Leide brach
An lieblos fremdem Orte,
So dacht' ich an den Erlenbach,
Ich dacht' an deine Worte!"

Er preßt sie selig an das Herz;
Sie aber muß sich wenden,
Sie hüllt, zerknickt von ihrem Schmerz,
Das Antlitz mit den Händen.

Und leichenblaß und zitternd bricht
Sie hin zu seinen Füßen;
Er weint, er deckt ihr Angesicht
Mit feurig bangen Küssen.

„Mir nicht den Kuß! bin sein nicht wert;
Tief sank ich ins Verderben!
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt!
Zieh fort, und laß mich sterben!“ —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
Da schied er schwer beklommen,
Ging still hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

Begräbnis einer alten Bettlerin.

Vier Männer dort, in schwarzem Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Lastträger, ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Ware.

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe.
Schlaf wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morschen Truhe!

Dir folgt kein Mensch zum Glockenklang
Mit weinenden Gebärden;
Die Not nur blieb dir treu, solang'
Von dir noch was auf Erden.

Dir gab der Menschen schnöder Geiz
Ein Leichentuch, zerfetzet,
Hat ein verstümmelt Christuskreuz
Dir auf den Sarg gesetzet;

Doch kränkt dich nicht der bittre Spott
In deinem tiefen Frieden,
Daß man selbst einen schlechtern Gott
Dir auf den Weg beschieden.

Einst blühtest du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf gepriesen,
Die schönste Maid am Erntetanz,
Dort unten auf der Wiesen.

Folgt keiner dir der Bursche nach,
Die dort mit dir gesprungen?
Wohl längst die muntre Fiedel brach,
Die dort so hell geklungen!

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund,
Geschritten kommt allmählich schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermütig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längst verlaßne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all ihr trübes Erdenlos? —
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch'! plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?

Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern?!

„Herr Gott! wir loben dich — ha, ha, ha, ha!"
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter,
Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!"
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er mir vorbei voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen wild bewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein, von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur!
Den Trost: „Vergänglichkeit!" ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmut lichtet sich das Tal,
Dort kommt der Mond zum stillen Abschiedsfeste;
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich schmiegen an des Sommers karge Reste.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub
Und läßt die kahlen Äste traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bittre Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden. —

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch getan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

3.

Er hat geliebt! — Vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; da glomm
Durchs Fenster hell herein die Abendröte;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm und treu und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und höher glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen;
Und draußen klang im stillen Waldestal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien.

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt!
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht unverfolgt von ihrem falschen Schwur
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte. —

Das war's, o Schicksal, was der Mensch getan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von seinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott;
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Der Raubschütz.

Nach einer Sage.

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad saust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte tut manch raschen Zug,
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Not,
Die längst begrabnen, neuerwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Tür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund'?
Ein Weidmann mit dem Feuerrohr,
Mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wams befleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger ins Gesicht,
Sein Haar entsetzt zu Berge fleugt,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
Auf Jakobs Büchse winkt;
Der preßt sein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben springt;

Gehorchend nimmt er sein Gewehr
Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus
Nach süßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie ziehn fort, fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch;
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: „Such', Hundel, such'!"

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand,
Da bleibt er stehn und donnert: „Schau!
Hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
„Was ist's in jener Welt?"
Da murmelt trüben Angesichts
Der Jägersmann: „Es ist halt nichts!"

Warnung im Traume.

In üppig lauter Residenz
Verschwelgt mit reicher Habe
Ein Jüngling seinen Lebenslenz;
Die Eltern ruhn im Grabe.

Die Mutter lag am Sterbepfühl
Mit matten Herzensschlägen,

Sie legte blaß und todeskühl
Die Händ' ihm auf zum Segen.

Und sie verschwendet noch im Schmerz
Der Kräfte letzten Glimmer,
Daß nun das Kind ihr treues Herz
Verlassen soll auf immer.

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält sie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad bescheinet.

Umschwebt sie auch im Geisterflug
Still segnend den Bedrohten,
Gewaltig ist der Sinnenzug,
Und kraftlos sind die Toten.

Sie sah, wie's letzte Röslein sich
Von seiner Wange stehle,
Und wie die Unschuld ihm verblich,
Die Rose seiner Seele.

Sie sah den Sohn die Sinnengier
Stets fesselnder umgarnen;
Ein Trost nur war geblieben ihr:
In Träumen ihn zu warnen.

Nach einem wildverbrausten Tag,
Verbuhlet und vertrunken,
Der Jüngling auf dem Bette lag,
Dem Schlafe heimgesunken.

Da träumt ihm, daß er abends irrt
Durch volkbelebte Straßen,
Wo manche Dirne lockend kirrt
Zu lüsternem Umfassen.

Schon wandelt der Laternenmann
Von Pfahl zu Pfahl und zündet
Dem Laster seine Sterne an,
Das hier sich sucht und findet.

Der Jüngling sieht ein lockend Weib
An ihm vorübergleiten,
Um deren üppig schlanken Leib
Sich Licht und Dunkel streiten.

Das Licht ihm wenig nur erhellt,
Die Lust nach dem zu wecken,
Was ihm das Dunkel vorenthält
Mit reizend schlauem Necken.

Er will den Reizen sein zu Gast,
Sie laden ihn so dringend,
Er eilt ihr nach, der Schritte Hast
Je mehr und mehr beschwingend.

Doch wie er nach der Dirne setz',
Er kann sie nicht erreichen,
Er sieht die Dunkle weiter stets
Und lockender entweichen.

Sie gleichet einem Nebelbild
Mit leisem, fernem Winken,
Sein Blick dem Sonnstrahl heiß und wild,
Den Nebel aufzutrinken.

Schon haben sie im raschen Zug
Die wache Stadt verlassen,
Und schon durchkreuzt ihr schneller Flug
Der Vorstadt öde Straßen.

Nur hier und dort ein Licht noch brennt
Bei Toten oder Kranken,
Und fort und fort die Dirne rennt,
Er nach mit gier'gem Zanken:

„Was rennst du, Tolle, so geschwind?
Wo steht dein süßes Lager?"
Da pfeift ums Ohr ein kalter Wind
Dem ungestümen Frager.

„Halt an, halt an die tolle Flucht!
Ich will dich fürstlich zahlen!"

Also der Jüngling fleht und flucht,
Schwerkrank an Wollustqualen.

Nun ist kein Haus zu schauen mehr;
Mit argbetroffnen Blicken
Sieht er nur Gräber rings umher
Und ernste Kreuze nicken.

Da wend't sie sich im Mondenlicht,
Zu seiner Qualgenesung:
Mit grauverwischtem Angesicht
Umarmt ihn — die Verwesung. —

Doch fuhr er kaum vom Schlummer auf,
Hat er den Traum versungen
Und hat der wüste Lebenslauf
Ihn wiederum verschlungen.

Bald ward des Traumes kalte Braut
Am schweigenden Altare
Dem Jüngling wirklich angetraut,
An seiner Totenbahre.

Vermischte Gedichte (I).

Die Tränen.

Tränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich diesen Dankgesang!
Seid ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang;

Schlichet die bekannten Gleise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz behorchen leise,
Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte
Linde die Verzweiflung fort.

O flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein!
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Traufe seiner Seele
Netze mild sein Angesicht

Mit der Wehmut süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzensnager
Gram wühlt, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiselager
Schlägt in einem Busen auf:

Ha, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Überfüllend will hinein!

Und die Tränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglast,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gast. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand
Und der Tod die Freudenkette
Kalt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Ölung
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Träne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

In der Krankheit.

I.

Nacht umschweigt mein Krankenlager;
An der morschen Diele nur
Reget sich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter schreitet.

Über trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltsam hin,
Wie des Stromes rasche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer senkt die Bahn sich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch senkt sie sich, und schaurig
Weht es aus der Niederung;
Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauscht die Todesflut entgegen.

II.

Einsamkeit! mein stilles Weinen
Rinnt so heiß in deinen Schoß;
Doch du schweigst und hast nicht einen
Seufzer für mein trübes Los!
Legen schon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten sich?
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich? —
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

An die Melancholie.

Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Toten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Träne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

Einem Freunde[1] ins Stammbuch.

Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Busen und Stirne dir kühlt;
Pflückest vom Felsengeklipp, vom schmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit,
Ach, um welchen es stets stiller und einsamer wird.
Traurig flüstern auf ihm die Kränze der wenigen Edlen,
Totenkränze nunmehr schöner verblichener Zeit.
Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
Auch nur Feier des Tods schöner verblichener Zeit.
Kommt auf deinen Pfaden dir einst der Donner entgegen,
Dräuend im nächtlichen Flug, fahren Orkane dich an:
Freund, dann flattre dies Blatt vor deinen Blicken im Sturme,
Und es rausche dir zu: „Denke des liebenden Freunds!"

Vergänglichkeit.

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeseelten schönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit!"

„Vergänglichkeit!" mahnt mich im stillen Tale
Die ernste Schar bekreuzter Hügel dort,
Wo dauernder der Schmerz in Totenmale
Als in verlaßne Herzen sich gebohrt;

[1] Wahrscheinlich Schleifer; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 17* dieses Bandes, Z. 20 ff.

Bei Sterbetages Wiederkehr
Befeuchtet sich kein Auge mehr.

Der wechselnden Gefühle Traumgestalten
Durchrauschen äffend unser Herz; es sucht
Vergebens seinen Himmel festzuhalten,
Und fortgerissen in die rasche Flucht
Wird auch der Jammer; und der Hauch
Der sanften Wehmut schwindet auch.

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenkläng' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Zögerung.

Beschritten schon von seinem Reiter,
Rafft auf der Weide noch das Roß
Die letzten Halme, will nicht weiter,
Bis ihm der Sporen scharfer Stoß
Gewaltig in die Seiten dringt
Und es im Sturm von dannen zwingt.

Und fühlt der Mensch mit bleichem Beben
Den Tod ihm sitzen am Genick,
So klammert sich sein Fuß ans Leben,
Er bettelt um den Augenblick,
Bis rauh der Tod die Geißel schwingt
Und ihn mit Macht von dannen zwingt.

An eine Dame in Trauer.

Vom Grabe deines treuen Mannes
Ist noch die Schaufel feucht;
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug' ist nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloses Blut der Wangen!
Ins Herz, du Schandeborn!

Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Tränenschild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieser Kneipe wird die Träne,
Die edle, nicht geschenkt.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus
Und prüfest rings die Sprossenwände
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?"

An jenem Baume hörst du singen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Tränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst trauernd einst
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir säuselte so manche Lust;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückest deinem Busen ein,

Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her,
Neigst hin dich nach den süßen Weisen:
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

Abschied.

Lied eines Auswandernden.

Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt
Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in deinem Arm;
Du gabst, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm;
Doch keine Freiheit fand der Mann.

Im Hochland streckt der Jäger sich
Zu Boden schnell, wenn Wildesschar
Heran sich stürzet fürchterlich;
Dann schnaubt vorüber die Gefahr:

Mein Vaterland, so sinkst du hin,
Rauscht deines Herrschers Tritt heran,
Und lässest ihn vorüberziehn
Und hältst den bangen Atem an. —

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blütenreichem Strand
Die Flut der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!

Am Grabe eines Ministers.

Du fuhrst im goldnen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüsten fortgetragen,
Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Träne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann! —

„Halt!" schlug nun eine grause Stimme
An dein entsetztes Ohr,
Es stürzt' ein Räuber mit Hohn und Grimme,
Der Tod, vom Wald hervor

Und hieb die Stränge mit scharfem Schwerte
Vom Wagen, riß mit Macht
Dich fort, trotz Flehen und Angstgebärde,
In seine finstre Nacht.

Das Vaterland mit Lachen und Singen
Hält Wacht an deinem Grab,
Scheucht Tränen und Seufzer und Händeringen
Fort mit dem Bettelstab!

Der Indifferentist.

Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher
Aufs Wohl des Vaterlandes lächelnd trinkst;
Ob du, ein schnöder, teuflischer Verbrecher,
Vom Henkerbeil getroffen, fluchend sinkst;

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg', in ihre Bahn,
Daß sie an seinem Fuß vorüberschreiten
Und grauend seine Gipfel starren an;

Ob nichts dein langes Leben war hienieden
Als fürs Gewürm des Grabes eine Mast;
Ob du, der Menschheit Fesseln anzuschmieden,
Ein toller Held, die bange Welt durchrast:

Ist just so wichtig, als: ob nur im Kreise
Einförmig stets das Aufgußtierchen schwimmt,
Ob es vielleicht nach *rechts* die große Reise,
Vielleicht nach *links* im Tropfen unternimmt.

In das Stammbuch einer Künstlerin[1].

Erinnerung an einen Spaziergang.

Nach langem Wege durch die Sommerschwüle
Rauscht' uns ein Wald entgegen seinen Gruß,
Uns übergoß die Luft mit süßer Kühle,
Die Blätternacht mit ihrem Labekuß.
Und wie wir aus den heißen, hellen Triften,
Wo mühend sich der Mensch dem Leben weiht,
Ins Waldgeheimnis weiter uns vertieften
Und in den Schatten Gottes: Einsamkeit; —
So flohen deine heiteren Gespräche
Fort von des *Lebens* wüstem, steilem Hang
Waldein und wanden sich als klare Bäche
Durchs Labyrinth der *Kunst* mit leisem Klang.
Auf ihren Wellen bebten die Gestalten

[1] Emilie Reinbeck; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 31* dieses Bandes, Z. 9 ff.

Von all den Blumen, die ihr Lauf berührt;
Ich aber sah, nachhängend ihrem Walten,
Die froherstaunte Seele mir entführt.

Unmögliches.

Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken,
Der, wie die Farbenpracht am Demant glüht,
Dich tausendfach, doch immer neu, umblüht,
Horcht' ich dem Freund, in Ahnungen versunken.
Wir sehn des Berges Haupt in Purpur prangen,
Wenn schon die Sonne sank und Dämmerung
Den Hain umflort: so strahlt' Erinnerung
An dich, Geliebte, von des Freundes Wangen.
Begeistert taucht' er in des Busens Tiefen
Den Pinsel, und er malte warm und mild
Dem sel'gen Horcher dein entzückend Bild,
Gefühle weckend, die seit lange schliefen.
Doch wie's dem Dichter nimmer will gelingen,
Des Busens Drang ins enge Wort zu zwingen,
Hinüber uns in seine Welt zu singen:
So hat der Freund vergebens dich gemalt,
Sie nicht erreicht, die göttliche Gestalt,
Und deiner Seele stille Allgewalt.

Einem Ehrsüchtigen.

Laß das Ringen nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebst ein schöners Leben.

Frage.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Mein Stern[1].

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Vom Himmel deiner Augen stiegen
Wie Engel Tränen niederwärts
An deinen holdgerührten Zügen
Und priesen mir dein gutes Herz.

Und alle Welten um mich schwanden,
Mein Leben starrt' in seinem Lauf,
Im süßempörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.

Da riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in seine wüste Nacht;
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Denn wie vom Tode schon umfangen,
Der Jüngling nach der holden Braut
Die Arme streckt mit Glutverlangen
Und sterbend ihr ins Auge schaut:

So griff nach deinem holden Bilde
Die Seele, schaut es ewig an,
Sieht nichts vom trüben Erdgefilde,
Fühlt nicht die Dornen ihrer Bahn.

Entriss' auch einst der Tod mir strenge,
Was mir das Leben Liebes gab;
Er nehm' es hin! doch eines ränge —
Ich ränge kühn dein Bild ihm ab.

Der Selbstmord.

Scheitert unsre Brust an Klippen,
Hingeschellt von Sturmeswut;

[1] An Lotte Gmelin. Vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 28* ff. dieses Bandes.

Trinkt mit aufgerißnen Lippen
Unsre Wunde Schmerzensflut;

Schöpft das Herz dann hastig bange
Aus der Brust den Tränenguß,
Weil es sonst, vom Wellendrange
Überströmt, versinken muß:

Dann wird auch der Sturm beschworen,
Helle wird die Finsternis,
Es vertünchen milde Horen
An der Brust den Wundenriß.

Aber ist das Herz ein zages,
Wenn die Brust die Woge trinkt,
Starrt es ob des Klippenschlages
Störrisch, müßig — und versinkt.

Ist's ein wildes, ungezäumtes,
Wird es im Tumulte scheu,
Todestrunken glüht und schäumt es
Und zertrümmert sein Gebäu.

Wenn dann auch der Himmel heiter
Und mit lindem Hauche weht,
Sanft der Strom hinwiegt die Scheiter:
Für die Toten ist's zu spät.

Doch ihr Schifflein, hört, ihr andern!
Seid ihr auch dem Sturm entwischt,
Ruhig mögt ihr weiter wandern,
Aber nicht gehöhnt, gezischt:

„Wie der Nachen ward zertrümmert!
Wie das Herz im Strom ersoff!
Warst wohl auch zu leicht gezimmert!
Warst wohl auch aus schlechtem Stoff!"

Hütet euch, ihr andern, hütet!
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Reiterlied.

Wir streifen durchs Leben im schnellen Zug,
Ohne Rast wie die stürmische Welle;
Wir haschen die Frucht im Vorüberflug
Und schlummern nicht ein an der Quelle;
Wir pflücken die Rose, wir saugen den Duft
Und streuen sie dann in die flatternde Luft.

Der Friedliche sitzet und lauert bang,
Bis das Glück ihm poch' an die Türe.
Noch späht er beim Sterbeglöcklein-klang,
Ob das Glück an der Klinke nicht rühre;
Wohl rührt sich die Klink', und es tritt herein,
Erschrick nicht, du Armer, — es ist Freund Hein!

Der Reiter verfolgt das entlaufende Glück,
Er faßt's an den fliegenden Locken
Und zwingt es zu sich auf den Sattel zurück
Und umschlingt es mit wildem Frohlocken:
„Mußt reiten mit mir durch Nacht und Graus,
Durch Strom und Geklüft zum blutigen Strauß!"

Wir sprengen hinein in die laute Schlacht,
Es tanzen die wiehernden Rosse
Dahin, wo der Donner am stärksten kracht,
Weit voran dem trippelnden Trosse:
Dem Reiter kredenzt auf sein stürmisch Gebot
Den ersten, den feurigsten Trunk der Tod!

An J. Klemm[1].

O säume nicht, mit Wein, Gesang und Kosen
Dein Herz zu frischen! Sieh, die Jugend flicht
In deinen Strauß schon ihre letzten Rosen,
Bald wendet sie das holde Angesicht
Und flieht und schwindet tief und tiefer immer
Im Hain „Vergangenheit" — und kehret nimmer.

[1] Jugendfreund des Dichters.

Dann gilt's, empor zur Lebenshöh' zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blütental
Das „Gaudeamus igitur!" verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl:
Am Strauße, den die Jugend dir gewunden,
Ist bald so Duft wie Farbenpracht verschwunden.

Doch wallst du einst zur Abendherberg' nieder,
Tränkt kühler Tau den welken Blumenstrauß,
Dann blüht er neu mit Duft und Farbe wieder;
Du setzest müde dich vors stille Haus,
Spielst mit dem Strauß, dem Kinde schöner Zeiten,
Und schlummerst ein — die Blumen dir entgleiten.

Zuflucht.

Tut man Kindern was zuleide,
Fliehn zur Mutter sie voll Schrecken,
Sich in ihrem Faltenkleide
Vor dem Quäler zu verstecken.

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben, und es falle
Ihnen auch das Los gelinder
Als den Herzen von Metalle.

Jagt sie Unglück, wie zum Fluche,
Fliehn sie bang und immer bänger,
Bis sie hinterm Leichentuche
Sich verbergen ihrem Dränger.

Der Greis.

Durch Blüten winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Neige.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;

Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schlummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein,
— Die Glücklichsten auf Erden! —
Bevor sie abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen
Und will liebkosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud' und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren;

Als fühlt' er sich gar nah' verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Der Unbeständige.

Daß ich dies und das beginne,
Heute grad' und morgen quer,
Gegen das, was heut ich minne,
Morgen richte Spieß und Speer:

Sollte das so sehr dich wundern,
Du mein konsequenter Mann?
Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann!

Heute bin ich zum Exempel
Ganz ein Metaphysikus;
Morgen schallt in Themis' Tempel
Mein unstäter Menschenfuß.

Heute steh' ich nachts am Giebel,
Suche Jungfrau, Stier und Bär;
Morgen les' ich in der Bibel,
Übermorgen im Homer.

Blickt mein Geist im Wissensdrange
Durch ein Fenster in die Welt,
O dann paßt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die finstre Welt hinein,
Muß von hier auch weiter wandern;
Nirgends auch nur Lampenschein!

Freilich, wenn du unabwendig
Starrest in dasselbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt sich doch;

Denn die Augen dir erlahmen,
Und Gespenster malen sich
In des Fensters leeren Rahmen:
Und man nennt den Weisen dich.

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Herde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche;
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt fort mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein bißchen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Gastlich bot dir auf der Reise
Die Natur ihr Heiligtum;
Doch du stäubtest fort im Gleise,
Sahst nach ihr dich gar nicht um.

Blütenduft und Nachtigallen,
Mädchenkuß und Freundeswort
Riefen dich in ihre Hallen;
Doch du jagtest fort und fort.

Eine Törin dir zur Seite
Trieb mit dir ein arges Spiel,

Wies dir stets ins graue Weite:
„Siehst du, Freund, dort glänzt das Ziel!"

War es Gold, war's Macht und Ehre,
Was sie schmeichelnd dir verhieß:
Täuschung war's nur der Hetäre,
Eitel Tand ist das und dies.

Sieh! noch winkt sie dir ins Weite,
Und du wardst ein alter Knab'!
Nun entschlüpft dir dein Geleite,
Und du stehst allein — am Grab.

Kannst nicht trocknen mehr die Stirne,
Da du mit dem Tode ringst;
Hörst nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und versinkst!

Fragmente.

Der Jüngling.

Der Jüngling stoßt vom Strand im leichten Kahne,
Die Sehnsucht hat die Segel ihm gebreitet;
Wie rasch im Phantasieen-Ozeane,
Von Westen fortgekost, dahin er gleitet!
Schon weht auf neuen Welten seine Fahne,
Wo selig er durch Paradiese schreitet
Und Blumen pflückt, wie nimmer sie geboren
Im reichsten Lenz die heimatlichen Horen.

„Willkommen, Jüngling, von der fernen Reise!"
Begrüßt ihn tückisch wieder nun das Leben,
Und kosend naht ein Weib, unmerklich leise
Der Liebe Gaukelmacht um ihn zu weben.
Sie hält ihn festgebannt in ihrem Kreise
Mit Seufzerformeln, heuchelndem Ergeben:
Froh schmückt er ihr mit seinen Traumesblüten
Die Brust, um welche Todeslüfte brüten.

Der falsche Freund.

„O sei mein Freund!" so schallt's vom Heuchelmunde
Dem Falschen, der mit heimlichem Behagen
Den Vorteil überzählt von solchem Bunde;
Du traust ihm, und — schon hast du eingeschlagen,
Ein edler Tor! Naht einst die Wetterstunde,
So siehst den Schurken du mit bleichem Zagen
In seines Ichs bequeme Hütte springen;
Hinausgesperrt magst mit dem Sturm du ringen.

Die schlimme Jagd.

Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen,
Durchstöbert eine finstre Jägerbande
Mit Blutgewehren, stillen Meuchelnetzen
Der Wälder Heiligtum im deutschen Lande.
Das Wild mag über Ström' und Klüfte setzen,
Und klettern mag's am steilen Klippenrande:
Der Weidruf schallt durch Felsen, Ström' und Klüfte,
Empört verschleudern ihn die deutschen Lüfte.

Der feile Dichter.

Die Muse muß zur Metze sich erniedern,
Der Dichter sendet sie zum Mäzenaten,
Und, frechgeschürzt, mit schaugestellten Gliedern,
Der Göttlichkeit vergessend, tief entraten[1],
Umtanzt sie ihn mit schnöden Schmeichelliedern,
Liebäugelnd mit den blinkenden Dukaten.
Sie muß den Gott in ihm zum Schlaf betören,
Das Tier zu wilder Glut und Flamm' empören.

Auf einen Professor philosophiae.

Seht ihr den Mann mit stäubender Perücke?
Wie sprudelt ihm die hochgelahrte Kehle!
Seht, an der morschen Syllogismenkrücke
Hinkt Gott in seine Welt; die Menschenseele

[1] Entartet; ebenso „Savonarola", V. 2930.

Ist ewig, denn sie ist aus einem Stücke!
Und daß der Argumente keines fehle,
Hat er ein weises ergo noch gesprochen:
Der Mensch ist frei, die Fesseln sind gebrochen!

Theismus und Offenbarung.

Vom Saatenfeld die Lerche zieht
Froh himmelwärts mit ihrem Lied;
Die Stolze meidet Busch und Baum,
Der Blüten schönen Frühlingstraum,
Durch deren säuselndes Gewimmel
Hereinblickt der gebrochne Himmel;
Sie sucht den vollen Morgenschein,
Sie will bei ihren Liederfesten
Dem Himmel auch von Blütenästen
Entgegen nicht gehalten sein.
Doch sucht die holde Nachtigall
Der Blüten heimliche Verwahrung;
Ihr weckt den süßern Liederschall
Der Liebe Frühlingsoffenbarung.

Abmahnung.

Laßt ab, laßt ab, bauwütig rauhe Leute,
Und störet mir die liebe Stelle nimmer,
Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer.

Hier spielten eure Väter, eure Ahnen;
Hier hat sie abgerufen einst das Leben
Auf seines Ernstes dornenvolle Bahnen;
O wollet euch der Stelle fromm begeben!

Wohl heilig ist zu achten solche Stätte,
Wo sich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendspiele goldne Freudenkette,
Wo viele lebten ihre liebsten Stunden.

Doch wollt ihr bauen, bauet Kirchhofwände,
Daß man den Toten hier zu seinem Grabe,
Zugleich zur Stätte seiner Jugend sende,
Daß er sein Bestes hier beisammen habe!

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch;
Sieh den holden Frühling prangen,
Höre seine Wonnelieder;
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder;
Mit den lauen Frühlingswinden
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden? —

„Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg' verschwunden!"

Waldestrost.

Im Walde schleicht ein alter Mann,
Allein mit seinem Leid;
Er ist so ärmlich angetan
Mit einem Lodenkleid.

Er blickt so traurig um sich her,
An seinen Stab gelehnt;
Dem Manne ist's im Herzen schwer;
Wonach er wohl sich sehnt?

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub,
Der Tod im Walde tost,
Der Alte starret in den Staub,
Als sucht' er dort sich Trost.

Vom Dickicht rauscht vor ihn ein Reh
Und hält und will nicht fliehn,

Als wär's gerührt von seinem Weh,
Als wollt' es trösten ihn.

Schau tief dem Reh, du armer Mann,
In seinen Kindesblick,
Vielleicht der Blick dir lindern kann
Dein trauriges Geschick!

Der Unentbehrliche.

Könnt' ich tausendfach mich teilen,
Schnell mit allen Winden eilen,
Überall zugleich zu walten,
Wo's die Welt gilt zu gestalten!
Würden nicht durch meine Kräfte
Rasch gedeihn der Zeit Geschäfte?
Doch so läßt mich mein Geschick
Schauen nur im Zeitungsblick
Ohne mich in fernen Reichen
Die verlaßnen Völker schleichen! —
Von den Sternen möcht' ich wissen,
Ob sie mich nicht schwer vermissen?

An Fräulein Charlotte von Bauer[1].

Bei Übersendung meiner Gedichte.

Laß dich von dem bunten Häuflein
Meiner Herzenskinder grüßen!
Ist darunter auch ein Teuflein,
Schmiegt es sich zu deinen Füßen.
Wenige davon sind munter,
Und die meisten werden kommen
Ernst und mürrisch, Kopf vorunter;
Doch es fehlt auch nicht an frommen.
Aber wenn dir von dem Völklein
Hier die tollen und verwegnen,

[1] Stuttgarter Freundin Lenaus und der Familie Hartmann-Reinbeck.

Dort leichtfertige begegnen,
Wie verblasne Pfeifenwölklein;
Oder wenn dir meine Kleinen
Plötzlich oft zusammenschaudern,
Gar zu viel vom Tode plaudern,
Wenn sie dir im Hause weinen:
Greife mächtig ins Klavier,
Zauberin im Klangrevier,
All den Braus mit deinen Tönen
Mildmelodisch zu versöhnen.
Könnt' ich dann dich still belauschen,
Wie der Töne rasche Wellen
Unter deinen Fingern quellen,
Und bewundernd dich umrauschen!

Schwärmer.

Diese Blumen ohne Duft und Farben,
Und von ihr, an deren Brust sie starben,
In den Staub geworfen und vergessen,
Magst du sie noch an die Lippen pressen?
Soll die Blüte ihnen wiederkehren,
Daß du sie betaust mit Liebeszähren?
Schwärmer, den ein welkes Blatt entzückt,
Das im Spiel ein schönes Kind zerknickt!

„Schwärmer! denkst du noch an jene Leiche?
O wie mochtest du die welke, bleiche
Überweinen und zur Lippe pressen!
War sie nicht verlassen und vergessen
Von der schönen Seel' in flücht'ger Eile,
Die damit gespielet kurze Weile?"

An einen Langweiligen.

Unnahbar sind die Mächte, unbezwingbar,
Die dir getreu, gleich Sklaven, schwerbejochten,
An deine Ferse, deinen Wink geflochten,
Zu mächtig schier, als daß sie mir besingbar.

Mein Saitenspiel auch darf nur zagend hoffen,
Von ihrem Sieg zu bleiben ungetroffen.

Doch Tyrannei ist Mutter der Empörung;
Drum wagt' ich einst mit lustigen Gesellen,
Gemacht, den Kater Cato selbst zu prellen
Um einen Schwank, — wir wagten die Verschwörung,
Uns in der Schenk' an deinen Tisch zu setzen,
Mit Scherz und Witz dich einmal scharf zu hetzen.

Weh' uns! da quoll der Murmelbach der Rede
Hervor aus deines Kopfes finstrer Nacht,
Und unsre plänkelnde Vorpostenwacht,
Der Scherz, der Witz erlagen in der Fehde;
Von Wassergeistern ward der Witz umnebelt,
Von ihnen ward im Hui! der Scherz geknebelt.

Da trat, für uns zu Schmach und argem Spotte,
Die hohe Fürstin der Dämonenschar,
Mit faulen Schritten, trägem Zottelhaar,
Es trat aus deines Hirnes Felsengrotte
Die Langeweile, griff uns ohne Gnade,
Des Murmelbaches gähnende Najade.

Stille Sicherheit.

Horch', wie still es wird im dunkeln Hain,
Mädchen, wir sind sicher und allein.

Still versäuselt hier am Wiesenhang
Schon der Abendglocke müder Klang.

Auf den Blumen, die sich dir verneigt,
Schlief das letzte Lüftchen ein und schweigt.

Sagen darf ich dir, — wir sind allein —
Daß mein Herz ist ewig, ewig dein!

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine;

Ein störendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
Ins Herz die Worte pressen,
Uns sagten unsre Blicke,
Daß wir uns nicht vergessen.

Und sehn wir uns nicht wieder
In diesem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umschweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen rasche Tänze,
Und rauschend flocht und bunter
Der Herbst der Wehmut Kränze.

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Scheideblick.

Als ein unergründlich Wonnemeer
Strahlte mir dein tiefer Seelenblick;
Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr,
Und ich habe scheidend all mein Glück
Still versenkt in dieses tiefe Meer.

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen;
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den toten Frühling niederhallen!

Lebewohl an Eugenie.

Lebewohl! ach, jene Abendstunde
Und mein Glück ist schnell verrauscht,
Wie das holde Wort aus deinem Munde,
Dem mein zitternd Herz gelauscht;
Wie der Wellen dunkle Sprachen,
Die umbrausten unsern Nachen.

Lebewohl! kein räuberisch Geschicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund' und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Aus!

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder tot.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rate der Natur.

Ich will nicht länger töricht haschen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Tränen scharf den letzten Traum.

Vermischte Gedichte (I).

Neue Folge.

Laß mich ziehn[1]!

Ich bin kein Freund von Sterbensehen;
Wenn deine Liebe soll vergehen,
So sterbe sie allein, ich will
Mit meiner sein allein und still.

Gedächtnis weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod dein Herz beschleicht.

Du merkst es nicht, viel ist geblieben;
O Gott! es war ein reiches Lieben!
Viel hat der Tod zu knicken doch,
Bis alles aus; er knickt es noch.

Du merkst es nicht; mein sind die Schmerzen;
Doch leichter wird es deinem Herzen,
Da du von mir dich scheidest los,
Denn Lieben ist ein banges Los.

Wie Tod sich mag mit Liebe messen,
Bei dir, die ich nicht kann vergessen,
Will ich's nicht schaun, wenn ich's auch seh'
Im Schmerze, daß allein ich steh'.

Gut ist's, vors Aug' die Hände schlagen,
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte so das Herz dem Licht
Entfliehn beim Anblick, der es bricht!

[1] An Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben u. Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Ich glaub' es nicht, daß deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Daß meine Lieb' sie nicht geweckt.

Zweifel und Ruhe.

Der Mensch auf halbem Weg entschlief
Im Schatten eines alten Baumes,
In Banden eines süßen Traumes,
Schlief manche Wanderstunde tief.
Das Laub des Baumes rauschte mild
Und bat den Schlaf: „O bleibe lang'!"
Zum Traume sprach der Vögel Sang:
„O male fort dein buntes Bild,
Daß uns der Schläfer nicht erwache;
Er weile unter diesem Dache!"

Da kam der Zweifel, ihn zu wecken;
Er klopft ihm auf die Schulter sacht
Und spricht: „Steh auf, bevor es Nacht,
Zum Ziele sind noch weite Strecken.
Ich bin dein Freund, ein rauher zwar,
Doch treu, und warne vor Gefahr."

Er führt ihn fort durch stille Heiden,
Wo Lust und Zier des Lebens scheiden,
Natur blüht abseit seinem Herzen,
Ihn fassen unversöhnte Schmerzen.
Wie sonst vom stillen Heideland
Der Wandrer Vögel scheucht empor,
So rauscht ihm an des Zweifels Hand
Von Fragen auf ein wilder Chor,
Die schreiend fort zur Ferne dringen,
Doch Antwort nicht zurück ihm bringen.
Dann wird es öder, stiller immer,
Dämmrung versagt den letzten Schimmer;
Der Wandrer schreitet trüb und sacht
Mit seinem Führer durch die Nacht.

Doch wenn ihm auf dem Gang nicht graut,
Und wenn er kräftig horcht und schaut
In seines Herzens tiefsten Grund,
So wird ihm hier der Himmel kund.
Da unten strömt der ew'ge Quell,
Da klingt es hold, da strahlt es hell,
Er schaut den Brunnen und das Meer
Und frägt nicht mehr: wohin? woher?

Mein Herz.

Schlaflose Nacht, der Regen rauscht,
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald nach vergangnen Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sei ewig, Herz, und hochgemut!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! was sterblich war, sei tot!
Naht Sturm! wohlan! — wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten[1],
So ruht in dir der Herr der Welten.

Lenz.

Die Bäume blühn,
Die Vöglein singen,
Die Wiesen bringen
Ihr erstes Grün.

Schier tut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

[1] Ev. Matthäi, Kap. 8, V. 23—26.

Sie hat nicht acht,
Ob Knospenspringen
Und Frühlingssingen
Mich traurig macht.

Das Kreuz.

Ich seh' ein Kreuz dort ohne Heiland ragen,
Als hätte dieses kalte Herbsteswetter,
Das stürmend von den Bäumen weht die Blätter,
Das Gottesbild vom Stamme fortgetragen.
Soll ich dafür den Gram, in tausend Zügen
Rings ausgebreitet, in ein Bildnis kleiden?
Soll die Natur ich und ihr Todesleiden
Dort an des Kreuzes leere Stätte fügen?

Nüchterner Blick.

Im Grund begraben wird hier, dort gefunden
Vergangner Pflanzen steingewordne Spur,
Gebein von Tierart, die vorlängst entschwunden,
Die abgelegten Kleider der Natur.
Und wollt ihr dann in staunenden Gedanken
Die Gliedermassen euch zusammenfügen,
Sind's Riesen, überragend alle Schranken,
Ihr schaut Urwelt in großen Schreckenszügen.
Der Riese wandelt — und es bebt der Grund;
Er zürnt — sein Sturmesodem glüht und qualmt,
Von seinem Tritt wird jeder Feind zermalmt;
Wie freut ihr euch, daß tot der große Fund!
So dünkt euch schier des Mittelalters Glaube
Ein Ungetüm, das einst von Land zu Land
Verheerend zog und von der Erde schwand;
Ihr wünscht dem Tode Glück zu seinem Raube.
Doch stehn, von allen Stürmen unerschüttert,
Die Münster da, der klugen Zeit ein Grauen,
Wie hohe Felsenkrippen anzuschauen,
Wo jenes Ungeheuer ward gefüttert.

Einem Autographensammler.

Fährtenkundig kennt der schlaue
Jäger aus der Spur im Schnee
Von dem Hirsche, Wolf und Reh
Die verräterische Klaue.

Ja! das Pedeskript[1] des Wildes
Gibt ihm auf dem weißen Grund
Auch des Tieres Größe kund
Im Kontur des Klauenbildes.

Aus dem Schnitt der Fährtenränder
Weiß der Weidmann scharf genau,
Wer gewandelt durch die Au:
Spießer oder Sechzehnender.

Meinst du, Autographenheger,
Daß dein Blick in dieser Schrift
Spuren meines Geistes trifft,
Wie das Wild beschleicht der Jäger?

Der Räuber im Bakony*.

Der Eichenwald im Winde rauscht,
Im Schatten still der Räuber lauscht,
Ob nicht ein Wagen auf der Bahn
Fern rollt heran.

Der Räuber ist ein Schweinehirt;
Die Herde grunzend wühlt und irrt
Im Wald herum, der Räuber steht
Am Baum und späht.

Er hält den Stock mit scharfem Beil
In brauner Faust, den Todeskeil:
Worauf der Hirt im Wurfe schnellt
Sein Beil, das fällt.

---

* Wald in Ungarn.

[1] Der Abdruck der Füße.

Wählt aus der Herd' er sich ein Stück,
So fliegt die Hacke ins Genick,
Und lautlos sinkt der Eichelmast
Entseelter Gast.

Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur rot und warm,
Und ich bin arm.

Das Dilemma.

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen;
Ist's eine Gabel, logisch mich zu spießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
So zweifelst du, verschüchtert und verlegen.

Mich aber mahnt der Zweizack dieses Weisen
An eine Fahrt auf mondbestrahlten Bahnen;
Ein Fuhrwerk war's, wie bei den Altgermanen
Ein schlichter König pflegt' umherzureisen.

Sacht ging es fort auf heugewohntem Wagen,
Der Bauer ließ die Ochsen langsam schreiten;
Die Nacht ist schön, und durch die Seele gleiten
Die Bilder mit idyllischem Behagen.

Ha! zwischen des Gespannes Hörnern leuchtet
Das Horn des Mondes, scheinbar eingefangen,
Wie zwischen des Dilemmas beiden Stangen
Ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet[1].

Einem Freunde.

Spät hab' ich dich gefunden
Und muß das Los beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an deins gebunden.

[1] Deucht.

Verklungen sind die Feste,
Die Jugendträume ferne;
Wie hätt' ich sie so gerne
Mit dir geteilt, das Beste!

Und konnt' uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüten,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Der Luft entblätternd Wehen,
Der Himmel, kühler, trüber,
Macht, daß wir nicht vorüber
Am warmen Herzen gehen.

Auf eine holländische Landschaft.

Müde schleichen hier die Bäche,
Nicht ein Lüftchen hörst du wallen,
Die entfärbten Blätter fallen
Still zu Grund vor Altersschwäche.

Krähen, kaum die Schwingen regend,
Streichen langsam; dort am Hügel
Läßt die Windmühl' ruhn die Flügel;
Ach, wie schläfrig ist die Gegend!

Lenz und Sommer sind verflogen;
Dort das Hüttlein, ob[1] es trutze,
Blickt nicht aus, die Strohkapuze
Tief ins Aug' herabgezogen.

Schlummernd oder träge sinnend
Ruht der Hirt bei seinen Schafen.
Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

[1] Als ob.

Die Korybanten[1].

Betäubendes Erzgerassel
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschnoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wut geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verstümmeln.

Als Rhea gebar den Kroniden[2]
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauschen und Klingen
Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im greulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme[3]
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

---

[1] Die Priester und mythischen Begleiter der Kybele in Phrygien. Sie feierten ihre Göttin durch rasende Waffentänze mit lärmender Musik. — [2] Zeus, Sohn des Kronos und der Rhea, wurde von seiner Mutter durch List vor jenem gerettet, da Kronos, dem der Sturz durch eines seiner Kinder prophezeit worden war, diese gleich nach der Geburt verschlang. Wirklich entthronte Zeus den Vater. — [3] Kureten, Dämonen, schützten den jungen Zeus vor Kronos und übertönten das verräterische Geschrei des Knaben durch das Getöse ihrer an die Schilde geschlagenen Schwerter.

Gestalten.

Der ewige Jude.

Ich irrt' allein in einem öden Tale,
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg' zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Tal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die toten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Tränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
„Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!"

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebend'gen Liedesglocken,
Die, Wehmut weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Tal, wie dir! ich wollt', ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!"
Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolk' an Wolke brausend zugetragen,
Wie zu des Herzens jüngsten Tränen, Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Tale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchtverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
Der Geier muß in einer Ritze ducken,
Solang' die Klagen das Gebirg' durchzucken;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche türmend. — —

Schon sucht' ich in den Bergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte;
Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
Blickt' ich durchs Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gemsbart weidgerecht zu schlichten,
Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Ruß die Büchse putzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Tür herein, daß sie bald fertig,

Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig,
Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Not manch bunter Schmuck verhüllte;
Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armut, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirte suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
Von Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
Als frischer Jung' in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mir kindlich bunten Flitter schauen;
Doch mehr als Ringlein, Perlenschnur und Spangen
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge; das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' aufs mondbestrahlte Bildnis,
Ward mir, ob[1] sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von hinnen schwebe;
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildnis.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrote klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des toten Tieres zitternde Genossen
Stehn still, solang' die Widerhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

[1] Als ob.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er 's Gerüll von schweren Tritten krachen;
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger „Halt!" mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harrt mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe
Und seine ausgeschoßne Büchse lade.

Indes in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
„Schieß her!" ruft sein toddürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!" ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel, bleiern.

Er zielt und schießt aufs Herz dem wilden Recken;
Doch wie gepralit an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe;
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der graufe Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
Der Schütze hört noch lang' sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von allen
Kann unglückselig nie die Ruhe finden!

O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
Und wie mein Wehruf im Gebirg' verhallen!

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert,
Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt,
Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt,
Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!

„Weh' mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!" — —

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Weidgeselle
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend
Fast wie ein brechend Auge; das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirtlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer;
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Heloïse[1].

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Kruzifix so ernst, versöhnungsmild.

1 Geliebte des Theologen und scholastischen Philosophen Abälard (geb. 1079 unweit Nantes, gest. 1142 in einer Priorei bei Chalon), der sie als ihr Lehrer entführte und sich heimlich mit ihr vermählte. Ihr Oheim ließ aus Rache dafür Abälard überfallen und entmannen, worauf sich dieser in ein Kloster zurückzog. Auch Heloïse (geb. 1100) nahm auf Abälards Veranlassung den Schleier und starb 1164 als Äbtissin des von ihm gestifteten Klosters „Paraklet".

Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloïse hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten,
Geklagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachten!
Nach ihm, nach ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte;
Noch immer seh' ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.
Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren;
Oft, wenn ich Wort' und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob[1] Himmelsbeifall uns umrauschte;
Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen;
Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare,
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: Gib mir den Bräutigam zurück!
Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern;

[1] Als ob.

Die Winde seufzen durch den Blütenstrauch;
Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
Hör' ich mein unempfangnes Kindlein wimmern.
Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke
Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke,
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Abälard verweine."

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus,
Vom scherzend holden Frühlingstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schönre Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind,
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmutsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh' der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterscharen,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernsten Leier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen toten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen;
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niederfährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, atmender Blitz, zu Boden niederzückest
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückest;

Wie du das volle Herz ansetzest als ein Zecher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt ins Felsental mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte,
Und näher tritt er hier dem Rätsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldigs Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Dem Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Zorne
Durchs Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn übers Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen, nicht zu zwingen,
Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Aar mit seinen scharfen Fängen
Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du toter Geier stehst noch immer wild und edel,
Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Geselle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Totenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar[1] zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

[1] In Hari-Dwara oder Hardwar, einem berühmten Wallfahrtsorte im Nordwesten von Britisch-Indien, werden bedeutende Frühjahrsmessen abgehalten.

Die Raben tummeln sich am Rest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemeßnen Schritt geheißen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und sacht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht,

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wetzen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauscht dein Fuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich verlindern,
Seh' ich, Natur, wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Tods vom Lebenssturm getragen,
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanken,
Laß' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
Solang' auf Erden ein Mensch noch atmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohltäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Gesell. —

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der elektrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Tränen auf Erden flossen,
Der Morgentau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewiesnen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell:
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimnis,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armut schmerzt und der bittere Mangel;
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
Den Kienspan zündend und seinem Häuflein

Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlschmack der Erde;
Und der arme Mann ist froh und betrachtet
Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
Der einsame Wandrer im fremden Gebirg',
Der, ohne Heimat und Reisepfennig,
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Mut gehoben
Und schreitet rüstig durchs dämmernde Tal,
Und fester greift er den Wanderstab;
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgetan zur Stunde;
Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend
Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
Allmählich der Seele zu entwenden,
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Gerät,

Womit es spielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih den Undank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges? wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn alle, doch nennt ihn keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohltäter der armen sterblichen Menschen.

Zwei Polen.

Hyppolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dies wunderliche Wandern
Von einem Ufersaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang' aus diesem Schiffe
Trat nie dein scheuer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnäh' getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahst in die Lüfte ragen,
So bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein lautrer Herzschlag
In deiner Brust: „Hinaus!"?

Und sahst du auf den öden,
Den unwirtbaren Wogen,
Wie plötzlich kam ein Vogel
Vom Lande hergeflogen,
Der bald zur Heimat wieder
An dir vorüberglitt,
Nahm der nicht deine Sehnsucht
In seine Wälder mit?
Wenn du in weiter Ferne
Mit seegeschärften Sinnen
Sahst aus den Fluten tauchen
Die grünen Waldeszinnen
Und, unwillkürlich spürend,
Den Landgeruch gespürt,
Hat sich in deinem Herzen
Die Waldluft nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
Mich auf der See getrieben,
Werd' auf der See mich treiben
Vielleicht noch einmal sieben.
Solang' mir nicht vom Ufer
Entgegentönt die Kunde,
Daß sich erhob die Menschheit,
Zu heilen jene Wunde,
Die mit dem Falle Warschaus[1]
In tränenwerten Tagen
So tief dem heil'gen Herzen
Der Freiheit ward geschlagen:
So lange wird vergebens
Gebirg' und Wald mir winken
Und auf das Schiff ein Vogel,
Ihr müder Bote, sinken.
Den lieben Bergespfaden,
Der süßen Waldesruh'

[1] Am 8. Sept. 1831.

Und manchem Freundesherde
Kehr' ich den Rücken zu
Und knicke tot im Herzen
Den Wunsch nach Wiederkehr
Und wende meine Blicke
Zurück ins freie Meer.
Hier leb' ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden
Und seh' dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden;
Hier leb' ich mit den Brüdern
Erinnrungsvolle Stunden,
Die dort im heil'gen Kampfe
Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
O grenzenloser Frieden!
Auf weiter Wasserheide
Wie einsam, abgeschieden!
Das Meer in seiner Stille
Ist zwiefach unermessen;
Hier haben uns die Winde
Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
Ist wie mein Vaterland,
Dem jeder Strahl der Freude
Vom Angesichte schwand;
Der stille Meeresboden,
Wo keine Welle wacht,
Ist wie die stille Walstatt
Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
Des Himmels niederstarrt,
Und mit verhaltnem Grolle

Der Zeit des Sturmes harrt. —
Der auf dem Dornenpfühle
Tatloser Schmerzen ruht,
Du wunderlicher Träumer,
Wie wäre dir zumut,
Wenn plötzlich übers Meer sich
Zu dir herüberschwänge
Ein Vöglein aus der Heimat
Und wach den Träumer sänge?
Wenn es ein Lied dir sänge,
Wie sie sich drüben schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach dir im Kampfe fragen?
Du aber bist gebannet,
Gefesselt ist dein Wille
Und mit dem Schiff gewurzelt
Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen
Und singen, wie sie schlagen,
Und wie die Waffenbrüder
Nach mir im Kampfe fragen;
Doch käm' es, müßt' ich weinen,
Daß ich daheim nicht wär',
Und würde ungeduldig
Mich stürzen in das Meer.
Mein Geist, entfesselt, eilte
Zur lang' ersehnten Schlacht,
Ein Leitstern meinen Brüdern
In dichter Pulvernacht;
Und wollt' ein Feind im Dunkel
Entfliehn der Schlacht, der heißen,
Würd' ich des Rauches Mantel
Ihm von den Schultern reißen;
Die Kugeln meiner Brüder
Würd' ich im Fluge lenken,

Daß sie sich tief und sicher
In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Lüfte,
Und Sturmeswolken ziehn;
Vielleicht ist Polens Freiheit
Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Turm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken;
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmrung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald wie ein gepeitschtes Kind.

Verrufen ist der Turm im Land,
Daß nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch ins Aug' gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
Ins Turmgewölb' der Reiter,

Er führt herein den Rappen mit
Und scherzt zum Rößlein heiter:
„Gelt, du, wir nehmen's lieber auf
Mit Geistern als mit Wind und Trauf?"

Den Sattel und den nassen Zaum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft und wie er träumt
Zur mitternächt'gen Stunde,
Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und bäumt,
Hell ist die Turmesrunde,
Die Wand wie angezündet glimmt;
Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Nüstern reißt,
Es bleckt vor Angst die Zähne,
Der Rappe zitternd sieht den Geist
Und sträubt empor die Mähne;
Nun schaut den Geist der Reiter auch
Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
So klagend still, so schaurig,
Als weine stumm aus ihm die Welt,
So traurig, o wie traurig!
Der Wandrer schaut ihn unverwandt
Und wird von Mitleid übermannt.

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt,
Was dich so tief beweget."
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will,
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!" —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's getan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:
Die Herzen bänger schlagen,
Der Mönch aus jedem Strauche winkt,
Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh —
Der Rappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber;
Ich ging fußwandernd im Gebirg' allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerschein,
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Tale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah;
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach sie mir;
„In Ewigkeit!" so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;

Sie mühte sich, mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heimzulocken.

„Kumm, Kalberl, kumm*!" so rief das Kind dem Tiere;
Das klang so innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang' blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Der Steirertanz.

Robert.

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile,
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfaden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquicken wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern;
Den Abgrund überspringend,
Die Felswand überkletternd,
Fand ich in seiner hohen
Geheimnisvollen Heimat

* Österreichische Mundart.

Manch schönes Alpenblümlein,
So einsam, bis zur Stunde
Gekannt nur von den Lüften,
Besucht nur von den Wolken,
Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern;
Vom Klippenast des Kalkes,
Vom schwarzen Beet des Abgrunds
Hab' ich gepflückt Gedanken,
Nievelke Blumen Gottes,
Die werden freudig duften
Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten ins Haus.)

Jäger.

Seid schön gegrüßt, ihr Herren,
Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
Nur ist's in meiner Hütte
Ein wenig toll und voll,
Wir haben heute Hochzeit;
Ihr müßt euch schon begnügen,
Ein Plätzchen wo zu nehmen,
Das nicht die Lust besetzt hat;
's wird freilich knapp genug sein.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
Den Tanz zu überschauen.
Sieh dort den Jägerburschen,
Den schlanken, schönen, flinken;
Auf seinem grünen Hute

Gemsbart und Hahnenfeder;
Aus seinem festen Auge
Blitzt ihm ein Siegesstrahl;
Die Gemse, die sein Blick faßt
In ihrer Felsenheimat,
Wird nicht mehr lange weiden
Die frischen Alpenkräuter;
Die Dirne, die sein Blick faßt,
Wird nicht mehr lange wandeln
Auf ihrer grünen Alpe
Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
Im steirischen Gebirge.
Ich wollte, Freund, es schlügen
Entschlüsse mir und Taten
So scharf getreu zusammen,
Wie diesem wackern Jäger
Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze
Und ist der feinste Tänzer
Von diesen Burschen allen.
Wie er die schöne Dirne
So leicht und sanft und sicher
Im frohen Kreise tummelt!
Uns läßt das lust'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmonischer Bewegung,
Ein freundlich Bild des Lebens.
Er reicht dem lieben Mädchen
Hoch über ihrem Haupte
Den Finger, und sie dreht sich
Um seine Faust im Kreise,
Die Anmut um die Stärke.
Er tanzt gerade vorwärts

In edler Manneshaltung
Und läßt das liebe Mädchen,
Leicht wechselnd, aus der Rechten
In seine Linke gleiten
Und nimmt die Flinkbewegte
Herum in seinem Rücken,
Läßt sich von ihr umtanzen,
Als wollt' er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe
Und ihr im Tanze sagen:
Du schließest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
Zugleich an beiden Händen
Und drehen sich geschmeidig,
Sich durch die Arme schlüpfend,
Und blicken sich dabei
Glückselig in die Augen,
Als wollten sie sich sagen:
So wollen wir verbunden,
Uns ineinander schmiegend,
Hintanzen leicht und fröhlich
Durchs wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
Zu enge sind der Seele
Die Ufer ihres Leibes,
Und jubelnd überbrausen
Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
Im Freudenübermute
Gibt er der Erde schallend
Den Fußtritt der Verachtung;
„Du kriegst nur unsre Asche!"

Ruft ihr sein helles Jauchzen,
Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiß:
„Wir haben uns auf ewig!" —
Die Blicke dieser beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
So gern ich auch, o Freund
Und treuer Berggenosse,
Mit dir durchstreifen möchte
In einem andern Leben
Die himmlischen Gebirge
Und dort sie alle finden,
Die hier mein Herz verloren;
Doch kann ich es nicht glauben.
Wie diese Musikanten
Auf Geig' und Zither spielen
Den lust'gen Steirertanz,
Den ersten Teil des Walzers
Im zweiten wiederholend,
Nur wechselnd in der Tonart:
Meinst du, der alte Geiger,
Dem die Gestirne tanzen
Zur starken Weltenfiedel,
Wird unser Erdenleben,
Wenn's einmal abgespielt ist,
Noch einmal runterspielen,
Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
Wohl bin ich nur ein Ton

Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe:
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Zimbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,

Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Die nächtliche Fahrt.

Zu öd und traurig selbst den Heidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler hungerwach in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte,
Ein jeder trägt das werte Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume

Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume;
Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
Das klirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gekauert sitzt, gehüllt vom Bärenkragen,
Der Wojewod im Schlittenkorbgeflechte
Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Rennern,
Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
Und auf der Heide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer, meide
Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
So wird's vom Rosse dir vorangetragen,
Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Heide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
Wenn du einnickest; Wandrer, halt dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager;
Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode[1]!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette;
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es kracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
Doch schneller sind, Gott Lob, die braven Hengste;

[1] Kühne Metonymie für: ein ganzes Rudel Wölfe, die den Tod bringen.

Die Rappen sind im Drang der Todesängste
Plötzlich wie junge Raben flügg' geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
Und schnauben aus den Nüstern sich das Bangen;
Drei treten in die Schenke und verlangen
'nen Becher Wein, doch bleibt der Woiwod sitzen.

Da springt der Wirt, ein Jude, an den Schlitten
Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
„Darf ich, Herr Wojewod, Euch nicht kredenzen
Wein, Brot und einen feinen Bratenschnitten?"

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
„Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Roter,
Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Toter;
An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn totgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihm die Treu' zerrissen;
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zertauen!"

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel,
Fort über Brücken, Zäune, Teich' und Bäche;
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche
Und gleichgefegt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Toten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gesessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Heide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Zaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das tote Polen durch die Heide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar;
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz[1].

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durchs Land Tirol allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,

[1] Stutzen, Flinte.

Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergeßnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Kruzifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsgewandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durchs Land Tirol
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein;
Grab zu! Verschwunden ist der Geist
Von achtzehnhundertneun.

Liebesklänge.

Am Rhein.

Wir reisten zusammen mit andern
Zu Schiff hinunter den Rhein,
Es war ein seliges Wandern;
Doch waren wir selten allein.

Sie traten heran, zu lauschen,
Du ließest nur hier und dort
Mir fallen unter das Rauschen
Des Stroms ein heimliches Wort.

Ich sprach: „Bald trennt uns die Reise!
Ob hier wir uns wiedersehn?“ —
„Dort vielleicht einst!“ sagtest du leise,
Ich konnte dich kaum verstehn.

Wir flogen vorüber am Strande,
Der Dampf durchbrauste den Schlot,
Wie ein zorniger Neger die Bande
Wildschnaubend zu sprengen droht.

Und sie begannen zu preisen,
Wie schnell man sich heute bewegt,
Und wie das rührige Eisen
Man über die Straßen legt;

Als wollten zu Grabe sie tragen
Des Elends türmenden Wust
Und wieder das Eden erjagen,
Den uralt bittern Verlust.

Es hat doch den rechten Fergen[1]
Das Schifflein lange noch nicht,
So lange noch Liebe verbergen
Sich muß wie ein Sündergesicht.

Noch lange nicht hat, ihr Gesellen,
Das Eisen den rechten Guß,
Wenn sich die Liebe bestellen
Noch hinter die Gräber muß!

So dacht' ich und blickte verdrossen
Hinab in die rollende Flut;
Dich umringten deine Genossen
Und scherzten; die hatten es gut.

Die Nacht war dunkelnd gekommen,
Da stiegen am Strande wir aus,
Ich folgte dir stumm und beklommen
Von ferne bis an dein Haus.

Und als du, noch einmal nickend,
Verschwunden im schließenden Tor,
Stand ich eine Weile noch, blickend
Nach deinem Fenster empor.

Ich schied von deinem Quartiere
Und ging hinüber in meins;
Das lag im fernen Reviere
Am andern Ufer des Rheins.

Ich betrat mein trauriges Zimmer
Und starrte unverwandt
Hinüber zum Kerzenschimmer,
Den mir dein Fenster gesandt.

Die Lichter drüben am Strande
Erloschen nach und nach,
Doch wie zu traulichem Pfande
Blieb deines immer noch wach.

[1] Fährmann.

Wie ich im einsamen Leide
Hinstarrte über die Flut:
Als wären gestorben wir beide,
Ward mir mit einmal zumut;

Als trennten uns weite Welten,
Ward mir mit einemmal,
Den Erdengram zu vergelten
Mit ewiger Sehnsucht Qual;

Als blinkte dein Lichtlein so ferne
In meine Finsternis
Von einem entlegenen Sterne,
Der dich mir auf immer entriß.

Mir spielten, wie Tränendiebe,
Nachtwinde ums Augenlid,
Wie der Geist unglücklicher Liebe,
Der über die Erde zieht.

An *[1].

Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank tut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Der schwere Abend[1].

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

[1] An Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben u. Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

So heiß und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz wie unsre Liebe
Zu Tränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Traurige Wege[1].

Bin mit dir im Wald gegangen;
Ach, wie war der Wald so froh!
Alles grün, die Vögel sangen,
Und das scheue Wild entfloh.

Wo die Liebe frei und offen
Rings von allen Zweigen schallt,
Ging die Liebe ohne Hoffen
Traurig durch den grünen Wald. —

Bin mit dir am Fluß gefahren;
Ach, wie war die Nacht so mild!
Auf der Flut, der sanften, klaren,
Wiegte sich des Mondes Bild.

Lustig scherzten die Gesellen;
Unsre Liebe schwieg und sann,
Wie mit jedem Schlag der Wellen
Zeit und Glück vorüberrann. —

Graue Wolken niederhingen,
Durch die Kreuze strich der West,
Als wir einst am Kirchhof gingen;
Ach wie schliefen sie so fest!

An den Kreuzen, an den Steinen
Fand die Liebe keinen Halt;

[1] Vgl. vorige Seite, Anm. 1.

Sahen uns die Toten weinen,
Als wir dort vorbeigewallt?

Einsamkeit[1].

Wild verwachsne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer Schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht;
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Wunsch[1].

Urwald, in deinem Brausen
Und ernsten Dämmerschein
Mit der Geliebten hausen
Möcht' ich allein — allein!

Von deinen schlanksten Bäumen
Baut' ich ein Hüttlein traut
Mir aus zu Himmelsräumen;
O komm, du schöne Braut!

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

Für sie das Wild erjagen,
Aus tiefster Schlucht empört!
Für sie den Feind erschlagen,
Der unsern Frieden stört!

Ich würd' in Mondesnächten
Beim stillen Sternentanz
Von wilden Liedern flechten
Um meine Braut den Kranz

Und in den Abendgluten
Am Fels hier oben stehn,
Mit ihr die Donnerfluten
Zum Abgrund stürzen sehn;

Und weit hinunter blicken
Ließ' sie mein starker Arm;
Wie würd' ich sie dann drücken
Ans Herz so fest und warm!

Neid der Sehnsucht[1].

Die Bäche rauschen
Der Frühlingssonne,
Hell singen die Vögel,
Es lauschen die Blüten,
Und sprachlos ringen
Sich Wonnedüfte
Aus ihrem Busen;
Und ich muß trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug', o Geliebte! —
Nicht über den Wellen
Des Ozeanes,
Nicht über den Sternen

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

Und nicht im Lande
Der Phantasieen
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht,
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,
Von meinen Toten
Trauliche Grüße
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das alles find' ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!
Nun bist du ferne,
Und bitter beneiden
Muß jeden Stein ich
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süßen Blicke.

Meine Furcht[1].

O stürzt, ihr Wolkenbrüche,
Zum Abgrund nur hinab!
O reißt, ihr Sturmesflüche,
Die Wälder in ihr Grab!

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

O flammt, ihr Blitzesgluten,
O rase, Donnerklang!
Ihr könnt mich nicht entmuten,
Mir wird vor euch nicht bang.
Wenn ihr aufs Herz mir zielet,
Euch acht' ich Kinder nur;
Daß ihr Vernichten spielet,
Entsprangt ihr der Natur!
Wohl spott' ich Sturmesgrimme
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz;
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche:
„Ich liebe dich nicht mehr!"

Wunsch[1].

Fort möcht' ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein!

Die Dränger und Lauscher
Und kalten Störer,
Sie hielt' uns ferne
Der wallende Abgrund,
Das drohende Meer,
Wir wären so sicher
Und selig allein.
Und käme der Sturm,
Ich würde dich halten
An meiner Brust.
Wenn donnernde Wogen
Zum Himmel schlügen,

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

Doch höher schlüge
Mein trunkenes Herz;
Und meine Liebe,
Die ewige, starke,
Sie würde frohlockend
Dich halten im Sturm.
Du würdest zitternd
Mir blicken ins Auge
Und würdest erblicken,
Was nimmer scheitert
In allen Stürmen,
Und würdest lächeln
Und nicht mehr zittern.

Sieh, nun ermüdet
Der tobende Aufruhr,
In Schlummer sinken
Die Wellen und Winde,
Und über den Wassern
Ist tiefe Stille.
Da ruhst du sinnend
An meiner Brust.
So tiefe Stille:
Mein lauschendes Herz
Hört Antwort pochen
Dein lauschendes Herz.
Wir sind allein,
Doch flüsterst du leise,
Um nicht zu stören
Das sinnende Meer.
Nur sanft erzittern
Die Lippen dir,
Die schwellenden Blätter
Der süßen Rose;
Ich sauge dein Wort,
Den klingenden Duft
Der süßen Rose.

Im Osten hebt sich
Der klare Mond,
Und Gott bedecket
Den Himmel mit Sternen,
Und ich bedecke,
Selig wie er,
Dein liebes Antlitz,
Den schönern Himmel,
Mit feurigen Küssen.

An den Wind[1].

Ich wandre fort ins ferne Land;
Noch einmal blickt' ich um, bewegt,
Und sah, wie sie den Mund geregt,
Und wie gewinket ihre Hand.

Wohl rief sie noch ein freundlich Wort
Mir nach auf meinen trüben Gang,
Doch hört' ich nicht den liebsten Klang,
Weil ihn der Wind getragen fort.

Daß ich mein Glück verlassen muß,
Du rauher, kalter Windeshauch,
Ist's nicht genug, daß du mir auch
Entreißest ihren letzten Gruß?

An die Entfernte[1].

I.

Diese Rose pflück' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne!

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

II.

Rosen fliehen nicht allein
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Tor, ein Tor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

Meine Rose[1].

Dem holden Lenzgeschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich' ich den Becher Wasser
Aus tiefem Bronnen.

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt' ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

An *[1].

O wag' es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloß ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen;
Weißt du noch nicht, wie sehr es wund?

Weil ich so tief für dich entbrannte,
Weil ich mich dir gezeigt so weich,
Dein Herz die süße Heimat nannte
Und deinen Blick mein Himmelreich:

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer,
Der süßer Heimat sich entreißt,
Dem Himmel mit verschwiegnem Kummer
Auf immerdar den Rücken weist.

Kommen und Scheiden[1].

So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich wie das erste Grün im Wald.

Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein,
Süß wie des Frühlings erstes Lied im Hain.

Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
War's, ob[2] der letzte Jugendtraum mir schwand.

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Als ob.

Liebesfrühling[1].

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Tal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So sprießt ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

Frage nicht[1].

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
Ich weiß es nicht und will nicht fragen;
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie tief es dein im Grunde.

O still! ich möchte sonst erschrecken,
Könnt' ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

---

[1] Vgl. S. 212 dieses Bandes, Anm. 1.

Sonette.

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum war's in der Nacht;
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat nachwirkend ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hast du dich einst der Erdennacht entschwungen
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden.

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Lüften;
Noch leichter als die Jugend flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Düften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.

Der Salzburger Kirchhof.

O schöner Ort, den Toten auserkoren
Zur Ruhestätte für die müden Glieder!
Hier singt der Frühling Auferstehungslieder,
Vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen.

Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren,
Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir sehn uns wieder,
Es sind die Toten uns nicht ganz verloren.

Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne,
Dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
Hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Worin zu neuem Leben sie erwarmen;
Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen:
Nun schweigt er still und schwindet in den Föhren;
Ich möchte länger noch ihn singen hören,
Doch tröst' ich mich: er kann nicht ewig singen.

Der Wandrer schweigt, doch jene Felsen bringen
Mir seinen Widerhall in dunklen Chören,
Als wollten sie sein Lied zurückbeschwören;
Nun ist es still — den Quell nur hör' ich springen.

Der Wandrer schwieg und schied; ich sprach gelassen:
„Fahr wohl!" Warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht sein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch einer nennt — bis alle schweigen.

Die Asketen.

O spottet nicht der traurigen Asketen,
Daß sie den Leib mit scharfen Leiden plagen,
Die süßen Erdenfreuden sich versagen,
Die flüchtigen, nur allzuschnell verwehten!

Nebst solchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieses Tagen,
Hat eine Schar von Herzen stets geschlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verschmähten.

Ein schüchternes Gefühl: „wir sind gefallen!"
Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.

Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, keck darnach zu greifen.

Der Seelenkranke.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur *eine* weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die *eine* aber liegt verscharrt im Grunde.

O Mutter, komm, laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfst, wie einst, dein Kind noch pflegen,

So laß mich bald aus diesem Leben scheiden;
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht;
O hilf dem Schmerz, dein müdes Kind entkleiden.

[Stimmen.]

I.

Stimme des Windes.

In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken,
Zu träge ist die Luft, ein Blatt zu neigen,
Den Blütenduft zu tragen, und es schweigen
Im Laub die Vögel und im Teich die Unken.

Leuchtkäfer nur, wie stille Traumesfunken
Den Schlaf durchgaukelnd, schimmern in den Zweigen,
Und süßer Träume ungestörtem Reigen
Ergibt sich meine Seele, schweigentrunken.

Horch'! überraschend saust es in den Bäumen
Und ruft mich ab von meinen lieben Träumen,
Ich höre plötzlich ernste Stimme sprechen;

Die aufgeschreckte Seele lauscht dem Winde
Wie Worten ihres Vaters, der dem Kinde
Zuruft, vom Spiele heimwärts aufzubrechen.

II.

Stimme des Regens.

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In *eins* gefallen sind die nebelgrauen,

Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen
Und Mein und Dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder,
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen,
Und eine Wehmut fühlt er, nicht zu sagen.

III.

Stimme der Glocken.

Den glatten See kein Windeshauch verknittert,
Das Hochgebirg', die Tannen, Klippen, Buchten,
Die Gletscher, die von Wolken nur besuchten,
Sie spiegeln sich im Wasser unzersplittert.

Das dürre Blatt vom Baume hörbar zittert,
Und hörbar rieselt nieder in die Schluchten
Das kleinste Steinchen, das auf ihren Fluchten
Die Gemse schnellt, wenn sie den Jäger wittert.

Horch'! Glocken in der weiten Ferne tönend,
Den Gram mir weckend und zugleich versöhnend;
Dort auf der Wiese weiden Alpenkühe.

Das Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

IV.

Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeschwören;
Es lächelt süß, als lauscht' es Engelschören,
Den Mund umsäuselt himmlisches Vergnügen.

O schweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!

Laß mich das Kind im Traume sprechen hören
Und mich, vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauschen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Heide regnet,
Wenn im Gebirg' die fernen Glocken hallen.

Doppelheimweh.

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
Und in die Grabesnacht hinuntersehn
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Lust und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne;
Zusammenfließt in unsre letzte Träne
Ein leichtes Meiden und ein schweres Scheiden.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden.

Einsamkeit.

I.

Hast du schon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden schnöden Mißgeschicks verbunden
Mit stolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entschwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesscheide

Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warst du auf einer Heide so allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend stürzt an einen Stein;

Daß er, von seiner Einsamkeit erschreckt,
Entsetzt empor vom starren Felsen springt
Und bang dem Winde nach die Arme streckt.

II.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist tot, du wirst beim kalten, derben
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen;

Bald siehst du sie, dein ungewahr, erblassen,
Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben.
Geh weiter: überall grüßt dich Verderben
In der Geschöpfe langen, dunklen Gassen;

Siehst hier und dort sie aus den Hütten schauen,
Dann schlagen sie vor dir die Fenster zu,
Die Hütten stürzen, und du fühlst ein Grauen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Palliativ[1].

Ist Gras gewachsen über die Geschichte,
Weiß nicht mehr recht, wie sie sich zugetragen;
Nur manchmal schwebt mir's vor im Dämmerlichte,
Als hätt' ich einer Schuld mich anzuklagen.

---

[1] Heilmittel, durch das eine Krankheit nur in ihren Äußerungen gemildert wird.

Doch abgewandt vom störenden Gesichte,
Ruf' ich's nicht an und will es nicht befragen,
Weil Blick und Mut ich in die Zukunft richte;
Ich schlage mich nicht gern mit alten Tagen.

„Wenn dir der Sensenmann den Leib hinstrecket,
Wird er auch säuberlich das Gras dir mähen,
Das jene Schuldgeschichte[1] dir verdecket.

„Kehr' mutig um zu den verlaßnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen."

---

[1] Offenbar denkt der Dichter an seine Erlebnisse mit Berta Hauer, die ihn stets als eine Schuld bedrückten. Vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes.

Vermischte Gedichte (II).

Zueignung[1].

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, heiß und innig,
Die liedgeworden ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen.

Die Schauer, die mein Herz durchwehten,
Die unerfaßlich meinem Sange,
Sie sprachen, tröstende Propheten,
In deines Wortes süßem Klange.

Und durft' ich ahnend in den Bronnen
Der göttlichen Gedanken sinken,
So sah ich klar die dunklen Wonnen
In deinem schönen Auge blinken.

Der Himmel taut in finstern Hainen
Zum Lied der Nachtigallen nieder,
Und deine Augen sah ich weinen
Herab auf meine bangen Lieder.

Seh' ich der Augen Zauberkreise
Gesenkt, geschwellt, in trauter Nähe,
Ist's, ob[2] ich deine Seele leise
Die Luft der Tugend atmen sehe.

---

[1] An Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44*ff. dieses Bandes. — [2] Als ob.

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

Das Liebste, was ich mag erbeuten
Mit Liedern, die mein Herz entführten,
Ist mir ein Wort, daß sie dich freuten,
Ein stummer Blick, daß sie dich rührten.

Und sollt' ich nach dem hellen Ruhme
Mich manchmal auch am Wege bücken,
So will ich mit der schönen Blume
Nur, Freundin, dir den Busen schmücken.

Traumgewalten.

Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',
Daß ich ja nicht geträumet hab';
Doch rinnen mir noch die Tränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traume hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.
Doch waren sie da, die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort, die wilden Naturen;
In diesen Tränen find' ich die Spuren,
Wie sie mir alles zusammengerüttet
Und über den Tisch den Wein geschüttet.

Einem Greis[1].

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl;
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon ins Meer, zum Land
Streckst du die Hand
Noch, überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„O daß man sterben muß!"

Zieh ein die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk' an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer;
Wenn du rückverlangst
Und überhangst,
So sinkst du hinab ins Meer.

An die Biologen.

Die Wahrheit hat die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Als winz'gen Zettel
In eine Nuß getan
Und warf den Bettel
In den Ozean.
Das Meer ist groß, die Nuß ist klein;
Hat wohl am kleinen Wunderschrein
Schon ein Pilot vorbeigeflucht?
Sucht! Sucht! —

[1] Georg von Reinbeck; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 31* dieses Bandes.

Die Wahrheit schrieb die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde
Wohl einem Vöglein auf den Kopf,
Untern Schopf,
Auf des Hirnes glatte Schale;
Das Vöglein flog in alle Welt,
Ihm ward durch Berg' und Tale
Bis jetzt vergeblich nachgestellt.
Nur zugeforscht! wer weiß denn auch,
Ob nicht der Vogel euren Strauch
Zu seinem Sitze auserkiest
Und frohgelaunt bei Frühlingswettern
Von seinen schopfgeborgnen Lettern
Euch singend was herunterliest!
Ist auch das Vöglein auf der Flucht,
Sucht! Sucht!

Kruzifix.

Hält der Mensch die Blicke himmelwärts
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.

Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz die Menschheit eilig fest,
Jesus, deine liebende Gebärde!

Ochsen.

Unglück hat sein Herz gespalten,
Laßt den stillen Mann allein,
Wie sich nicht genaht die Alten
Einem blitzgetroffnen Hain.

Stört mit Worten nicht des Streites,
Nicht mit Liebe seinen Schmerz;

Ehret als ein blitzgeweihtes
Enelysion* dieses Herz.

Heimatklang.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß schmerzlich nachgeklungen;
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dies Lied nicht völlig uns verdrungen;
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
Gib acht, o Herz, daß in den Schütterungen
Dir nicht des Liedes letzter Hauch entflieh'!
Ein Nachhall dieses Liedes ist entsprungen
Des Morgenlandes süße Poesie;
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen,
Doch dunkel, unbewußt, woher und wie.
Wem aber einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Heimatmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,

* Ort, wo der Blitz eingeschlagen hat.

Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Zeiger.

Meiner Schwester[1] liebe Sprossen,
Ha, wie seid ihr aufgeschossen,
Seit ich über Berg und Tal
Von euch schied das letzte Mal!
Da ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger unsrer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Frühlingsgrüße.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilchen mir ein bettelnd Kind.
Es ist betrübt[2], daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.
Und doch, der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werter aus des Unglücks Hand.
So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

An Luise[3].

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier im Waldesdämmern
Einsam gerührt an deinen Tod.

Nun läuten die Begräbnisglocken;
Der Wind, bewegt von ihrem Klang,

[1] Therese Schurz. — [2] Betrüblich. — [3] Luise Sommaruga, gest. 8. Mai 1835.

Flieht in den Wald, und Blütenflocken
Streift er von allen Zweigen bang.

Die jungen Blüten zittern leise
Und freudig nieder in den Staub;
Als das Gefolge deiner Reise
Sind gerne sie des Todes Raub. —

Du bist mir nah im Waldesgrunde
In der Erinnrung ew'gem Strahl,
Wie einst in jener Abendstunde,
Als ich dich sah zum letzten Mal!

Ich schau' dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich schau' dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht;

Und wie du ins Klavier versunken,
So träumerisch, so ernst und mild,
Und wie dem Liede, himmelstrunken,
Du selber wirst ein schönes Bild;

Wie dich der große Geist umranket,
Den sie Beethoven nannten hie[1],
Wie deine zarte Bildung schwanket
Im Sturme seiner Melodie;

Der Geist, dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süßes Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.

Mir ist das Scherzo nicht verklungen,
Wo nach Adagios wildem Schrei

[1] Luise war eine tüchtige Beethovenspielerin.

Der heiße Schmerz sich matt gerungen
Zu träumerischer Tändelei:

So spielt der Jüngling an der Bahre
Der Braut, wenn schon das Herz ihm bricht,
Noch tändelnd mit dem Lockenhaare
Und starrend in ihr tot Gesicht. —

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick.

Es brachte dir in Sterbensstunden
Die frommgetäuschte gute Frau
Im letzten Wahn, du soll'st gesunden,
Noch einen Becher Maientau.

Aufblüht die Heideblume wieder,
Die schon dem Tode nickte zu,
Weint still die Nacht ihr Mitleid nieder,
Doch nicht, gebrochne Blume, du! —

Mich Fernen auch erfaßt die Klage,
Die mich dem Waldesgrund entreißt,
Mir flieht das Bild vergangner Tage,
An deinem Sarge steht mein Geist.

Um den sie alle weinen müssen,
Du Jungfrau hold! zu deinem Schrein
Drängt sich, dich einmal noch zu küssen,
Dein Herzensfreund, der Frühling ein.

Das bange Scherzo hör' ich klingen
Um dich, so starr und still du auch,
Mit deines Haares dunkeln Ringen
Spielt schmerzlich noch des Frühlings Hauch.

Jetzt aber wird der Sarg geschlossen,
Auf immer deine Lichtgestalt
Aus unserm Angesicht verstoßen;
Im Schollenwurf dein Lied verhallt.

Nur deine Mutter hör' ich weinen;
O schwiege doch der Freunde Trost!
Für eine Mutter gibt es keinen,
Ein Dolch ins Herz ist ihr sein Frost.

Dem Schmerz nach ihrem lieben Kinde
Bleibt bis zum Tod ihr Herz geweiht,
Wenn auch des Trostes kühle Rinde
Den Freunden einst dein Grab verschneit.

Und soll sie einst dich wiederhaben,
Durchzuckt das weiche Mutterherz,
Daß sie dich hier so früh begraben,
Im Himmel noch ein leiser Schmerz.

Täuschung.

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüßt mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

Als wie ein schwarzer Aar, des Flügel Feuer fingen,
So schlägt die schwarze Nacht die feuervollen Schwingen.

Es glänzt die Regenflut, der finstern Nacht entsunken,
Manchmal im Wetterschein wie diamantne Funken.

So kann in banger Nacht ein Strom von heißen Zähren
Im hellen Wetterschein des Unglücks sich verklären.

Verfangen in der Schlucht die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör' ich den Gießbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen. —

Doch nein! mich täuscht mein Sinn, als ob zum Wettergrimme
Mit kläglichem Geschrei das Felsenkäuzlein stimme;

Daß Wolkenschlachtmusik die lauten Winde keuchten,
Und daß der Blitz geflammt, den Regen zu beleuchten;

Und daß der Felsenbach den Wetterstimmen allen
Antworten will zugleich in dumpfen Widerhallen.

Einsame Klagen sind's, weiß keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja ums Paradies betrogen,
Daß ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.
Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden:
Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen. —
Trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgebärden
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.

Tod und Trennung[1].

Gottes Milde mocht' es fügen,
Liegt ein Mensch in letzten Zügen,
Stehn am Sterbepfühl die Seinen,
Daß sie müssen weinen, weinen;
Daß sie nicht vor Tränen schauen
Das unnennbar bange Grauen,
Wie der Geist verläßt die Hülle,
Letztes Zucken, tiefe Stille.
Weh' dem Tränenlosen, wehe,
Der sich wagt in Sterbens Nähe,
Denn ihm kann durchs ganze Leben
Jenes Grauen heimlich beben.
Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

An die Verstockten.

Torenangst und Narrenzittern,
Ausparieren hin und her
Macht den Binsenschaft zum Speer,
Schlägt die Laffen erst zu Rittern.

[1] Während eines Zerwürfnisses mit Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Wenn ein muntrer Spatz am Dache
Lärmet über eurem Haus,
Springet ihr zum Fenster aus,
Ob[1] der Bau zusammenkrache.

Schweift in euren Waldesgründen
Von Leuchtkäfern eine Schar,
Ha, wie schreckt euch die Gefahr,
Daß sie euch den Wald anzünden.

Die Metaphern und die Tropen[2],
Die da pfeift ein loser Wicht,
Wandeln euch die Schafe nicht
Um zu scheuen Antilopen

Oder gar zu wilden Bären;
Ruhig mögt ihr und noch lang'
Trotz dem kecken Sang und Klang
Eure Horden scheren, scheren.

Doch vor einem zittert, Toren!
Wenn er an den Pfeilern rührt,
Wenn er seine Flammen schürt,
Wahrt euch, sonst seid ihr verloren!

Hört ihr's im Gebälke knarren,
Baut ein neues Haus geschwind,
Eh' mit Habe, Weib und Kind
Euch begraben eure Sparren.

Funken sind des Feuers Boten,
Funken jagen durch das Land,
Und den großen Gottesbrand
Dämpft ihr nicht mit euren Pfoten.

Zitternd seht ihr und erschrocken
Funken, die der Witz gefacht,
Die das Volk, indem es lacht,
Haucht in tote Aschenflocken;

[1] Als ob. — [2] Rhetorische Figuren.

Aber nicht wollt ihr erschrecken,
Wenn es blitzt im Herzensgrund,
Wenn die Sklaven, kettenwund,
Doch den Gott in sich entdecken.

Hört, es kann die Stunde kommen,
Wo das Lamm ein Löwe heißt,
Wo es brüllend euch zerreißt;
Laßt euch Gottes Zeichen frommen! —

Herbstlied.

Rings trauern die Entlaubten,
Vom kalten Wind durchweht,
Die Tannen nur behaupten
Ihr dunkles Grün so spät.

Wenn's Vöglein baut sein Lager,
So grünt das Tannenreis
Und grünt, wenn's Wild sich, hager,
Scharrt Wurzeln aus dem Eis.

Die Buche seh' ich schwinden
Im Froste, lebenssatt,
Wie sie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt.

Schlaflose Nacht.

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Herde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag,
Die schönsten Blüten werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen.

Trägt aber uns der Schlaf mit weicher Hand
Ins Zauberboot, das heimlich stoßt vom Strand,
Und lenkt das Boot im weiten Ozean
Der Traum herum, ein trunkner Steuermann,
So sind wir nicht allein, denn bald gesellen
Die Launen uns der unbeherrschten Wellen
Mit Menschen mancherlei, vielleicht mit solchen,
Die feindlich unser Innres tief verletzt,
Bei deren Anblick sich das Herz entsetzt,
Getroffen von des Hasses kalten Dolchen;
An denen gerne wir vorüberdenken,
Um tiefer nicht den Dolch ins Herz zu senken. —
Dann wieder bringen uns die Wellenfluchten,
Wohin wir wachend nimmermehr gelangen,
In der Vergangenheit geheimste Buchten,
Wo uns der Jugend Hoffnungen empfangen.
Was aber hilft's? Wir wachen auf — entschwunden
Ist all das Glück, es schmerzen alte Wunden.
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!

An eine Witwe[1].

Nach einem heftigen Gewitter
Wandl' ich allein im tiefen Haine
Und blicke durch das nasse Gitter
Der Blätter auf zum Sternenscheine.

Die sturmesmüden Bäume schweigen;
Nur manchmal rauschen Windeshauche
Wie eine Mahnung in den Zweigen;
Dann tropft es nach im dunkeln Strauche.

So fand ich nach den Schmerzgewittern
Dich müd versenkt im stillen Grame;

[1] An die Witwe Fritz Kleyles (vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 15* dieses Bandes, Z. 36 ff.) gerichtet.

Doch sah ich deine Tränen zittern,
Wenn dir erklang sein teurer Name.

Der Frühling kam, vor seinem Strahle
Suchst du des Schmerzes traute Schatten
Und führest nach dem fernen Tale
Die Kinder an das Grab des Gatten.

Du wanderst mit den Vaterlosen,
Mit Tränen neu das Grab zu tränken,
Auf das du deiner Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

O bring' zum Grabe deines Lieben
Von mir auch einen Gruß und sage,
Daß auch mein Herz ihm treu geblieben;
Bring' ihm des Jugendfreundes Klage.

Wenn aus dem Aug' dir Tränen brechen,
Möcht' ich am Grabe dich begrüßen,
Mit dir von seiner Jugend sprechen,
Und möchte seine Kinder küssen.

Auf eine goldene Hochzeit.

Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage:
Von jenem Wunder an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eis'gen Todes nie gelöste Klage?

Durch eines ruhenden Vulkanes Spalten
War dort ein warmer Quell hervorgesprungen,
War aus der Tief' ein Lebenshauch gedrungen,
Die nördliche Oase zu erhalten.

Dort war ein Kloster, grüne Lämmerweide,
Ein Garten prangte frisch mit Blumen, Früchten,
Und singend kamen Vögel, hinzuflüchten,
In ein Asyl vor winterlichem Leide.

Im Kloster wohnte friedlich die Gemeine;
Sie führten ihre treue warme Quelle,

Die milde Freundin, traut durch jede Zelle,
Durch Wies' und Feld und durch die grünen Haine.

War Winter auch ringsum in alle Ferne,
Aus dieses Klosters frohen Paradiesen
War durch den Quell der rauhe Gast verwiesen;
Nur heller strahlten dann bei Nacht die Sterne. —

Zur Wehmut führen gerne solche Kunden
Auf des entflohnen Glückes dunklen Fährten;
Begrub das Eis nicht längst die schönen Gärten?
Sind Quell und Kloster nicht schon längst verschwunden?

Sie sind es nicht! kein Winter wird sie morden;
Ob äußres Leben auch im Frost zerstiebe,
Im Innern die Oase schützt die Liebe,
Die warme Quelle in des Alters Norden.

Das Kloster ist das Bündnis guter Herzen;
Dies mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blühn und Frühlingslieder scherzen.

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst kühne Flammen
Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zusammen!

Brich ihn schnell, nicht langsam wühle;
Deinen Sänger laß entschweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Asche der Gefühle.

Herbstlied.

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben;
O kurzes Freudenfest!

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh',
Ich bin allein und friere
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Erinnerungen schärfen
Mir nur des Winters Weh;
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Vorwurf.

Du klagst, daß bange Wehmut dich beschleicht,
Weil sich der Wald entlaubt
Und über deinem Haupt
Dahin der Wanderzug der Vögel streicht.

O klage nicht, bist selber wandelhaft;
Denkst du der Liebesglut?
Wie nun so traurig ruht
In deiner Brust die müde Leidenschaft!

Der Jäger.

Es zwittert schon im Tale
Grau zwischen Tag und Nacht,
Doch sucht mein Dachs noch immer,
Umspürend, flink und sacht.

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vors Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruß;
Wir bringen nichts nach Hause,
Als noch im Rohr den Schuß.

Will nicht die Flint' ausschießen
Mißmütig in die Luft,
Weil ich nicht mag verscheuchen
Das Wild in ferner Schluft.

Auf morgen will ich sparen
Den Schuß, mein guter Hund,
Bis wir herausgekommen
Vielleicht zur bessern Stund'.

Das ist ein schlechter Jäger,
Der sich das Wild verstört,
Der ohne Ziel und Beute
Sich gerne knallen hört.

Und schieß' ich morgen nimmer,
Weil krank ich oder tot,
So wird ein andrer schießen,
Dem's Weidmannsheil sich bot.

Lied eines Schmiedes[1].

Fein Rößlein, ich
Beschlage dich;
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Mach' flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich:
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

Ohne Wunsch[2].

Ja, mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle;
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kamst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen;
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

---

[1] Aus dem „Faust" (Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 140 f.). — [2] Wahrscheinlich an Lotte Gmelin gerichtet. Vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 28* ff. dieses Bandes.

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten;
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Mein Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Von beiden schöner welche,
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rose Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal,
Was ich verlor — versenken.

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh',
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Tal des Lethe.

Drum, Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch,
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose!

Der Hagestolz.

Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind
In meiner öden Stube,
Hier tönt's nicht: „Guten Morgen!" lind,
Hier tobt kein muntrer Bube.

Und auch kein treuer Hund mir naht
Mit schmeichelndem Gewedel;
Der Rauch nur ist mein Kamerad
Und dort der Totenschädel.

In Ringlein blau der Rauch verweht;
Des Hirnes leerer Tiegel
Dort auf dem Schrank am Spiegel steht,
Ein fortgesetzter Spiegel.

Ich habe weislich mir gepflanzt
Den Freund auf die Kommode,
Vor allzuheißem Wunsch verschanzt
Hab' ich mich mit dem Tode.

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen:

Was ist es auch, was tut es auch,
Daß Weib und Kind dir fehle;
Bald wird ja doch, wie dieser Rauch,
Verblasen deine Seele!

Die Schädelpfeif' hat auch geraucht,
Als drin das Leben brannte,
Als noch der Raucher drein gehaucht,
Der große Unbekannte.

Einst Wolken blies der alte Pan
Aus diesen schlechten Scherben;
Nun hat er's Pfeiflein abgetan,
Die Menschen heißen's Sterben.

Der Schädel dort, so häßlich itzt,
So kahl und hohl zur Stunde,
War einst, wer weiß, wie schön geschnitzt,
Als Pan ihn hielt am Munde.

Das Bild am Kopf ist abgewischt;
War's dumm, war's ein gescheides,
Es wird nicht wieder aufgefrischt,
's ist einerlei nun beides.

Und ob es Glück, ob Unglück hieß,
Ob Kummer oder Segen,
Was Pan hier in die Lüfte blies,
Ist wenig dran gelegen.

Vom Rauche, den der Wind vertrieb,
Vom Feuer, windverschlungen,
Nichts als ein Bild erhalten blieb
In Pans Erinnerungen. —

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten;
Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
Auch einen Hund entraten.

Wenn sie mich unbeweint zuletzt
Weib-, kinderlos verscharren,
Ich zünde meinen Knaster jetzt,
Dem Rauche nachzustarren.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Tränen waschen
Die rote Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst der Schminke bar
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie bist du wahr!

An den Frühling 1838.

Lieber Frühling, sage mir,
— Denn du bist Prophet —
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht;
Deines blühendes Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad
Nimmt der Wagen bald
Blüt' und Andacht unters Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich:
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Über Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied,
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Das Lied vom armen Finken.

Der Finkler ist ein Schlauer;
Wann dürr die Blätter sinken,
Dann sperrt er in den Bauer
Den eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Wasser im Geschirre
Und seines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In seinen Sprossenwänden
Bescheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehitztem Drahte
Die Äuglein aus dem Kopfe.

Und fragst du nach dem Witze
Von solchem schnöden Werke?
Ei, daß im Kerkersitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Lust und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da sitzt er nun gefangen
Im traurigen Verstecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und sollte seine Seele,
Die doch den Frühling spüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn sich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald sein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er spritzt dem kecken Sänger
Kalt Wasser in die Flanken.

Und läßt sich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will selbst der Nasse singen,
So rupft man ein paar Federn.

Er soll sein lautes Schlagen
Und seinen Frühlingsglauben

Bis in den Herbst vertagen,
Wo sich die Hain' entlauben.

Dann wird er singen dürfen
Und seine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte schlürfen
Und sich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preisen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweisen.

Dann hören sein Frohlocken
Und seine Frühlingslüge,
Verwirrt und süß erschrocken,
Der Vögel Wanderzüge.

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen sie ein und fangen
Sich auch in seinen Netzen. —

Nun ist es Lenz, nun sitzet
Der Fink in seiner Steige,
Der Vogler rupft und spritzet,
Daß er den Lenz verschweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Ost und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unsre Wälder morden.

In den zerstörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch schon den Finken schlagen:
„Wie schön ist Gottes Erde!"

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
„Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede" —
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft?
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Totengräber samt der Gruft.

Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler ins Gemach
Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach

Und huscht, geschloßner Augenlider,
Hin, her, des Daches steilsten Bug,
Als hielte geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond zieht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab;
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab.

Darum durchschleicht er Fenster, Türen
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und ewig wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind',
In seine Wüste zu entrücken
Ein lebenswarmes Erdenkind.

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht;
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden sie zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Log mir der Mondenschein so lang',
Ich sei auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh',
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
Zum stillen blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends, auf Wald und Feld und Straßen,
Frohlockt so hell des Mondes Licht
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz vor Leide bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rat' ich euch.

Laßt ihr den Mond ins Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod.

Wenn Schiffer nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,

Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein.

Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt;

(— Wenn auch von Ärzten, Philosophen
Ein volkverwirrendes Komplott
Sie Hexen nennt und Teufelszofen,
Der aufgeklärten Zeit zum Spott —)

Die ziehn auf mondbestrahlten Heiden
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.

Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.

Tief in den höchsten Steirerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondsgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, ins Zimmer glotzend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,

Hab' ich Poet, hinwieder trotzend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich dort im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreist
Und kehrte nicht heim und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaist,
Und traurig trat ich in ihre Stube.

Ihr Schrank stand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie sie abreisend ihn eilig gelassen,
Wie alles man durcheinanderstreut,
Wenn vor der Tür die Pferde schon passen.

Ein aufgeschlagnes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geschrieben;
Von ihrem Frühstück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeschlagne Gebet,
Es war: wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift, und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen,
Ich las die Zahlen, und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zusammen sucht' ich den Speisereſt,
Das kleinste Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Prolog.*

Der Winter stand ein eiserner Tyrann,
Nie lösend seine Faust, die festgeballte,
Die eisig sich um Berg' und Täler krallte;
Ihr Leben lag erstarrt in seinem Bann.
Als frostbedeckt die Berg' und Tale ruhten,
Gesellig drängte doch das Menschenleben
In Lust und Spiel zusammen seine Gluten,
Ließ Freudenfeste überm Tode schweben.
Zum Tanz berauschend sangen helle Geigen,
Die schöne Jugend drehte sich im Reigen,
Nicht denkend an ein Scheiden und Vergehen,
Sorglos, wie sich die Stern' am Himmel drehen.
Und übers blanke Feld des Eises glitten
Mit Geißelknall und Schellenklang die Schlitten.
So war es jüngst noch im Magyarenlande,
Am segenüberhäuften Donaustrande.
Wer hätte wohl in so beglückten Stunden
Den Donnerschlag des Unglücks vorempfunden?
Wer hörte damals in den Schlittenschellen
Prophetisch grause Totenglöcklein gellen?
Kein Tänzer ahnte dort beim Taumelfeste
Im Wassersturme tanzende Paläste.
Die Jubeltage waren bald verflogen,
Die Freude senkte die erregten Wogen;
Die Zeit des holden Frühlings war gekommen,
Die alle Herzen spüren süß beklommen,
Die Zeit, wo aus dem Eis die Knospen springen
Und hell vom Liebesfest die Wälder klingen.
O Frühling, alle Herzen harrten dein,
Auf deine Lieder, deinen Sonnenschein;
Wie schrecklich aber täuschtest du ihr Hoffen,
Mit welchen Liedern hast du sie getroffen!

* Gesprochen in einem Konzerte zu Unterstützung der in Ungarn durch Überschwemmung Verunglückten[1].

[1] 1838.

Sturmläuten, Jammerruf und Hülfeschreien
Und Flutendonner, schlagend an die Wände,
Sind diesmal, Frühling, deine Melodeien;
Und deine Blumen sind gerungne Hände
Und rings verzweiflungsblasse Angesichter;
Diesmal bist du gekommen als Vernichter!
Danubius, der starke Riese, hat
Schon längst gebuhlt um diese schöne Stadt;
Der Riese hat an hellen Sommertagen
Auf seiner breiten Brust ihr Bild getragen,
Er trug ihr Bild gefaßt in Strahlenflimmer;
Wie hat es doch so bang gezittert immer!
Zu Winter hielt er einen festen Schlaf,
Bis weckend ihn der Hauch des Frühlings traf.
Urplötzlich ward vom Schlaf Danubius munter,
Er springt nach seiner Braut mit offnen Armen,
Sie jammert auf, er faßt sie ohn' Erbarmen
Und reißt sie jauchzend in sein Bett hinunter.
Er brachte ihr als reiche Morgengabe
Die wüsten Trümmer mit von manchem Grabe:
Waldstämme, Dächer und zerrißne Mühlen
Ließ er heran zu ihren Füßen spülen,
Und Leichen rollt er, frische, längstversenkte,
Die nun die Flut aus ihren Grüften drängte.
Die Welle, die vordem so mild und zahm
Als treue Magd ins Haus des Menschen kam,
Die noch im Herbst als Müllerin geschaltet,
Hat jetzt sich zur Hyäne umgestaltet;
Sie wühlt hervor, was alte Gräber bergen,
Und treibt heran die Wiegen mit den Särgen.
Durch alle Schranken stürzen sich die Fluten,
Sie steigen immer höher an die Wände,
Und unaufhaltsam sieht der Mensch sein Ende,
Wie seine Jahre schrumpfen zu Minuten.
Dort auf die Dächer klettern die Bedrohten:
So sammeln sich die Schwalben auf den Dächern,
Enteilend ihren gastlichen Gemächern,

Wenn übers Meer der Süden sie entboten.
Es werden diese angstgetriebnen Seelen,
Den Schwalben gleich, des Weges nicht verfehlen,
Sie flüchten in die Heimat übers Meer,
Von wannen aber keine Wiederkehr.
Ein Schrei, ein Krach — und alles ist verschwunden —
Nun todesstill — nie wird die Spur gefunden.
Im Element verschwunden ohne Spur
Ist hier der Menschen Werk und all ihr Glück,
Als träumte wieder einmal die Natur
In ihre wilde Jugend sich zurück.
Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt,
Als hätte dürres Laub der Sturm verfegt;
Die alten Steppen werden aufgefrischt,
Wo eines edlen Volkes Freude stand,
Als eine leere Tafel blieb das Land,
Des Volkes Rechnung ist hinweggewischt.
Und weinend wandeln auf der wüsten Heide,
Dem stillen Grab von so viel Glück und Leide,
Das Elend und der Kummer, eng verschlungen,
Und spät verblutende Erinnerungen.
Hier lernt das Herz erträumten Schmerz vergessen,
Hat ihm ein Hauch des Schicksals weh getan;
Wir lernen unsern kummervollen Wahn
An dem furchtbar gediegnen Unglück messen.
O haltet euer Herz an die gekettet,
Die aus dem Sturm als Bettler sich gerettet!
O gebt mit sanftem Wort und weichen Händen
Dem Kummer Trost, dem Elend eure Spenden!
Das ist ein böser Frühling für die Armen,
Und unersetzlich ist, was er genommen;
Doch eure Liebe wird dem Unglück frommen,
Denn Balsam jeder Wunde ist Erbarmen.
Die milden Gaben, eure Liebesboten,
Sie heilen nicht die unheilbaren Schäden,
Und nicht erwecken können sie die Toten;
Doch können sie den großen Schmerz bereden,

Daß er sich allgemach zur Wehmut mildre,
Und daß er zur Verzweiflung nicht verwildre.
Die Armen schauen mit verweinten Blicken
Gerührt auf ihrem Schutt des Mitleids Blüte;
Der Herzenshauch von euch wird sie erquicken;
Der schönste Frühling ist die Herzensgüte!

An eine Freundin[1].

Dichterherzen können segnen,
Wen sie lieben; fremd und rauh
Meinem Herzen zu begegnen
Hüte dich, du schöne Frau.

Eine Sage läßt dich grüßen,
So ich im Gebirg' vernahm,
Als ich einst, vor Wettergüssen
Flüchtend, in ein Hüttlein kam:

In den tiefsten Einsamkeiten,
Zwischen Felsen, ruht ein See;
Dem entstieg ein Geist vor Zeiten,
Kam den Menschen in die Näh'.

Kam ins Dorf, erschien beim Feste,
Brachte Segen in das Haus,
Und es blickten Wirt und Gäste
Oft gar sehnlich nach ihm aus.

Plötzlich stand er unter ihnen,
Trug ein dunkles Mönchsgewand,
Und der Mann mit ernsten Mienen
Freud' an ihrer Freude fand.

Gerne weilt' er eine Stunde,
Nickte und verlor sich sacht
In den See, zum stillen Grunde
Taucht' er heim um Mitternacht.

[1] Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Glücklich ward die Braut gepriesen,
Wenn er kam und ihr zum Tanz
Brachte von verborgnen Wiesen
Fremder Blumen einen Kranz.

Wohlgeruch durchquoll das Zimmer,
Schöner blühte dann die Braut,
Ward im gleichen Jugendschimmer
Viele Jahre noch geschaut.

Mutter ward sie guter Kinder,
Haus und Feld gedieh, bis spät
Sie der Tod, ein leiser, linder,
Überraschte beim Gebet.

Einst mit rauher Ungebühre
Sprach ihm eines was zu leid;
Traurig schwieg er, und zur Türe
Schwand der Saum von seinem Kleid.

Und sie sahn vom Ufer nieder,
Riefen, klagten je und je;
Doch es kam der Geist nie wieder,
Blieb in seinem tiefen See.

Tränenpflege[1].

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch,
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg' deinen Schmerz mit Tränen lind,
Als eine weinende Aja[2],

[1] Wahrscheinlich an Natalie, die Witwe von Lenaus Freund Fritz Kleyle (vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 15* dieses Bandes, Z. 35 ff. — [2] Erzieherin, Pflegerin; so hieß die Mutter der vier Haimonskinder.

Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen tauend.

An den Frühling.

Noch immer, Frühling, bist du nicht
Gekommen in mein Tal,
Wo ich dein liebes Angesicht
Begrüßt das letztemal.

Noch stehn die Bäume dürr und bar
Um deinen Weg herum
Und strecken, eine Bettlerschar,
Nach dir die Arme stumm.

Frühblumen wähnten dich schon hier,
Frost bringt sie um ihr Glück,
Sie sehnten sich heraus nach dir
Und können nicht zurück.

Die Schwalbe fliegt bestürzt umher
Und ruft nach dir voll Gram,
Bereut schon, daß sie übers Meer
Zu früh herüberkam.

An ein schönes Mädchen[1].

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Mädchen, wenn dein Herbst gekommen
Und das ganze Paradies

[1] Rosalie von Kleyle, eine Schwester von Sophie Löwenthal.

Deiner Blüte dir genommen
Und dich aus dir selbst verwies;

Wenn du in des Welkens Tagen
Nicht den frohen Mut mehr hast,
Rosen in dem Haar zu tragen,
Weil den Wangen sie verblaßt:

O dann zaubert dein Gemüte,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüte,
Leuchtend durch die Todesnacht.

Der schwarze See[1].

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt, das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerrißne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durchs Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

[1] Bei Ischl.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: „O Tor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen;

„Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!"

Das Roß und der Reiter.

Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke,
Der Reiter führt sein Roß zur lang' ersehnten Tränke.

Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten fließen,
In heiße Adern sich des Pferdes zu ergießen.

Der Reiter schaut sein Roß mit innigem Vergnügen,
Wie es die Flut einzieht in lustgedehnten Zügen;

Und wie die Wellen ihm die Mähne wiegend spülen,
Und wie sie, eingeschlürft, das heiße Blut ihm kühlen.

Der Rappe möchte gern im durstenden Verlangen
Jeglichen Wasserguß, der ihm enteilt, empfangen;

Doch wie er unten trinkt, hört oben schon sein Lauschen
Den reichen Überfluß verheißend niederrauschen.

Der Reiter hat sich auch am Quelle kühl getrunken,
Steht nun im großen Blick des Hochgebirgs versunken.

Er starrt auf Alpen hin, ihr seliges Umnachten,
Das leise Zauberspiel des Lichtes zu betrachten;

Wie mit den fernen Höhn die Strahlen dort verkehren
Und sich in stiller Glut im letzten Kuß verzehren.

Und auf den Wandrer sinkt, den düstern, sehnsuchtkranken,
Der frische Seelentau der himmlischen Gedanken.

Es strömt auf ihn herab die ew'ge Liebesquelle,
Es kann sein durstend Herz nicht fassen jede Welle;

Doch kann sein Herz auch nicht den ganzen Strom behausen,
So hört er oben schon die ew'ge Fülle brausen.

Die Blumenmalerin[1].

Brach ein Leben bei den heitern Griechen,
Bog der Freund sich auf den Todessiechen,
Aufzuküssen seinen letzten Hauch.
Blumen, nicht im einsam wilden Grase,
Blumen, euch in der kristallnen Vase
Fiel ein schönes Los im Sterben auch!

Eure holden Äuglein blicken trüber,
In den bleichen Todesschlaf hinüber
Neigt ihr schon die Häupter traurig matt;
Während eure Blätter sich entfärben,
Während eure schönen Blüten sterben,
Blüht ihr auf an diesem weißen Blatt.

Blumen, eure letzten Blicke flehen:
„Schöne Freundin! laß uns nicht vergehen!
Tröste unser flüchtiges Geschick!
Deinen zauberischen Pinsel tauche
Eilig noch in unsre Sterbehauche,
Küss' die Seele auf in deinen Blick!"

Und sie blickt und malt und blicket wieder,
Blum' an Blume neigt getrost sich nieder,
Wenn ihr Bild der Freundin schön gelang.
Und es wagt die lieblichste der Frauen
Nicht, vom schönen Werke abzuschauen,
Vom besiegten Blumenuntergang.

[1] Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben u. Werke", S. 44*ff. dieses Bandes.

Husarenlieder.

I.

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Schatz;
Sie winkt, mit einem Satz
Ist er da, trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein Wein; flink! flink!
Säbel blink'! Säbel trink!
Trink Blut! trara!

Der Husar,
Trara!
Was ist die Gefahr?
Sein herzliebster Klang,
Sein Leibgesang,
Schlafgesang, trara!

II.

Der leidige Frieden
Hat lang' gewährt,
Wir waren geschieden,
Mein gutes Schwert!

Derweil ich gekostet
Im Keller den Wein,
Hingst du verrostet
An der Wand allein.

Von Sorte zu Sorte
Probiert' ich den Wein,
Indessen dorrte
Das Blut dir ein.

Ist endlich entglommen,
Der heiße Streit,
Mein Schwert, und gekommen
Ist deine Zeit.

Ich gab deiner Klingen
Den blanken Schliff,
Ich lasse dich singen
Den Todespfiff.

Im Pulvernebel
Die Arbeit rauscht,
Wir haben, o Säbel,
Die Freuden getauscht.

Im brausenden Moste,
Mein durstiges Erz,
Betrinke dich, koste
Von Herz zu Herz!

Derweil du gekostet
Das rote Blut,
Ist mir eingerostet
Der Hals vor Glut.

III.

Den grünen Zeigern,
Den roten Wangen,
Den lustigen Geigern
Bin ich nachgegangen
Von Schenk' zu Schenk',
So lang' ich denk'.

Am Tschako jetzt trag' ich
Die grünen Äste,
Rote Wangen, die schlag' ich
Den Feinden aufs beste,
Kanonengebrumm
Musiziert herum.

IV.

Da liegt der Feinde gestreckte Schar,
Sie liegt in ihrem blutroten Blut;
Wie haut er so scharf, wie haut er so gut,
Der flinke Husar!

Da liegen sie, ha! so bleich und rot,
Es zittern und wanken noch husch! husch!
Ihre Seelen auf seinem Federbusch;
Da liegen sie tot.

Und weiter ruft der Trompetenruf,
Er wischt an die Mähne sein nasses Schwert,
Und weiter springt sein lustiges Pferd
Mit rotem Huf.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838.

Ein Scherz.

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regennässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder,
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffnen zitternden Lumpen
Hin von Berge zu Berge mit vollem Humpen!

Warfst den Bergen die Kinder aus ihren Betten,
Alle Bäche heraus, und plump zertreten
Hast du die reifende Saat den armen Bauern;
Unband! wie lange noch soll dein Unfug dauern?

Wenn doch endlich tüchtige Winde brausten
Und dich rasch von dannen peitschten und zausten!
Aber du wirst von Stunde zu Stunde noch frecher,
Lümmelst schon dich herein bis auf unsre Dächer.

Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!

Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen.

Ungastfreundlicher Strolch! die schönsten Frauen
Kamen zu baden und das Gebirg' zu schauen;
Baden können sie gnug, doch den Hals nie strecken
Aus dem Tale, dem riesigen Badebecken.

Hätte Ischl nur dich und seine Solen,
Hätt' ich mit einem Fluche mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel[1]!

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer,
Und es irrt der Wind verlassen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauschend seinen Gruß zu fassen.

Kranich scheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden,
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbstesfrost
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel seinen Trost,
Heimlich mit ihm einverstanden.

O wie mag dem Vogel sein,
Wenn ihm durch das Nebeldüster
Zückt ins Herz der warme Schein
Und das ferne Waldgeflüster!

Hoch im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen;
O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!

[1] Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben u. Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Nebel auf die Stoppeln taut;
Dürr der Wald; — ich duld' es gerne,
Seit gegeben seinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die ins Leben mir geschnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müssen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Busen scholl,
Wie der Vogel in den Lüften;

Ja, das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Das dürre Blatt[1].

Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt,
Vom Wind hereingetrieben;
Dies leichte, offne Brieflein hat
Der Tod an mich geschrieben.

Das dürre Blatt bewahr' ich mir,
Will's in die Blätter breiten,
Die ich empfangen einst von ihr;
Es waren schöne Zeiten!

Da draußen steht der Baum so leer;
Wie er sein Blatt im Fluge,

[1] Während eines Zerwürfnisses mit Sophie Löwenthal entstanden; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Kennt sie vielleicht ihr Blatt nicht mehr,
Trotz ihrem Namenszuge.

Der toten Liebe Worte flehn,
Daß ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

Doch will ich nicht dem holden Wahn
Den Wurf ins Feuer gönnen;
Die Worte sehn mich traurig an,
Daß sie nicht sterben können.

Ich halte fest, zu bittrer Lust,
Was all mein Glück gewesen,
In meinem schmerzlichen Verlust
Will ich zurück mich lesen.

Das dürre Blatt leg' ich dazu,
Des Todes milde Kunde,
Daß jedes Leiden findet Ruh'
Und Heilung jede Wunde.

Erinnerung[1].

Einst gingen wir auf einer Bergeswiese;
Tief atmend tranken wir die Blumenseelen,
Das Bächlein kam herab, uns zu erzählen
Den unvergeßnen Traum vom Paradiese.

Wir sahn das Abendrot die Gipfel färben,
Es war ein Spiel vom schönsten Alpenlichte;
Doch wandt' ich mich nach deinem Angesichte,
Das strahlte mir wie Liebe ohne Sterben.

Bald war den Bergen ihre Glut entschwunden
Und wird vielleicht so schön nie wiederkommen;
Auch deinem Antlitz war der Strahl genommen,
Ich sah ihn nicht in allen spätern Stunden.

[1] An Sophie Löwenthal; bezieht sich auf den Sommeraufenthalt in Ischl 1888; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Hat mich vielleicht in deinen Zaubermienen
Der Widerschein der Sonne nur geblendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet;
Doch besser wär's, mir hätt' er nicht geschienen.

Gutenberg[1].

„Schon weht es kühler auf Erden:
Es möchte Abend werden,
Es möchte werden Nacht,
Bevor durchrungen die Schlacht,
Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht.
Ich reiche beiden Heeren
Beschleunigend Waffen und Wehren,
Es soll ihr Letztes wagen
Die Höll' und werden erschlagen,
Daß noch ein Stündlein Frieden
Der Menschheit sei beschieden."

So dachte der Genius, der die Menschheit führt,
Als er die Stirne Gutenbergs berührt.

An Agnes[2].

Wo kein Strahl des Lichtes blinket,
Wo kein Tau von Tränen sinket,
In die Stille nieder
Und hinaus in alle Weiten
Nächtlicher Vergessenheiten
Dringen deine Lieder.

Die entflohn und nicht mehr kamen,
Freuden mit verlornen Namen,
Kannst du wiederbringen;

[1] Durch das Gutenbergfest am 24. Juni 1840 hervorgerufen. — [2] Am 6. Juni 1840 in das Stammbuch von Agnes von Galatin geschrieben (vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 25* dieses Bandes, Z. 29 ff.).

Lauschend treten alle Schmerzen
Leiser auf in meinem Herzen,
Hören sie dich singen.

Im Vorfrühling.

Am Grabe E. Mikschits[1].

Ringsum sind die Berge noch verschneit,
Aber Blumen seh' ich hier, die frühen!
Blumen, schön, daß ihr gekommen seid,
Hier auf seinem frühen Grab zu blühen.

Freudig stieg er manchen Berg hinan,
Um des Frühlings Grüße zu empfangen;
Weil der Tote nicht mehr kommen kann,
Ist nun ihm der Frühling nachgegangen. —

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seid,
Die dem Toten hätten kommen sollen?
Die, gehüllt in euer lichtes Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?

Bei Übersendung eines Straußes[2].

In den trüben, in den kalten
Tagen, die uns heimgesucht,
Hat der Herbst auf ihrer Flucht
Letzte Blumen aufgehalten,
Um sie dir zu schenken!
Diesem Herbste will ich gleichen:
Wenn auf meine lauten Wälder,
Blumigen Gedankenfelder
Mir die Todeslüfte streichen,
Daß sie schweigen und verblühn,
Will ich mit dem letzten Grün
Deiner noch gedenken.

[1] Bräutigam von Sophie Löwenthals Schwester Johanna; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 46* dieses Bandes, Z. 10 ff. — [2] An Sophie Löwenthal.

Der einsame Trinker.

I.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund im Wonnedrang?"

Ich; — die Freunde sind zu selten;
Ohne Denken trinkt das Tier,
Und ich lad' aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges heil'ge Wellen
Trübt ein Elefantenchor.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

II.

Ich trinke hier allein,
Von Freund und Feinden ferne,
In stiller Nacht den Wein
Und meide selbst die Sterne:

Da fährt man gerne mit
In Blicken und Gedanken
Und könnt' auf solchem Ritt
Das volle Glas verschwanken.

Der Kerzen heller Brand
Kommt besser mir zu statten;
Da kann ich an der Wand
Doch schauen meinen Schatten.

Mein Schatten! komm, stoß an,
Du wesenloser Zecher!

Auf, schwinge, mein Kumpan,
Den vollen Schattenbecher!

Seh' ich den dürren Schein
In deinem Glase schweben,
Schmeckt besser mir der Wein
Und mein lebendig Leben;

So schlürfte der Hellen
Die Lust des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades.

III.

Schatten, du mein Sohn,
Hast dich nicht verändert,
Warst vor Jahren schon
Eben so gerändert.

Was auf Stirn' und Wang'
Zeit mir eingehauen:
Jugenduntergang
Lässest du nicht schauen.

Einen Berg ich sah
Spät im Herbste ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.

Nicht mit seinem Grat
Gibt der Berg zu wissen:
„Meine Wälder hat
Mir der Sturm zerrissen.

„Meine Herde schied
Mit den Glockenklängen,
Still das Alpenlied
Auf den Wiesenhängen."

Hohen Angesichts
Blickt der Berg ins Ferne;
Nahm der Herbst doch nichts
Seinem Felsenkerne.

Froh ins ferne Land
Will wie er ich blicken;
Und mein fester Stand
Trotze den Geschicken.

Süßes Traubenblut
Fließt auf meiner Schanze;
Rebe, teures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fließen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergießen.

IV.

Redlich, Schatten, kannst du heben
Den Pokal, mich lassen leben;
Wenn sie meinen Leib bestatten,
Bist du mitvergangen, Schatten!

Manches Auge möchte weinen;
Schatten, doch ich wüßte Keinen
Auf dem weiten Erdenringe,
Der wie du mit mir verginge.

Weil dem Sünder ohne Reue
Soll gebrochen sein die Treue,
Lassen tiefempfundne Mären
Den Verbrecher dich entbehren.

Treuer Freund, sei mir gepriesen!
Hast mir Liebes oft erwiesen;

Will zu stolz das Herz mir glänzen,
Zeigst du still mir meine Grenzen.

Frühling.

Die warme Luft, der Sonnenstrahl
Erquickt mein Herz, erfüllt das Tal.
O Gott! wie deine Schritte tönen!
In tiefer Lust die Wälder stöhnen;
Die hochgeschwellten Bäche fallen
Durch Blumen hin mit trunknem Lallen;
Sein bräutlich Lied der Vogel singt,
Die Knosp' in Wonne still zerspringt;
Und drüber goldner Wolken Flug:
Die Liebe ist in vollem Zug.
An jeder Stelle möcht' ich liegen,
Mit jedem Vogel möcht' ich fliegen,
Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.
O Lenz, du holder Widerspruch:
Ersehnte Ruh' und Friedensbruch,
So heimatlich und ruhebringend,
So fremd, in alle Ferne dringend.
Das Frühlingsleuchten, treu und klar,
Erscheint dem Herzen wunderbar,
Ein stehngebliebner Freudenblitz,
In Gottes Herz ein offner Ritz;
Und wieder im Vorübersprung
Ein Himmel auf der Wanderung;
Ein irrer Geist, der weilend flieht
Und bang das Herz von hinnen zieht.
Ich wandle irr, dem Himmel nach,
Der rauschend auf mich niederbrach;
O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

An die Alpen.

Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen;
Bergend vor der Welt ein herbes Leid,
Hab' ich es zu euch hinaufgetragen.

Für das Unglück steht ein Gnadenbild
Zwischen Felsen heimlich eingeschlossen,
Eine Kluft ist's, einsam, tief und wild,
Durch den Abgrund ist ein Quell gestoßen.

Wie die Brust Marias schwertdurchbohrt
Ist zu schaun in christlicher Kapelle,
So Natur, der heil'gen Mutter dort,
Schien das Herz durchschnitten von dem Quelle.

Grauer Felsen ewig starrer Blick
Hangt hinab zur tiefgerißnen Wunde,
Und der Mensch mit seinem Mißgeschick
Lauscht dem Strom, der immer klagt im Grunde.

Tausendstimmig braust ein dunkler Schmerz
In des Stroms zerbrochenen Akkorden,
Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

Wird des Unglücks heil'ger Sinn geahnt,
Hat der Kummer seinen Groll verloren;
Rauschend hat mich's an der Kluft gemahnt:
Schmerz und Liebe hat die Welt geboren.

Schmerz und Liebe ist des Menschen Teil,
Der dem Weltgeschick nicht feig entwichen;
Zieht er aus dem Busen sich den Pfeil,
Ist er für die Welt und Gott verblichen.

Heimweh jagt des Abgrunds wilden Schaum;
Läßt Natur die Erd' in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft schönen Traum;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Heimweh ist es, wenn die Liebe naht,
Ist der Grund des nie gestillten Fragens,
Heimweh jede große Menschentat
Und die Wunder himmlischen Entsagens. —

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen!
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durchs Gesteine,
Und die Gipfel, als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Herde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbgeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh' in Gott sich vorempfinden. —

Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich talwärts von der Höh' getragen;
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Die Poesie und ihre Störer.

Im tiefen Walde ging die Poesie
Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit,
Da bricht ein lauter Schwarm herein und schreit
Der Selbstversunknen zu: „Was suchst du hie?
Laß doch die Blumen blühn, die Bäume rauschen,
Und schwärme nicht unpraktisch weiche Klage,
Denn mannhaft-wehrhaft sind nunmehr die Tage;
Du wirst dem Wald kein wirksam Lied entlauschen.

Komm, komm mit uns, verding uns deine Kräfte;
Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
Mit blankgemünztem Lobe in Journalen;
Heb dich zum weltbeglückenden Geschäfte! —
Laß nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
Erwach' aus Träumen, werde sozial,
Weih' dich dem Tatendrange zum Gemahl;
Zur alten Jungfer wirst du sonst verschrumpfen!"
Die Poesie dem Schwarm antwortend spricht:
„Laßt mich! verdächtig ist mir euer Streben;
Befreien wollt ihr das gejochte Leben
Und gönnt sogar der Kunst die Freiheit nicht?
Euch sank zu tief ins Aug' die Nebelkappe,
Wenn euer Blick nicht straßenüber sieht,
Und wenn ihr heischt vom freigebornen Lied,
Daß es dienstbar nur eure Gleise tappe.
Ein Blumenantlitz hat noch nie gelogen,
Und sichrer blüht es mir ins Herz die Kunde,
Daß heilen wird der Menschheit tiefe Wunde,
Als euer wirres Antlitz, wutverzogen.
Prophetisch rauscht der Wald: die Welt wird frei!
Er rauscht es lauter mir als eure Blätter
Mit all dem seelenlosen Wortgeschmetter,
Mit all der matten Eisenfresserei.
Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!"
Sie spricht's und kehrt dem rohen Schwarm den Rücken.

Der Rationalist und der Poet.

„Freund, du sitzest hier auf weichem Moose,
Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend.

Säßest du auf einem harten Stumpfe,
Käme dir der Duft von einem Sumpfe,
Spürtest du den Herbstwind frostig wehen,
Wärst du hier umkrächzt von rauhen Krähen:
Ha! ich wette, hart und widrig klänge,
Kühl und rauh, was deine Muse sänge.
Wäre dort die Wolke losgebrochen,
Hättest du dich ohne Lied verkrochen.
Hundert Dinge stören dir 's Gehege,
Weisen deiner Phantasie die Wege,
Hundert Mitarbeitern bist du pflichtig;
All dein Dichtertreiben find' ich nichtig."
Also spricht der Rationalist,
Der den Dichter heimlich hat belauert,
Stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste,
Daß dem Dichter vor dem Wichte schauert.
Dichter spricht: „Wenn Vögel, Blumen, Winde
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt' ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch die Naturgewalten.
Aber gleich entflüchten Lust und Schmerzen,
Dringt heran mir ein Gesicht wie deines,
Kalt genug, mir trotz des Maienscheines
Aus der Welt die Poesie zu merzen."

Passiver und aktiver Beifall.

Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen,
Und bald empfängt er eure Huldigungen;
Den tiefen aber sollt ihr selbst durchdringen,
Drum wird ihm eure Liebe spät gelingen.

Form.

Ist die Form auch festgeschlossen,
Immer noch ist's kein Gedicht,
Wenn um den Gedanken nicht
Stetig sich das Wort gegossen.

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Hört den losen Kern er klappern,
Wie Toneisenklapperstein,
Mag das Wort gemeistert sein,
Ist es doch nur dürres Plappern.

Irrtum.

Was Ihr Bild nennt unverständig,
Ist nur Gleichnis, kalt und hohl,
Wo der Geist nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig.

Und das Ringlein Salomonis,
Das die Diwen[1] zwinget ein,
Zaubermächtig, es ist kein
Tertium comparationis.

An einen Dichter.

Nur wer sich mit eignen Kräften
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,
Kann den Kranz sich dauernd heften;
Kunst ist keine Kameradschaft.

Düngst du deinen Ruhm in Scherben
Mit dem Mist der Schmeicheleien,
Wird er über Nacht dir sterben;
Laß ihn wachsen wild im Freien.

[1] Daevas, Dewan oder Diwen sind böse, von Ahriman geschaffene Geister, die die Schöpfungen des Ormuzd zu zerstören trachten.

Dann nur mag sein Hauch dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen
Und nach heiß vollbrachten Werken
Überraschend blüht entgegen.

Zweierlei Vögel.

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton
Und andre Melodie.

Strichvogel hüpft und pfeift
Und pickt von Ast zu Ast,
Und höchstens einmal streift
Zu Nachbarn er als Gast.

Er ruft: „Freund! bleib im Land
Und redlich nähre dich;
Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich.

„O halte deinen Flug
Von Meer und Stürmen fern,
Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern!"

Zugvogel aber spricht:
„Du Flattrer, meinen Flug
Und Zug verstehst du nicht;
Klug ist hier nicht genug.

„Du picke immer zu
Und bleib auf deinem Ast,
Wenn keine Ahnung du
Von meiner Ahnung hast.

„Doch pfeif's nicht aus als Wahn
Und Narrenmelodei,
Daß hinterm Ozean
Auch noch ein Ufer sei."

Vermischte Gedichte (II).

Neue Folge.

Einem Gemütskranken.

Seitdem du mit den höchsten Mächten
Begannst zu hadern und zu rechten,
Kann dir der kleinste, stillste Wurm
Im Herzen wecken einen Sturm,
Wie einst in jenen Frühlingstagen,
Die dir kein Gott zurück mehr ruft,
Ein grünes Blatt, ein Hauch der Luft
Dir oft gebracht ein seliges Behagen.

An einem Grabe.

Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind,
Am Grabe der Mutter weint das Kind,
Die Freunde, Verwandten umdrängen dicht
Den Prediger, der so rührend spricht.
Er gedenkt, wie fromm die Tote war,
Wie freundlich und liebvoll immerdar,
Und wie sie das Kind so treu und wach
Stets hielt am Herzen, wie schwer dies brach.
Daß grausam es ist, in solcher Stund'
Die Toten zu loben, ist ihm nicht kund;
Der eifrige Priester nicht ahnt und fühlt,
Wie er im Herzen des Kindes wühlt.
Es regnet, immer dichter, herab,
Als weinte der Himmel mit, aufs Grab,
Doch stört es nicht den Leichensermon,

Auch schleicht kein Hörer sich still davon.
Die Tote hört der Rede Laut
So wenig als wie der Regen taut,
So wenig als das Rauschen des Winds,
Als die Klagen ihres verwaisten Kinds.
Der Priester am Grabe doch meint es gut,
Er predigt dem Volk mit Kraft und Glut,
Verwehender Staub dem Staube,
Daß er ans Verwehen nicht glaube.

Veränderte Welt.

Die Menschheit ist dahinter kommen,
Trotz aller Gaukelei der Frommen,
Daß mit dem Leben vor dem Grabe
Man endlich Ernst zu machen habe.

Zerbrochen ist des Wahnes Kette,
Die Erde sei nur Übungsstätte,
Nur Voltigierbock sei das Leben,
Aufs Roß werd' uns der Himmel heben.

Auf freiem, grünem Erdengrunde,
Wird jeder bald schon hier, zur Stunde,
Bevor das Grab ihn deckt mit Schollen,
Sein Rößlein weiden, tummeln wollen.

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken,
Sein treues Auge sieht beizeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich unter taucht der Rab',
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab

Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.
Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder
Wie schlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genoßnen Meeresgaben
Am sichern Fels, im Sonnenschein,
Beim Wellenmurmeln schlummert ein.

Trinksprüche.

Ihr stoßet an, die Gläser klingen,
Ihr lasset leben manchen Mann;
Und morgen schon denkt keiner dran,
Ihm eine Freud' ins Herz zu bringen.

Ich hör' ein „Pereat!" euch brüllen,
Auf Tod habt ihr das Glas geleert;
Doch keinem ist der Mut beschert,
Das Grab des Feindes anzufüllen.

Ich trinke nicht zum Segensspruche,
Wo nicht mein Herz beglücken will;
Zum bösen Wunsche bleib' ich still,
Wenn nicht die Klinge folgt dem Fluche.

Studentenreise.

Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch lachend wogte das goldene Feld
In lustigen Sommerwinden;
Das übrige würde sich finden.

Die Rößlein schlichen den lahmsten Trab,
Als wäre die Erde ein weites Grab
Und fürchteten sie zu versinken
Auf Tote zur Rechten und Linken.

Der Fuhrmann schmauchte schlechten Tabaks,
Er war hartmäulig, stumpfen Geschmacks,

Wie seine Gäule nicht wissen,
Daß sie werden im Maule gerissen.

Doch ging es auch langsam, ging es doch froh;
Wir rauchten bessern, mein Studio
Schrie mir Homerische Zeilen,
Wie die Helden sich tapfer zerkeilen.

Das Straßenpulver ward Schlachtenstaub,
Rings tobte die Rache um Helenas Raub,
Die Reiter stürzten zur Erde,
Drum schlichen so traurig die Pferde.

Der dampfende Kutscher auf seinem Thron,
Ein rauchender Turm von Ilion;
Nur Helena konnt' ich nicht schauen
Vor Staub, die schönste der Frauen.

Da dacht' ich, sie zu finden geschwind,
An ein vielleicht noch schöneres Kind,
Homerische Klänge versäumend,
Zum seligen Paris mich träumend.

Der arme Jude.

1.

Armer Jude, der du wandeln
Mußt von Dorf zu Dorf hausierend,
Schlecht genährt und bitter frierend,
Allwärts rufend: „Nichts zu handeln?"!

Holt die Seuche Mann und Frauen,
Ziehst du nach auf ihrer Fährte,
Und die Kleider, die sie leerte,
Schleppst du fort, dir darf nicht grauen.

Auf dem Baume krächzt der Rabe,
Hunde zerren dich am Rocke,
Schneegestöber, Flock' an Flocke,
Fleißig wanderst du am Stabe.

Ein Jerusalem papieren
Bauen deine Stammgenossen,
Doch für dich ist es verschlossen,
Wandern mußt du, darben, frieren.

Jene haben's hoch getrieben,
Du verschacherst alte Kleider;
Aber alle seid ihr leider
Ein geknicktes Volk geblieben.

2.

Jud' ist an ein Kreuz gekommen,
Speist am fremden Heiligtume
Auf der Bank ein Stücklein Krume,
Ruhe soll den Gliedern frommen.

Nickend träumt er: seine Väter
Jubeln um das Kreuz im Ringe,
Und er hört die Silberlinge
Klirren Judas, dem Verräter.

Zieht ein Jäger, heimbeflissen,
Doch es schnüffelt noch sein Hündlein
Um den Schläfer, um das Bündlein,
Stiehlt ihm aus der Hand den Bissen.

Zieht des Wegs daher ein Bauer,
Und er rüttelt wach den Armen,
„Schlaf' nicht!" ruft er mit Erbarmen,
„Sonst erfrierst im Winterschauer.

„Leg' wahrhaftig deine Bürde
Hin am Kreuze, samt dem Fluche;
Jude, irres Schäflein, suche
Jesu Christi warme Hürde.

„Jude, wolle dich bekehren!
Dir vom ganzen alten Bunde
Blieb dies Bündlein nur zur Stunde,
Dich zu schützen, dich zu nähren.

„Laß dich taufen und verwandeln;
Mancher tat's, und mit vier Rossen,
Hornklang kommt er nun geschossen,
Der einst umrief: ‚Nichts zu handeln?'

„Nimm mich an zu deinem Paten;
Nebst dem Angebind', dem werten,
— Gott gesegnet's dem Bekehrten —
Labst du dich an Wein und Braten."

Drauf der Jude spricht, der echte:
„Laß' mich nie und nimmer taufen.
Wollt ihr nicht Gewänder kaufen
Für die Dirnen, für die Knechte?

„Mancher trägt das Kreuz am Rücken,
Jude noch im Herzensgrunde,
Schwerer als des Bündels Pfunde;
Wählt euch was von meinen Stücken!"

Doch er sieht den Bauer scheiden,
Und sein Bündel schnürt er wieder,
Müde senkt er drauf sich nieder,
Traurig von des Weges Leiden.

Wieder hat am Kreuz den Armen
Schlaf und froher Traum befallen,
Eine Stimme hört er schallen,
Süß, wie himmlisches Erbarmen:

„Harret, meine Kinder, harret!"
Ruft Messias, näher, näher. —
Wandrer finden den Hebräer
Liegen an dem Kreuz erstarret.

Der kriegslustige Waffenschmied.

Spritze Funken, Säbelklinge,
Werde meinen Hammerschlägen
Hart, geschmeidig, scharf, du Degen,
Daß dich froh der Reiter schwinge!

Schwert, wie dir mein Hammerschwingen
Helle Funken ausgetrieben,
Sollen bald von deinen Hieben
Seelen aus den Leibern springen.

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.

Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner Tat sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben.

Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man seltner mit dem Munde;
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreißt die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Wieder soll in Kampfgewittern
Frische Luft der Wahrheit wehen,
Tote werden auferstehen,
Menschentreter werden zittern.

Der Pechvogel.

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab' ich versäumt;
Die Winde sausen durch die Stoppeln,
Ich möchte meinen Schritt verdoppeln.

Doch sausen sie mir lange gut,
Ich ändre drum nicht meinen Mut,
Und nicht erhitz' ich meine Sohlen,
Um das Versäumte nachzuholen.

Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Drei Wünsche blieben mir versagt,
Doch sei's mit keinem Hauch beklagt;
Das Glück, mir feindlich allerwegen,
Hätt' sie gewendet zu drei Schlägen.

Mich hätt', eh' ich den Ruhm geschmeckt,
Die erste Kugel hingestreckt,
Nachdem mein Söhnlein mir gestorben,
Mein Weib treulos mir 's Bett verdorben.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüten längst verweht,
Der Sommer reift die Felder schon,
Und noch ein Frühlingston?

O Lenz, ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu? —

Beethovens Büste.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düstres Zimmer;
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen[1].

[1] Lenaus Freund Gustav Franck hatte dem Dichter eine Büste Beethovens zum Geschenk gemacht.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker mir des Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keime künft'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch'! noch leiser! dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,

Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten[1],
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Kryſtallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmut
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan[2]! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen;
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Überwundne
Stehn geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch'! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonieen Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen;

[1] Wahrscheinlich denkt Lenau an die sogenannte „Mondschein-Sonate" für Klavier (op. 27, Nr. 2). — [2] Gedacht ist an Beethovens Ouvertüre zu Collins Trauerspiel „Coriolan".

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am Sarge eines Schwermütigen,

der sich selbst den Tod gegeben.

Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen;
Laßt uns in tiefste Schatten
Dies heiße Herz bestatten!

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen;
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen.

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten,

Im Rufe tönt's der Unken,
Von dunkler Schwermut trunken,
Und in den Widerhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahr wohl!" nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durchs Haar dem toten Kinde.

Die Röslein all zerpflücken
Und zu die Äuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen,
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen,
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufstöhnt in seiner Zelle;

Wenn sich die Meereswellen
Auftürmen und zerschellen,
Im Sturm die Möwen zagen,
Erhebt das Lied sein Klagen.

O Möwenschrei und Schwanken!
O menschliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer?! —

Doch sind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Besinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei seinem vollen Klange
Ach, würde uns zu bange,
Wir stünden schmerzlich träumend,
Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen
Und sang es fort beklommen;
Dies Herz hat ausgesungen
Das Lied und ist zersprungen.

Die Drei.

Drei Reiter nach verlorner Schlacht,
Wie reiten sie so sacht, so sacht!

Aus tiefen Wunden quillt das Blut,
Es spürt das Roß die warme Flut.

Vom Sattel tropft das Blut, vom Zaum
Und spült hinunter Staub und Schaum.

Die Rosse schreiten sanft und weich,
Sonst flöss' das Blut zu rasch, zu reich.

Die Reiter reiten dicht gesellt,
Und einer sich am andern hält.

Sie sehn sich traurig ins Gesicht,
Und einer um den andern spricht:

„Mir blüht daheim die schönste Maid,
Drum tut mein früher Tod mir leid." —

„Hab' Haus und Hof und grünen Wald,
Und sterben muß ich hier so bald!" —

„Den Blick hab' ich in Gottes Welt,
Sonst nichts, doch schwer mir 's Sterben fällt."

Und lauernd auf den Todesritt
Ziehn durch die Luft drei Geier mit.

Sie teilen kreischend unter sich:
„Den speisest du, den du, den ich."

Welke Rose.

In einem Buche blätternd, fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinn'rung; bald zerstiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

Der fromme Pilger.

Selig wandelt dort ein Ritter
Durch Jerusalems Gefilde;
Weinend trat er auf den Boden,
Wo einst wallte Jesus Christus,

Und die Lippen senkt er küssend
Auf den Grund, der ihn getragen.
Alles Erdenleids genesen
Fühlt sich hier der fromme Pilger;
Mit der Bürde seiner Sünden
Sind die Lasten seiner Sorgen
Hinter ihm ins Meer versunken. —

Anders rauschen hier die Wasser,
Anders wehen ihm die Lüfte;
Wie erquickend und geheiligt
Sind die Züge seines Odems!
Wunderbar bewegte Hauche
Säuseln durch das Laub der Bäume,
Gleich als hätte hier die Erde
Ihn noch immer nicht vergessen,
Der hier einst geliebt, geduldet
Und am Kreuz für uns gestorben;
Gleich als rauschten holde Mären
Sein Gedächtnis durch die Wipfel,
Frohe Kunden, Festgesänge,
Göttlich leise Traditionen,
Von den Blättern, welk und sinkend,
Zugerauscht den frischen, grünen,
Und von Blüte hin zu Blüte
Fortgehaucht durch all die Zeiten.

Inneres Gericht.

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
Vieler süßen Hoffnungen Vernichter,
Mag auch ihre ganze Sippschaft weinen,
Mußt du einmal in dir selbst erscheinen,
Wenn du noch gewinnen willst den Frieden,
Eh' der Tod den seinen dir beschieden.
Als Gedanke ist der Geist das Licht,
Wärme ist im Herzen er als Liebe;

Was nicht sein, verfalle dem Gericht,
Lust und Schmerz — es sterbe und zerstiebe!

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine,
Brausend jagten schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,
Und ein Bangen dich erfaßte
Um der Rose zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnittest du sie schnell vom Strauche,
Eh' der Sturm sie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Rosen flattern weithin, irre;
Deine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geschirre.

Teilte sie nicht, schnell verglühend,
Lieber solche Frühlingslose?
Schöne Nonne, still verblühend,
O wie gleichst du dieser Rose!

Das Kind geboren, die Mutter tot[1].

Die schöne Mutterliebe hat dem Leben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben,
Vertrauend und mit innigstem Verlangen,
Daß alle Götter huldvoll es empfangen;

[1] Auf den frühen Tod der Gattin des oberösterreichischen Dichters Kaltenbrunner.

Doch als sie weihend will den Segen sprechen
In ihres Herzens heißem Überwallen,
Ließ ihre Hand, vor Freude zitternd, fallen
Den Mutterleib, die Opferschale brechen.

Die Albigenser[1].

Das Aug' der Liebe weiß im Freudensaale
Durchs Tanzgewühl, durch die Gestaltenflucht
Den Liebesblick zu finden, den sie sucht,
Und weidet sich an seinem süßen Strahle.

Mein Auge sieht auf wüsten Degenklingen
Die Feuer sprühend durch die Helme dringen
Und auf den Spitzen fluchbeschwingter Lanzen
Hier, dort verirrte Funken Gottes tanzen.

Zweifelnder Wunsch[2].

Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,
Bist du so schön! — gesenkten Angesichts
Und still, bist du so schön! — was soll ich flehen:
O rede mir!? o sage nichts!?

Drum laß mich zwischen beiden Himmeln schwanken,
Halb schweigend, sprechend halb, beglücke mich
Und flüstre mir, wie heimlich in Gedanken,
Das süße Wort: „Ich liebe dich!"

Die Bauern am Tissastrande[3].

Törichte Freunde des toten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleisen,
Tanzend nach verklungenen Weisen,
Möge dies Märlein euch unterhalten!

*

[1] Offenbar in Erinnerung an die Stimmung des Dichters während der Abfassung der „Albigenser" (vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe) entstanden. — [2] An Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44* ff. dieses Bandes. — [3] Tissa oder Theiß, Fluß in Südungarn.

Warme, lebendige Lüfte wallen
Über dem schönen Magyarenlande;
In den Gebüschen die Nachtigallen
Singen entzückt am Tissastrande.
Fischlein, springend mit stillem Ergetzen,
Holen vom Lenz sich flüchtigen Kuß,
Fürchten sich nicht vor den silbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brausend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand;
Weil es nicht singen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt so laut;
Liebestönen, schmachtend gezogen,
Lauscht des Sprossers glückselige Braut.

Rüstig rudern dort über die Wellen
Lustige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Gesellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen ans Land und eilen zur Schenke;
Weil so laut das heischende Rufen,
Springen die Wirte schon mit dem Getränke
Über die finsteren Kellerstufen.

Um den Eichtisch sitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abschnitt gereicht, in der Runde
Geht das köstliche Weizenbrot,
Und sie führen behaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelrot;
Wischen sich trocken und schieben zur Seite,
Daß er den Speisen den Weg nicht bestreite,
Schnurrbarts buschichten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,
Wandern geschwind in die knöcherne Mühle;
Dort die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Zimbals[1] springen
Über die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle,
Schmetternd schreit Klarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher
Über des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Burschе tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
Als die beliebte „Werbung“[2] erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergeßne Ahnengesänge.
Was, längst Asche, ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
Von den Toten klingt in den Lüften
Freudenvermächtnis den späten Söhnen.
Wie gebannt von den Geistern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;

[1] Primitives Klavierinstrument der Zigeuner. — [2] Populäres ungarisches Lied.

Und der Zigeuner muß ausdauern,
Darf nicht wechſeln noch innehalten.
Alſo tanzen ſie Stund' auf Stunde
Immer zur alten beliebten Weiſe,
Bis die Zigeuner, müd zum Grunde,
Heimlich ſich winken und — ſpielen leiſe.
Doch die Berauſchten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiſer und leiſer, bis zur Erſterbung
Hallt und verhallt die luſtige „Werbung";
Baß und Flöte, Zimbal und Geigen
Haben ſich ſtille hinaus verloren;
Doch der Muſik und des Weines Toren
Hören ſie immer noch, ſpringen den Reigen,
Springen ihn, bis der Sonnenſchein
Strahlend bricht durch die Fenſter herein
Und der Wirt rings „Guten Tag!"
Wünſcht mit kräftigem Schulterſchlag. —
Weithin das lachende Märlein fliegt
Von den Toren, die immer noch ſprangen,
Während ſchon längſt, erſchöpft und verſiegt,
Ihre Muſik war heimgegangen.

Waldlieder.

I.

Am Kirchhof dort bin ich gestanden,
Wo unten still das Rätsel modert
Und auf in Grabesrosen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmlisch duldender Gebärde
Vom Kreuz das höchste Bild der Erde;
Ein Vogel drauf sang seine Lieder.

Doch kaum daß sie geklungen hatten,
Flog scheu zum Wald zurück der Wilde;
Ich sang, wie er, ein Lied dem Bilde
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich gesucht für Leiden,
Die du mir gabst zum herben Segen.

In deinen Waldesfinsternissen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband gerissen.

II.

Die Vögel fliehn geschwind
Zum Nest im Wetterhauche,
Doch schleudert sie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Hast
Ist ins Gebüsch verkrochen;
Manch grünend frischer Ast
Stürzt nieder, sturmgebrochen.

Das Heer der Wolken schweift
Mit roten Blitzesfahnen;
Aufspielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, sonst so mild,
Ist außer sich geraten,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüstend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgestein
Der Himmel sich zerschmettern.

Der Regen braust; nun schwand
Das Tal in seiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härtet sich der Wille.

III.

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Träne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Tränen rollen.

IV.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schoß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahndungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.

Im Herzen wird es helle,
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

Tautropfen auf den Spitzen
Der dunklen Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend;
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

V.

Wie Merlin[1]
Möcht' ich durch die Wälder ziehn;

[1] Gestalt des altbritischen Sagenkreises; Lenau hat offenbar die Fassung im Auge, in der Giraldus Cambrensis (um 1180) von Merlin berichtet: Der Barde Merddin ab Morvryn ficht unter König Artur gegen die Sachsen, flieht aber, vom Wahnsinn ergriffen, nach der Schlacht von Celidon in den Wald und verweilt darin prophezeiend bis zu seinem Tode.

Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Voll Gewitterlust
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm bespülen
Seine nackte Brust.

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen.

Flattern läßt sein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es sprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu salben;
Die Natur, die offenbare,
Traulich sich mit ihm verschwisternd,
Tränkt sein Herz, wenn Blitze knisternd
Küssen seine schwarzen Haare. — —

Das Gewitter ist vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefsten Gründe
Ist der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh' verstünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die schwanksten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken

Wie bezaubert, stille steht.
Still die Götter zu beschleichen
Und die ewigen Gesetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einsam sinnend,
Zwischen ihre Zweige spinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauscht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm ans Ohr ein Zauberhorn.
Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel schlummern auf den Ästen
Nach des Tages Liebesfesten,
Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
Lauschend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Brustgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieder.
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

VI.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne schmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,

Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

VII.

Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter,
Alles schweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüte mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom sommerlichen Getöne,
Eingeschlafen vielleicht im Schoß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauschte die muntre Quelle;
Still versiegend ist in die Luft zergangen
All ihr frisches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einst ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauschen,
Ich vermisse den Bach, wie liebe Grüße,
Die sonst fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles still, einschläfernd, des dichten Mooses
Sanft nachgiebige Schwellung ist so ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beschleichen,
Mir die Schlüssel zu meinen Schätzen stehlen
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergessend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinnre.
Preisen will ich den Schlummer, bis er leise
Naht in diesem Dunkel und mir das Aug' schließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,

Rasch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wundertätiger Freund, Erlöser des Herzens!
Rings umstellt und bewacht am hellen Tage
Ist das Herz in der Brust und unzugänglich
Für die leiseren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Liktoren[1],
Schreckend und verscheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauscht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Gesang der Urwelt, Sehnsucht weckend,
Daß ich süß erschüttert erwacht' in Tränen
Und noch lange hörte den Ruf der Heimat;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodischer Freund, woher die Flöte?
Ist sie ein Ast des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Syringe[2]?

VIII.

Abend ist's, die Wipfel wallen;
Zitternd schon im Purpurscheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe schallen.

Kosend schlüpfen durch die Äste
Muntre Vöglein, andre singen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe ist das Beste.

Wo die frischen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beschließen.

[1] Bewaffnete Begleiter der hohen römischen Staatsbeamten. — [2] Hirtenpfeife der Alten, bestand aus mehreren mit Wachs aneinander geklebten Pfeifen.

Wie ins dunkle Dickicht schweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich scheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet,

Wie vor Nacht zur Flut sich neigen
Dort des Waldes durst'ge Sänger;
Gern dann schlaf' ich, tiefer, länger
Als die Vöglein in den Zweigen.

IX.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben;
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln!
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen stets, die müden.

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlich-still vergnügtes Tauschen.

[Nachlaß.]

Protest.

Wenn ich verachte heimliches Verschwören,
Und wenn ich hasse Meuchelmörderhand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören,

Reih' ich das Königstum den Himmelsgaben,
Verlaßner Völker Vaterhaus und Hort.
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort,
Was jetzt und hier an Königen wir haben!

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Übermut,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder!

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Des Teufels Lied vom Aristokraten.

Ich lobe den Aristokraten;
Hat er des Adels rechte Völle,
Ist er vorweg schon halb geraten
Und zugerichtet für die Hölle.

Wer besser schon sich dünkt und echter,
Bloß weil er lebt, als ganze Scharen,
Der wird gewiß zur Grube schlechter
Als all die Tausend niederfahren.

Was schützen mag die Niedern, Rohen
Vor meiner Finger scharfen Griffen:
Natur und Liebe — wird dem Hohen
Schon in der Kindheit abgeschliffen.

Geschieden von der schlechten Rotte
Des Volkes sitzt der Edelreine
In seiner lieben Ahnengrotte
So kühl, erhaben und alleine.

Vorüber braust an seinem Saale
Das Volk mit Not- und Dampfgewerben,
Sie schwingen ihm die Festpokale,
Man lebt und eilt, für ihn zu sterben.

Doch Ruh' ist in des Edlen Kammer,
Daß er die Lebensmüh' nicht spüre,
Und jeden Seufzer muß der Jammer
Verschlucken still vor seiner Türe.

O köstlich ist die stille Schonung,
Denn deutlich hört's der Mann der Gnaden,
Wenn süß ertönt um seine Wohnung
Die Luft von meinen Serenaden.

Er setzt in Noten sich mein Ständchen,
Bewundernd singen es die Schranzen,
Und morgen muß allwärts im Ländchen
Das Volk nach meinem Liede tanzen.

Das Gespenst.

Dies war einmal ein Edelhaus,
Nun ist es trauriglich zerfallen,
Es schneit und regnet in die Hallen,
Nur Räuber gehn dort ein und aus.

Der Sohn einst mit dem Vater stritt,
Wer auf der Jagd die Ent' erschossen;
Da ist des Alten Blut geflossen,
Der wilde Sohn zum Teufel ritt.

Weib, Knecht und Dirne flohn den Ort,
Hat keins das Blut nur aufgescheuert;
Nun heißt's: bei Nacht auf Enten steuert
Des Alten Geist durchs Fenster dort.

Der Hirte sieht im Mondschein hell
Von fern das Hemd des Geistes flattern,
Hört in der Luft die Enten schnattern,
Den Schuß — und kriecht ins Lämmerfell.

Er staunte jüngst in dunkler Nacht,
Wie Lichter im Gemäuer brannten,
Den wirren Lärm von Musikanten
Der Heidewind ihm zugebracht.

Hei! lustig klang's im alten Nest
Von Schmaus und Saus, Zigeunergeigen;
Die Räuber tanzen tollen Reigen,
Der Hauptmann hält sein Hochzeitfest.

Doch leuchtet nicht am Firmament
Dem Räubersmann und seinem Schatze
Der Brautnacht Mond, des Pfaffen Glatze;
Die Lust vereint, der Scherge trennt.

Ein Räuber spukt im Haus umher,
Den toten alten Grafen spielend,
Im weißen Hemd, auf Enten zielend,
Durchs Fenster feuernd sein Gewehr.

Den Hirten lockt es Schritt um Schritt,
Er spürt beherzt in diesen Tönen
Das warme Blut von Erdensöhnen;
Er trinkt und tanzt und jubelt mit.

Des alten Edelmannes Geist
Spielt nun der Hirte gern vor allen,
Er läßt die Entenflinte knallen,
Sein weites Hemd im Monde gleißt.

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finstrer Adelsbräuche;

Nun dient er als Pandurenscheuche
Den Räubern noch zu gutem Nutz.

Zuruf.

Die Keuschen, Sittigstrengen, Tugendfrommen
Sind lahm und lau, wenn's gilt, den Strauß zu fechten,
Wenn ihr Panier ins Blutgedräng' gekommen;
Doch Helden sind die sogenannten Schlechten.

Der Fromme mit dem steifen Gottvertrauen
Verwächst und seine Klinge mit der Scheide:
„Der starke Gott wird selber durch sich hauen,
Er will es, daß sein Knecht hienieden leide.

„Laßt nur die Taumler ins Verderben rennen;
Ihr seht sie heut frohlocken, morgen modern:
Wie Branntweintrunkne schmählich selbstverbrennen,
Muß jede Schuld in ihrem Rausch verlodern."

Doch solchem Ruf gebührt zur Antwort solches:
O feige Gottesknechtschaft! Kettenhunde!
Ein stumpfes Amen statt des scharfen Dolches?
Spürt euer kalter Brand nicht mehr die Wunde?

Der Römler wird am Sakrament nicht irre,
Wenn sündhaft lebt der Priester der Gemeine,
Weil Gnade nicht gerinnt im Schmutzgeschirre;
Die Hostie schmutzt ja nicht, die ewig reine!

O lernt vom Römler Weisheit, fromme Zager!
Ist mancher Streiter auch nicht rein des Schmutzes,
Ist rein doch das Panier im Freiheitslager
Und wahr das Herz des ungeschlachten Trutzes.

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen;
Trat mancher drauf mit unversehnem Tritte
Und schrie entsetzt; kann das melodisch klingen?

Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frißt und saugt Gehirne trocken,

Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!
Und Dolche nach, die Menschheit zu erlösen!
Kein blutend Herz dem Untier mehr zur Atzung!
Messias' Zorn! o komm, erschlag den Bösen!

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren;
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöten,
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias, daß du diesmal kommst zu töten.

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften;
Sie krankt vom Opium in deinem Grale.

Darum ans Kreuz dir jetzt die Knaben rücken,
Sie klettern drauf, um deine Dornenkrone
Wie 's Vogelnest im Lenz vom Baum zu pflücken;
Und wer das Kreuz verehrt, verfällt dem Hohne.

Drum Männer scharf dein Kreuz beschossen haben
Mit eisigen Verstandes Hagelwettern;
Und Grübler nach des Kreuzes Wurzel graben,
Daß sie es schier umwerfen, schier zerschmettern.

Die Frivolen[1].

Die Zeit ist hin, wo vor den Banngewittern
Des Glaubens noch ein Bube mußte zittern.

Dahin sind auch die Tage, wo der Flug
Der Meisterkraft die Stümper niederschlug.

Der Geist hat auch sein gutes Recht verloren,
Sein altes Machtwort übers Volk der Toren.

Wie einen Lappen, aufgehängt im Winde,
Durchbohrt kein Kugelschuß auch dies Gesinde.

[1] Wahrscheinlich meint Lenau die Schriftsteller des „Jungen Deutschlands", insbesondere Heine.

Sie flüchten, wenn der Ernst sie je befiel,
Ins Fleisch, in ihr verwesliches Asyl.

So durch und durch verdorben ist die Bande,
Daß sich der Blitz befleckt mit ihrer Schande.

Der Bube läßt aufgären mit Gekreische
Der niedern Leidenschaften trübe Maische[1];

Was als ihr Heiligstes die Menschheit kennt,
Er wirft's in seinen Kübel als Ferment;

Wenn er die Blase schaut in seinem Schaume,
Scheint sie Weltkugel seinem Dünkeltraume.

Die Kunst ist eine derbe Magd geworden,
Verpöbelt in der Frone schlechter Horden.

Sie schleppt das Holz, daß zündend sie bediene
Der Lüste lustig prasselnde Kamine.

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallstränenflut ihn voll zu pumpen.

Im Stalle waltet sie, den Freudenfesten
Der Taumelnden das Vieh heranzumästen.

Sie schreitet ihnen vor, aus ihren Wegen
Wie dürres Laub die Sitte fortzufegen.

Ich las einmal in einem fränk'schen Blatte,
Daß eine Metze einen Liebsten hatte.

Der Liebste war ein armer, armer Ritter,
Dachlos, brotlos, kleidlos, es drückt' ihn bitter.

Denn, ach! er hatte nicht um sich geschlagen
Den Bettlermantel, den die Schwaben tragen,

Das Notgewändlein, das im Neckartal
Die Patria, Religion, Moral,

Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüfte breiten.

[1] Die ungegorene und noch nicht destillierte Flüssigkeit bei der Gewinnung von Bier und Spiritus.

Schon war der Arme fast in Not verkommen,
Da hat die Metze sein sich angenommen.
So manchem Jüngling war die Dirne schädlich,
Nur mit dem einen meinte sie es redlich.
Was mit der Sünde sie gewann, der feilen,
Sie bracht' es heim, es treu mit ihm zu teilen.
Behaglich nahm es an der faule Schuft,
Wie sie entehrt zueilte ihrer Gruft.
Und als ich von der Dirne las die Kunde,
Dacht' ich der Kunst und wie sie geht zugrunde.
Kein Bannesblitz kann solche Frevler schrecken,
Kein Geistesdonner sie zum Geiste wecken.
Für solcher Seelen schmähliche Umnachtung
Ist nur der Bann geblieben der Verachtung.

Schade!

Schade, daß des Kreuzes Zeichen,
Das auf Golgatha gestanden
Zur Erlösung aus den Banden,
Nun dem Zensor dient zum Streichen!
Das Symbol ward uns verkehrt,
Höhnend steht es da und lehrt,
Daß wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

Unberufen.

Nicht ein jeder wagt zu richten
Meister, so in Farben dichten,
Noch des Meisters Flug in Tönen
Schnell zu tadeln, flink zu krönen;
Denn mit Farben und Gestalten
Weiß der Laie nicht zu schalten,
Und im Kontrapunkt zu reden
Ist nicht Sache eines jeden.
Doch des Worts ist, so und so,

Wer nicht stumm, ein jeder froh.
Darum wer in Worten dichtet,
Wird vom ganzen Troß gerichtet;
Jeder weiß von ihm zu schwatzen;
Launisch greifen ihm, heut schmückend,
An die Stirne, morgen pflückend,
Alle ungeweihten Tatzen.
Dieser Pöbel faßt es nie,
Daß er über Poesie,
Als die höchste Kunst von allen,
Hat kein Urteil hinzulallen.
Eben weil ihm ihre Zeichen
Altvertraut sind, dünkt ihm alt
Und vertraut auch ihr Gehalt,
Und er wird ihn nie erreichen;
Ewig schließt für ihn die Pforte;
Weil er im bekannten Worte
Nur sein täglich Brot erkennt,
Ist's für ihn kein Sakrament.

Ein offner Wald.

Ein offner Wald am Straßensaume
Ist dein Gedicht, du mußt's ertragen,
Reibt sich an seinem schönsten Baume
Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Trutz euch!

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!
Ich komme wieder und wieder,
Und meine steigenden Lieder
Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Ein Rezensent.

Ich las in seinem Buche viel Frivoles,
Scheinbar Verständiges und witzig Hohles,

Ich sah ihn seine Richtermiene schneiden,
Ich sah ihn führen spitzige Lanzetten,
Mit ekler Lust Skandale auszuweiden,
Heliogabaläisch[1] Formen kneten.
Ich sah ihn Unrat sammeln in Retorten,
Er sublimierte ihn zu scharfen Witzen;
Am Boden blieb nach schnell verdampften Worten
Als caput mortuum[2] die Ehre sitzen.

Einem Dichter.

In diesen Herzen wogt die Liebe,
In jenen drüben kocht die Galle;
Dein Feuer brachte sie doch alle
In Wallung; gut, wenn es so bliebe!
Doch gehst entgegen du dem Leide,
Wo alles still wird um dich sein,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufspielen wirst auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Daß er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Gebildete Sprache.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?
Schiller[3].

Wie das Schlachtroß proprio Marte[4]
Plötzlich tanzt und feurig springt,

[1] Heliogabalus, 218—222 n. Chr. als Marcus Aurelius Antoninus römischer Kaiser, lebte in den sinnlosesten Schwelgereien und gemeinsten Ausschweifungen. Er war vor seiner Erhebung Oberpriester des Sonnengottes Heliogabalus zu Emesa in Syrien, gab sich als Kaiser als den Sohn des Gottes aus und pflegte in Rom hauptsächlich dessen Kult. — Die Beziehung des Gedichtes steht nicht fest. — [2] Die alten Chemiker nannten so den trockenen Rückstand von der Erhitzung namentlich mineralischer Produkte in Destillationsgefäßen. — [3] „Dilettant"; Nr. 51 der „Votivtafeln". — [4] Soviel wie „von selbst; ohne besonders angetrieben werden zu müssen".

Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davoneilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih' und Glied
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirrtem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Der Rekrut.

Wehe, wehe dem Rekruten!
Jämmerliche Weltstatuten!
Wenig Schlaf auf hartem Kissen,
Wasser nur auf karge Bissen,
In so schönen Frühlingstagen
Mörderische Waffen tragen,
Ohne Lust und Liebe springen,
Wie des Drillmanns Worte klingen,
Über Hecken, Bach und Graben,
Schreiten, trippeln, schwenken, traben,
Stillstehn plötzlich ohne Ruck;
Und an mir vorbei mit allem Guten
Rauscht das Leben, wie des Stromes Fluten
Dort am Brücken-Nepomuk.

Der Küraß.

„Wollt Ihr nicht einen Küraß kaufen,
Herr Husar! mein Herr Husar?
's ist doch besser im Küraß raufen,
Als im schleißigen Tuch, nicht wahr?"

Lacht der Husar dem Judengauche:
„Hast du den Hafendeckel[1] gebracht,

[1] Hafen, süddeutsches Wort für „Topf, Gefäß".

Daß die Seele mir nicht ausrauche,
Wenn sie mir kocht im Feuer der Schlacht?"

„Kauft den Küraß! wie wär's doch schade
Um den schönen gewichsten Bart,
Wenn er um eine schlechte Parade
Noch so schwarz schon würde verscharrt!"

„Jude, kennst du Husarenhiebe?
Säbel und Schild und Küraß zugleich
Führt meine Faust; Jud', schiebe dich, schiebe,
Sonst verkostest du meinen Streich."

Und der Husar den blanken Säbel
Kreuzend und kreisend ums Haupt sich schwingt,
Daß es wie ein eiserner Nebel
Vor den Augen des Juden springt.

„Bravo, Husar! Doch besser ist besser;
Kauft den Küraß, helft Euch und mir.
Seht, dort reiten drei Eisenfresser,
Weh', drei Feinde! bald sind sie hier."

„Ei, so komm", so ruft der Magyare,
„Will dir helfen, du armer Tropf!"
Und er packt ihn an seinem Talare,
Setzt ihn vor sich auf den Sattelknopf.

„O du ärmster Jude auf Erden!
Ich bin hinten, und du bist vorn;
Du mußt selber mein Küraß werden!"
Und er gibt dem Rosse die Sporn.

Wild verzweifelnd schreit der Hebräer,
Doch der Husar hält fest; hu! hu!
Reitet näher und näher und näher
Auf die drei feindlichen Reiter zu.

Hält den Juden mit seiner Linken,
Mit der Rechten führt er das Schwert,
Und die drei Reiter vom Rosse sinken,
Und der Jude blieb unversehrt.

Sanft hinab vom schäumenden Hengste
Setzt den Juden jetzt der Husar,
Für die Gefahren und Todesängste
Reicht er den Beutel voll Goldes ihm dar.

„Keinen Küraß mehr dem Husaren!"
Ruft der Husar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren,
Zählt der Jud' die Dukaten schon.

Die Rache.

Der dunklen Wolken letzte schwand
Hinab am glatten Meeresrand,
Um Schatten fernem Land zu schenken
Und mit Gewittern es zu tränken.
Hier regt kein Hauch das durst'ge Laub,
Und ruhig liegt der feinste Staub;
Die Sommerluft ist schwül und matt,
Und auf der Wasserfläche glatt
Mag sicher hin die Spinne schreiten,
Sie kann in keine Furche gleiten;
Die Möwen taumeln träg und schlagen
Die schlaffe Luft mit Unbehagen.

Matrosen baden dort und singen,
Um Leben in die Luft zu bringen;
Denn ist der Seemann müßig auch,
Er liebt des Windes frischen Hauch.
Auf seinen Fahrten lernt' er hassen
Das stille Meer, vom Wind verlassen
Sie singen froh ein irisch Lied,
Wie dem Matrosen wohlgeschieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh' vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht,
Die Fiedel . . . weh'! ein banger Schrei!
Den einen biß ein Hai entzwei.
Dem Kameraden, der's erblickt,
Hat Schreck und Wut das Herz durchzückt.

Doch hat er schnell sich aufgemannt,
Sein Schreck ist in der Wut verbrannt,
Er springt ans Land und holt sein Messer
Und stürzt zur Rache ins Gewässer;
Die andern starren vom Gestade
Ihm nach und flehen Gott um Gnade.

„Wo bist? komm an!" — er taucht und dreht
Die Augen rings und schwimmt und späht
Und sucht den grimmen Feind verwegen.
Da schießt das Untier ihm entgegen,
Weit gähnt ihm zu der Rachenriß
Und fletscht nach ihm das Mordgebiß.
Doch denkt er nicht der eignen Sache,
Nur Rache seinem Toten, Rache.
Tief in des Meeres Einsamkeit
Und Dämmerung beginnt der Streit,
Wild, atemlos, still; wer bezwungen,
Wird stiller nicht, als er gerungen;
Der Dolch, die Zähne sind gezückt,
Das Auge nah dem Auge rückt.

Am Strande stehn die andern harrend,
Bang nach dem Ausgang niederstarrend.
Wohl manchen mahnt's: o spring hinein,
Laß deinen Bruder nicht allein!
Doch Schrecken hemmt die kühne Tat
Und raunt ihm zu: es ist zu spat!
Da sehn sie rot das Meer sich färben,
Stets röter quillt's. — Wer mußte sterben?

Der Hai tat einen Schuß und Schnapp,
Doch am Gebiß vorüber knapp
Ist ihm der kühne Held geschwommen
Und sucht bauchunter ihm zu kommen;
Er weicht und schießt und taucht hinab
Dicht unter seines Bruders Grab,
Bohrt ein den Dolch bis an die Haft
Und zieht den Schnitt mit Lust und Kraft.

Gestachelt von des Schmerzes Feuer,
Wälzt seinen Leib das Ungeheuer
Und wendet ihn, den wütend jachen[1];
Dem Tapfern droht der offne Rachen,
Darin vor grimmigem Erbittern
Und Mordbegier die Zähne zittern;
Der Mann entglitt zum zweitenmal,
Und mordend wühlt der scharfe Stahl.
Der Hai an ihm vorübersinkt,
Doch aus dem Schlund die Wut noch blinkt;
Wie sterbend ihn das Auge mißt
Des Hais, der Seemann nie vergißt.

Er schwingt sich auf nach Luft und Licht,
Erschöpft sein Leib zusammenbricht;
Das Hurra jauchzt, das Siegsgeschrei:
Der starke Held bezwang den Hai! —
Da wirft sich der verwegne Fechter
Ermüdet in den Ufersand
Und schlägt ein helles Lustgelächter,
Daß er das Untier überwand.

Der Unhold.

Lächelnd lehnt er am Weidenstumpen,
Zwerghaft, bucklig, uralt, in Lumpen.
Seine abendbesonnte Herde
Freut sich brüllend der üppigen Erde.
Schauen sonst Tiere mit dunklem Leid
Menschengestalt: hier sonder Neid
Blicken die wohlgewachsenen Rinder
Auf das unschönste der Menschenkinder;
Neidlos, auch ohne Furcht und Grauen,
Mag die Herde den Hirten beschauen;
Haben auch Rinder Phantasie,
Ist sie doch so gewaltig nie,

[1] Der sich in der Wut ungestüm bewegt.

Nie von also plastischer Schärfe,
Daß in des buckligen Unholds Nähe
Sich die trächtige Kuh versehe,
Kalbend ein Dromedarlein werfe.

Die bezaubernde Stelle.

Liebende, die weinend mußten scheiden, —
Wenn nach heißer Sehnsucht langen Leiden
Sie ans Herz sich endlich dürften pressen,
Würden sich zu küssen hier vergessen.

Der stille See.

Die Felsen rings bewahren den stillen dunkeln See,
Und auf den Gipfeln schimmert der zarte Sommerschnee.
Der stille See getreulich läßt jedes Blatt erscheinen;
Die Treue ist zu schauen im Friedlichen und Reinen.

In einer Schlucht.

1.

Gewaltig tobt der Wind und beugt
Den Wildbusch, sausend in der Schlucht;
Der Bach beschleunigt seine Flucht,
Von Regenwolken großgesäugt.

Nach Süden eilt hinab der Bach,
Nach Norden spritzt ihn das Geschnaub,
Und unstet irrt das dürre Laub
Dem Wasser und dem Winde nach.

Nun gilt des Herbstes Sterbgebot;
Doch unglückselig ist das Tal,
Daß hin der holde Sommerstrahl,
Und alles grollt und schmäht den Tod.

Mit schwerem Kampf das Leben bricht;
Der Baum, der Busch, so todesmatt,
Hält seufzend fest am letzten Blatt;
Wie gut der Tod, sie glauben's nicht.

2.

Was klingelt zum Gebüsch heraus?
Ein Knabe vor das Glöcklein schwingt,
Das Sakrament ein Priester bringt
Wohl dort in jenes Köhlerhaus.

Ei! seltsam ist des Manns Geleit:
Voran ihm schellt der Ministrant;
Die Glock' am Hals, kommt nachgerannt
Ihm eine Geiß, die mäckernd schreit.

Was will die Geiß vom Priester nur?
Sie schreit ihn spöttisch kläglich an,
Als riefe sie: „Gib, frommer Mann,
Die Letzte Ölung der Natur!"

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht.

Durch einen schmalen Felsenritz
Siehst du am Himmel Nacht und Blitz.

Am Klippenrand der karge Strauch
Ist wildbewegt vom Wetterhauch.

Gebrochen zuckt herein der Strahl,
Ein Feuersplitter, dir ins Tal.

Wie weit Gewitter füllt die Luft,
Kannst du nicht schaun in deiner Kluft;

Doch wechseln hörst du Donnerstimmen,
Bald ferne dort, bald nah' ergrimmen.

Nun folgt in langer Pause nach,
Spät eingedenk, dem Blitz der Krach,

Dem Wandrer in der Schlucht zu künden,
Wie weithin Wetter sich verbünden.

Ein Heimatbruder!

Der Wandrer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Tier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und tot der Menschenlaut,

Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie jauchzt sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimatlichen Bruder fand!

Nie zurück!

Als der Cherub aus dem Paradies
Ihn und seine Klagen streng verwies,
Weinte Adam noch am Gartensaume
Still zurück nach seinem schönen Traume.

Und durch einen weichen Morgenwind
Sandten Rosen ihm erbarmungslind
Duftend ihre süßen Scheideküsse,
Paradiesesvögel letzte Grüße.

Wie er trauernd an der Grenze stand,
Wie er tief das „Nie zurück!" empfand! —
Mich durchdrangen alle seine Leiden,
Als ich mußt' auf immer von dir scheiden.

Mir auch ward zum milden Scheidegruß
Deiner Lippenrosen noch ein Kuß,
Und wie Edens Vögel ihn umsungen,
Kam dein Lebewohl mir nachgeklungen.

Der Fingerhut[1].

Hast du noch immer nicht gefunden den unschätzbaren Fingerhut,
Um den du plötzlich aufgesprungen und meinen Armen dich entrungen?
Ich ließ dich fahren mit verbißner, doch wahrlich nicht geringer Wut.
Wär' ich ein Forscher, sprach' ich trocken: „Indes du 's Hütlein suchst erschrocken,
Such' ich, worauf das Herz des Weibes, das wandelbare Ding, beruht."

[1] Bezieht sich auf ein Erlebnis mit Sophie Löwenthal.

Wär' ich ein Schwärmer, rief' ich fluchend: „O wär' ich doch,
den Rhein besuchend,
Ertrunken in den tiefsten Wirbeln der weitberufnen Bingerflut!"
Als Egoist da würd' ich sprechen: „Das Hütlein schützt sie vor
dem Stechen;
Ich will's mit meinem Herzen halten, wie sie mit ihrem Finger
tut.
Ich leg' ans Herz, daß sie's nicht raube, mir eine Sturm- und
Pickelhaube;
Das ist für ihre Liebesblicke, die scharfen Herzdurchdringer, gut."
Doch bin ich keins davon und sage: „Such' überall herum und
frage:
Kannst doch das Meer nicht meiner Liebe ausschöpfen mit dem
Fingerhut,
Hat die Romantik deiner Liebe auch Platz in einem Fingerhut."

Einklang[1].

Um Mitternacht entstand dies Lied;
Zwölfmal erklang das Glockenerz,
Als mir ein schöner Tag verschied,
Und zwölfmal Antwort gab mein Herz
Im dumpfen Strophensang
Dem dumpfen Glockenklang.

Ein Epigramm.

Das Schwert zu führen, die verschanzten Sitze
Des starken Feinds mit Pfeilen zu beschießen,
An seinem Fluch zu messen seine Wunde,
Ist meine Lust; und heut in müß'ger Stunde
Freut mich's, an Epigrammes Nadelspitze
Zum Spaß dich Eintagsfliege aufzuspießen.
Dank' mir's; so wirst du doch nicht gleich vergessen,
Nicht von der nächsten Spinne aufgefressen.

[1] Motto zum Gedicht „Der traurige Mönch" (vgl. S. 196 und die zugehörige Anmerkung am Schlusse dieses Bandes).

In der Neujahrsnacht 1839—1840.

Fahr wohl, fahr hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust, nur laß nicht liegen mir die Leiden!

O könnt' ich hinter dir die Pforte schließen, — hören,
Wie deine Tritte sich in stiller Nacht verlören,

Jetzt nah und schon so fern, wie auf der Flucht ein Reiter,
Daß mein Gedächtnis, müd, nicht folgen könnte weiter,

Wie einem Reitersmann des Weges noch ein Stücke
Nachbellend folgt der Hund und still dann kehrt zurücke!

Doch ist dies eitler Wahn; des Weges nimmer müde,
Folgt deinen Spuren nach, wohl bis er stirbt, mein Rüde.

Fahr hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.

Die andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
Daß ich, was andern frommt, nicht mir auch ließe frommen.

Was gilt mein Körnlein Schmerz, was gilt mein Lüftchen Klage,
O scheidend Jahr, wenn ich den letzten Gruß dir sage?

Doch läßt mein Herz auch nur vom Weltgeschick sich führen,
Kann mich dein Scheiden nicht zu Dankestränen rühren.

Zwar hieß dein wahres Wort manch Lügenbild erblassen,
Doch war dein Lieben matt, doch war zu kühl dein Hassen.

Zwar hast du unserm Heil den Weg gebahnt von Eisen[1];
Doch eisern mochte nicht dein Wille sich erweisen.

Noch fährt der Nachtgeist fort zu siegen und zu schrecken,
Auf neuen Feldern stets sein Lager abzustecken.

Eins sei gebeten, Jahr: was du getan, gesonnen,
Verlaufe nicht im Sand wie Wein zerschlagner Tonnen.

Wenn die Ablöse kommt, das Neue Jahr von Osten,
Und nimmt an deiner Statt den Erdenwacheposten,

So murmle nicht zu dumpf die geltende Parole
In den bereiften Bart, daß sie der Wind nicht hole;

[1] Der Dichter denkt an den Bau der ersten Eisenbahnen.

Damit dein Nachmann fein einhellig sich gebare,
In deinem Segensspruch nicht fluchend weiter fahre

Und nicht, wo du geflucht, ins Knie anbetend sinke
Und nicht, was du verscheucht, zurück liebkosend winke;

Und wo du Funken warfst, die glücklich schon gezündet,
Wo schon der Rauch für bald den Flammenschlag verkündet,

Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasserschlauche!

Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl[1].

Prolog,

gesprochen in Wien am 17. April 1843.

Schnell ist die Tat dem Aug' des Tags entschwunden,
Doch ist sie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber sie gebunden,
Gefesselt von dem Auge der Geschichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieses ernsten Auges Zornesgluten
Ist das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward gesponnen.
Gesegnet und gefeiert sei der Mann,
Der frei in dieses Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menschheit ihn bekränzet.

Napoleon stand auf den Marchfeldsflächen[2]
Mit seinen Heldenscharen, Heeresmeistern,
Umrauscht, umflammt von allen Siegesgeistern
Und fest entschlossen, Deutschlands Herz zu brechen.

---

[1] Bruder Kaiser Franz' II. (I.), geb. 5. September 1771, gest. 30. April 1847, der bedeutendste österreichische Heerführer in den Napoleonischen Kriegen, erfocht seine ersten Siege unter dem Prinzen Josias von Koburg gegen die Franzosen unter Dumouriez bei Albenhoven und Neerwinden am 1. und 18. März 1793. — [2] In der Schlacht bei Aspern auf dem Marchfelde bei Wien wurde Napoleon von Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai 1809 zum erstenmal geschlagen.

Wie bebte dieses Herz vor seinem Tritte,
Das Völkerband vor seinem Todesschnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieser Erde;
Mehr als des Rechts altheiliger Bestand
Galt seines Munds ein Hauch, sein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Gebärde.
Vom Königszittern schwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderlust ergriff die Kronen,
Wie Vögel im Spätjahr der Reisezug,
Als er die alte Welt in Trümmer schlug.

„Bald stürzt vor mir und meinem starken Heer
Der Leopard Britannias ins Meer;
Der Briten Stolz verwandle ich in Gram
Und ihren Taumelkelch zur Tränenurne.
Hispania liegt zu meinen Füßen zahm[1]
Und wischt den Schlachtenstaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare.
Auf Lisbons Zinnen setz' ich meine Aare,
Und Deutschland!" — Halt! bei Aspern mußt du fragen,
Wie deutsche Herzen, deutsche Schwerter schlagen.
Dort zeigt sich's bald in blutigen Gewittern,
Ob du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort steht ein Fürst, ein gottgeadelt echter,
Wie selten ihn gezeugt die Hochgeschlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands ist sein geweihtes Herz.
Er ist an Heldenkraft selbst dir gemessen;
Doch eines schmückt ihn schön, was dir gebricht:
In seinem Herzen brennt der Liebe Licht,
Und nie hat er der Menschlichkeit vergessen.

Napoleon stand auf dem Marchfeldboden,
Für sich die Welt gewaltig umzuroden.
Schon lag erobert Wien zu seinen Gnaden[2],

[1] Die Franzosen hatten gerade Anfang 1809 mehrere Erfolge in Spanien errungen und befanden sich damals im Vordringen. — [2] Am 13. Mai 1809 waren die Franzosen in Wien eingerückt und versuchten nun, von da aus vordringend, die Donau zu überschreiten. Diesem Vorhaben stellte sich Erzherzog Karl bei Aspern entgegen.

Mit Herzensangst, mit Schmach und Not beladen.
Geharnischt ritten durch die bange Stadt
Napoleons erlesne Kürassiere;
Die Erde bebte vom Gestampf der Tiere,
Der Schrecken sah an ihnen sich nicht satt.
Sie ritten, stolz auf sich und ihren Herrn
Und gern beglänzt vom deutschen Sonnenstrahle,
Furchtbar dahin in blanker Eisenschale,
Des Kaiserheeres tödlich bittrer Kern.

Und als sie kamen auf das Feld der Schlacht
Und bodenschütternd sprengten an mit Macht,
Da stemmten Östreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert sich dem Reiterheer;
Sie standen still, geschultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, als wie zum Hohne.
Der Reiterschock auch plötzlich stille stand,
Erstaunt, als zweifelten sie scheu und bange,
Ob nicht in dieser starren Männerwand
Ein furchtlos Geisterheer sie kalt empfange.

Doch sollten sie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig diese Scharen;
Denn „Feuer!" schallt's und Salvendonner schmettern,
Und rasselnd stürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin schütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieser großen Stunde.
Und Karl erscheint an jedem heißen Ort,
Wo er die Seinen sieht im Streite wanken,
Im wildesten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken;
Die Fahne schwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er sie und trägt sie selbst zum Kampfe.

Wie hat er stets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen seiner Krieger zu entflammen!
Da raffte mancher letzte Kraft zusammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.

Heiß war der Kampf um jenes Dorf[1] entglommen;
Zehnmal gestürmt, verloren und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den besten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
In Rauch und Blut schien sich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Rast zum Laden,
Im Qualme blitzt der Schüsse roter Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
Kolonnen stürzen zwischen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen seine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
Sie lauschten dem Verhängnis von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenschüsse grollen,
Ob tröstend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es still; die Luft muß müde sein
Vom tausendstimmig wilden Todesschrei'n;
Nur manchmal ruft ein Posten, eine Wacht,
Ein Stöhnen, auf der Walstatt ausgestoßen
Von wundgeschlagnen Menschen oder Rossen;
Dann wieder schweigt es, finster ist die Nacht.

Er ist besiegt, der Revolution
Gewalt'ger muttermörderischer Sohn,
Der Riesige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne sich gezimmert und geschlichtet,
Der Herkules, der wilder Freiheitsträume
Stymphalisches Geflügel hat vernichtet.

Er ist besiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inselbucht,
Und eine Fackel leuchtet seiner Flucht;
Zu Füßen liegt ihm sein zerbrochner Wahn.

[1] Aspern wurde am 20. Mai von den Franzosen besetzt, ihnen aber am 21. Mai von den Österreichern entrissen. Der äußerst hitzige Kampf verlief namentlich deshalb siegreich für diese, weil die österreichische Infanterie einem französischen Reiterangriff kaltblütig standhielt (V. 61 ff.).

Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberstreichen;
Da lischt die Fackel aus im Windeswehen,
Wie seine Herrlichkeit einst wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig ans Gestade,
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verschworen gegen seine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schicksals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er, den Degen in der Hand
Und Gottes Geist im Haupt, fürs Vaterland
Mit solchem Helden rang und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
Mag immerhin nach Aspern blut'ger Schlacht
Der stolze Feind erheben seine Macht[1],
Aufwerfen siegreich seine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom schüttelnden Orkane.
Die Donner Asperns haben's ausgesprochen:
„Er ist besiegbar!" unvergeßlich allen,
Und Leipzig wird die Donner widerhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl, es war dein schönster Heldentag!
O Österreich, dein höchster Herzensschlag!

Der Feldherr gab dem Frieden seine Wehre;
Und weiter schuf an seinem edlen Bilde
Im stillen das Geschick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns, ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er schlug auf rauher Bahn,
Lebt einer, dem er freundlich wohlgetan.
Er zeichnete, entrückt den Tatenflügen,
Gedächtnisblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und schauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er sein Heer geführt in Meisterzügen.

[1] Karl nutzte seinen Sieg nur wenig aus und wurde von Napoleon am 5. und 6. Juli bei Wagram besiegt, worauf er den Waffenstillstand zu Znaim schloß.

Ihm ward auch Gram zu seinem Teil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben[1];
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen;
Die bösen Tropfen schwanden und zerflossen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann.
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er seines Hauptes reichen Segen,
Und wie sein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh' sein Sterbliches dahingegangen.
Wir sind beglückt, daß wir sein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erst empfangen.

Mit meinen Gedichten.

(Baden-Baden, im Sommer 1844[2].)

Mich ließ die Gunst des Augenblickes,
Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
Wie bis ins Herz du schön, erkennen;
Leb' wohl! ich muß von dir mich trennen!
Doch mildert's mir dein frühes Scheiden,
Wenn ich vom Glück, das mir entschwunden
— So schnell wie du! —, die heitern Kunden,
Und wenn ich darf den Ruf der Leiden,
Die singend mir das Herz zerrissen,
In deinen lieben Händen wissen.

Sonne.

(In Ferdinand Hillers[3] Album. Frankfurt, 20. Juli 1844.)

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Ein Meer ausströmend von Gesang?

[1] Der Kaiser mißbilligte den Waffenstillstand zu Znaim. Karl legte deshalb den Oberbefehl nieder und trat nicht wieder als Heerführer hervor. — [2] Als Lenau seiner späteren Braut Marie Behrends seine Gedichte überreichte (im Juli). — [3] Mit diesem Komponisten und Pianisten (1811—85) war Lenau befreundet.

Eitel nichts!

(September 1844.)

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie 's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

Blick in den Strom.

(September 1844.)

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein;
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

[Nachlese.]

[I. Von Lenau nicht in die Ausgabe letzter Hand aufgenommene Gedichte.]

An einen Tadler.

Wenn gegen falschen Schmerz du dich ereiferst
Und Tränenkünstelei, so hast du recht;
Doch hast du was von einem Henkersknecht,
Wenn du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo du kannst, die Lügen;
Die Wahrheit ehre; ist dir wohl zumut,
So sollst du zügeln dein vergnügtes Blut
Und zur Gesundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden gibt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache, traure, wem sie gar[1];
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

Musa teleologica[2].

Wie das Ding die Flügel tummelt
Und im Wind gewaltig rummelt,
Ob's[3] zu Himmel wollte fliegen
Und im Flug den Aar besiegen!

Und die träge Rinderherde,
Schauend solche Fluggebärde,
Und die Gänse auf der Wiese
Glauben: 's ist ein Vogelriese.

[1] Dahin, vorüber. — [2] Offenbar meint Lenau eine Dichtung, die noch andere als bloß künstlerische Zwecke verfolgt. — [3] Als ob es.

Wisset, Gäns' und Wiederkäuer,
Euer Vogelungeheuer,
Taumelnd dort am fernen Hügel,
Ist 'ne Windmühl', kein Geflügel.

Seine Schwingen sind nur Speichen,
Schlagend, wenn die Winde streichen,
Wenn sie rasten, stille passend,
Doch das Niedre nie verlassend.

Und das Herz dem Vogelwunder
Ist ein Stein, ein glatter, runder;
Grobes Korn ist seine Seele,
Das er mahlt zu feinem Mehle.

Kompetenz.

Männer, welche eine Höh' erklommen,
Sind als Richter wert uns und willkommen;
Ist es nicht die Höhe des Gesanges,
Sei's die Höhe doch des Forscherganges.
Solchen steht es an, ein Wort zu reden
Von des kühnen Wandrers Mühn und Fehden
Mit Abgründen, Klippen, Eisesflächen,
Wo die Jäger sich die Hälse brechen.
Solche mögen auch mit Recht verspotten
In der niedern Marsch die Pöbelrotten.
Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Atmet nicht behaglich bei den Unken.
Wer zum Abgrund schwindellos gesehen,
Wird des Bruders kühnen Tritt verstehen;
Wer den Fels der Meisterschaft erklettert,
Ehrt den Mann, der hier nicht sank zerschmettert.
Aber alle andern sollen schweigen,
Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen;
Schweigen sollen sie und sollen lernen,
Wie man näher wandeln mag den Sternen.
Scheu mit seinem Urteil sich verschliefe,

Wer herum noch stümpert in der Tiefe.
Glaubt ihr denn, ihr lahmen Krüppelwichte,
Daß die Welt nach eurer Weisheit richte?
Ha! ihr wollt als Ellen eure Krücken
Kindisch messend an die Geister drücken!
Und indem ihr mit der Krücke schaltet
Und den Stecken in die Lüfte haltet,
Raubt ihr eurer lahmen Wucht die Stütze,
Und ihr stürzt erbärmlich in die Pfütze;
Denn der Windhauch, den ihr wolltet messen,
Hat euch umgeblasen unterdessen.
Und es hinken weiter unsre Richter,
Vorwärts tragend schmutzige Gesichter,
Während hier und dort aus lyrischen Lacken
Ihre Lieder ihnen Märsche quacken.

Einem Forcierten.

Zu besiegen deine schwere
Ungelenkigkeit,
Bist du tanzen in die Lehre
Gangen zu Sankt Veit.

Und der wackre Meister bläute
In den Leib dir ganz
Seinen Rhythmus, und die Leute
Lobten deinen Tanz.

Schief ist all dein Hirn gebeutelt,
Jedes Glied verdreht;
Drum, wer tanzend nicht sanktweitelt,
Dünkt dir kein Poet.

Einem kritischen Nachtarbeiter.

Weil ein Wort der Diätetik
Besser noch mir mag gelingen
Als ein Wort dir der Ästhetik,
Will ich einen Rat dir bringen.

Hast du auf des Tages Bahnen
Müd' gelaufen deine Glieder,
Zupft mit wohlgemeintem Mahnen
Dir der Schlaf die Augenlider:

Wolle nicht, hinüberduselnd,
Für die Welt geschwind noch richten,
Hegelisch-ästhetisch nuselnd,
Was du nicht verstehst, mein Dichten;

Schlagen nicht das Haupt vom Rumpfe
Meinem Werk mit plumpen Scherzen,
Schnell, beim letzten Flackerstumpfe
Deiner abgebrannten Kerzen.

Denn dir leuchten zum Erkennen
Keine hellen Kunstgestirne;
Armer Kauz, du scheinst zu brennen
Talg im Leuchter und Gehirne.

Darum halte dich geschieden
Von den kritischen Bezirken,
Leg' aufs Ohr dich, gönn' dir Frieden,
Dein Beruf ist Werkelwirken.

Einem unberufenen Lober.

Ich trink' ihn schon, den Becher der Begeistrung,
Ich brauche nicht, daß du mich invitierest,
Daß du mit ekelnd süßer Lobeskleistrung
Als Mundschenk mir den reinen Rand beschmierest.

Guter Rat.

Willst du richten
Unser Dichten,
Ob's geflattert
Und geschnattert,
Ob's geschwungen
Und gesungen,

Birg doch klüglich
Unverzüglich
Deinen Ungeschmack,
Und verscharre
Das Geschnarre:
Deinen Dudelsack.

Der Reiter von W.

Auf dem krit'schen Schusterbänklein
Nahmst du dich noch aus erträglich,
Hatteſt manchmal ein Gedänklein;
Doch als Dichter biſt du kläglich!

Rezenſenten ſind faſt alle
Obenleichthindrüberhuſcher,
Und die dümmſten mit Gelalle
Auch verſifikante Pfuſcher.

Kommt der Burſch in ſeinem Streitwahn
Unter tauſend Stümperängſten
Tief zu Eſel auf die Reitbahn,
Dröhnend von arab'ſchen Hengſten!

Hei! hei! hei! du krit'ſcher Brummler,
Zeige dich nun ſelbſt als Reiter!
Zeige dich als kecker Tummler!
Sporne! peitſche! vorwärts!! weiter!!!

Hörſt du's wiehern? hörſt du's rufen?
Doch dein Graugaul ſträubt die Ohren;
Stampfend möcht' er mit den Hufen
In die Erde ſich verbohren.

Und die Reiter nehmen 's Kränzlein,
Das du ihnen gabſt zur Ehre,
Und ſie binden's an das Schwänzlein
Lachend deiner grauen Mähre.

Raſchelnd mit den Lorbeerbauſchen
Peitſcht der Eſel ſich die Flanken,

Unter Spottgelächters Rauschen
Bricht er scheu aus unsern Schranken.

Die zerzauste Panegyrik[1]
Hat der Wind davongetragen,
Lachend denkt man nur der Lyrik,
Die dein Esel aufgeschlagen.

Reiter, die dir nicht gefallen,
Die du jüngst so scharf gescholten,
Haben spottend jetzt vor allen
Schadenfreudig dir's vergolten.

Willst du richten unser Dichten,
Laß die Vers' im Halse stecken;
Sie zernichten dir dein Richten!
Laß den Grauen bei den Säcken!

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehen;
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen!

An einen Dichter.

Dir gab ein Gott die Dichtergabe;
Als Nachen ist der Ruhm bereit,
Mit dir zum Strand „Unsterblichkeit"
Zu tanzen überm Wellengrabe.

Doch mußt du einsam ihn beschreiten,
Der Mut allein sei dein Gespann!
Die Fähre trägt nur einen Mann,
Soll sie mit dir todüber gleiten.

Du siehst das Ufer lockend winken;
Nimmst du, zu trotzen der Gefahr,
Von Ruderknechten eine Schar,
So müßt ihr allesamt versinken.

[1] Begeisterte Lobrede.

Einem Theaterdichter.

In der Niedrung schmilzt der Schnee,
Im Gebirge schneit es;
Ob der Schwarm in Tränen steh'
Über all dein Breites,
Uns wird kühl, langweilig weh,
Bringst du nichts Gescheites.

Abschied von Galizien.

Nach dem Polnischen des N. Boloz von Antonievicz[1].

Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume,
Die ihr ans stille Vaterhaus euch schmiegt!
Ihr seid die Zeugen meiner Jugendträume,
In die mich euer Flüstern oft gewiegt.

Nahm auch dem Knaben einst auf Augenblicke
Ein eingebildet Unglück seine Ruh',
Und kam er trostlos dann zu euch zurücke,
So rauschtet ihr ihm Trost und Freude zu.

Von meinen frohen Spielen seid ihr Zeugen,
Von meinem raschen, leichten Jugendsinn;
Nun säuselt Wehmut mir aus euren Zweigen,
Die Tage meiner Jugend sind dahin;

Sie sind dahin! — Ein Knabe noch vor Jahren,
Nehm' Abschied heute ich als Mann von euch;
Ich ziehe fort zu Taten und Gefahren,
Es gilt der Tyrannei den Todesstreich.

So lebet wohl! — Du Werkzeug meiner Spiele,
Das einst ich trug, du kleines Schwert von Holz!
Sei nun ein Blitz in der Gewitterschwüle,
Du Ritterschwert, sei des Sarmaten[2] Stolz!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Ich bin ein Pole bis zum letzten Hauch!

---

[1] Jugendfreund Lenaus, mit dem er 1829/30 in Wien zusammen wohnte. — [2] Hier soviel wie „Pole".

Hurra! ihr vaterländ'schen Heldenscharen!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen, auch! —

Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Tränen
Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
Dir, Jungfrau, Schmach! die du, bei Polens Sehnen
Nach Freiheit, nun empfängst den Myrtenkranz!

Schmach, Mutter, dir! den du zur Schmach geboren,
Umklammre deinen Sohn! entlaß ihn nicht!
Der Freiheit Ruf schlug nicht an seine Ohren,
Er fühlt für Polen keine Kindespflicht!

Dem Vater Schmach! — — doch dort mit Silberhaaren,
Wer ist der schwache Greis in Kriegertracht?
Du Alter, läßt du Weib und Kinder fahren?
Kehrst du vom Grabe um und wankst zur Schlacht?

„Ich habe Weib und Kinder Gott befohlen!
Mein Haupt ist weiß, es zittert meine Hand;
Doch kämpf' ich mit den heil'gen Kampf der Polen:
Wohl mir! ich folge meinem Vaterland!

„Und möge nicht mein Vaterland verschmähen
Des schwachen Greises ärmlichen Tribut:
Dies treue Herz, das bald wird stille stehen,
Und, der es noch erwärmt, den Tropfen Blut."

So opfre ihn! komm, komm zu jenem Hügel,
Den unsre Scharen decken, eilen wir!
Der weiße Adler[1] lüftet seine Flügel,
Bald wird sein Auge flammen für und für!

Lebt wohl, Geschwister! mög' euch Gott bewahren!
Mir nach! wer Pole bis zum letzten Hauch!
Hurra! ihr vaterländ'schen Heldenscharen!
Leb' wohl, du mein geliebtes Mädchen, auch!

O weine nicht, bin ich dir nun entschwunden,
Und teile mit der Freiheit du mein Herz;
Sie sei Gespielin dir in bangen Stunden,
Und sterb' ich, mag sie trösten deinen Schmerz!

[1] Der weiße (eigentlich silberne) Adler war das polnische Wappentier.

Mein Liebchen, ich empfehle dich dem Himmel!
Hurra! Sieg oder Tod im heil'gen Streit!
Kanonendonner pocht im Schlachtgetümmel
Wild an die Pforten schon der Ewigkeit! —

Abendbild.

Schon zerfließt das ferne Gebirg' mit Wolken
In ein Meer; den Wogen entsteigt der Mond, er
Grüßt die Flur, entgegen ihm grüßt das schönste
Lied Philomelens

Aus dem Blütenstrauche, der um das Plätzchen
Zarter Liebe heimlichend sich verschlinget:
Mirzi horcht am Busen des Jünglings ihrem
Zaubergeflöte.

Dort am Hügel weiden die Schafe beider
Traulichen Gemenges in einer Herde,
Ihre Glöcklein stimmen so lieblich ein zu
Frohen Akkorden.

König und Dichter.

Stolz flammt ein König dort auf erhabnem Thron,
Befehl den Völkern winkt in die Fernen er;
Denn scheu vor ihm zurück stets weiter
Weichen die Grenzen des Reichs, und weiter.

Zum nahen Flug jetzt lüftet der schnelle Tod
Den Fittich, und — was flammte, das glimmt nur mehr:
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche. —

Dort singt ein Sänger hohe Begeisterung:
Die Welle horcht, Wald, Täler und Berge, selbst
Die Götter horchen, seliger, und
Sehnen vom hohen Olymp herab sich. —

Du winkst, o Tod; — er schweigt: der erstarrten Hand
Entsinkt die Leier; doch im Triumphe führt

Die Ewigkeit sein Lied davon, das
Zürnend die Stärkere dir entrissen.

An Seneca[1].

Durchs enge Tal nachts irret ein Wanderer;
Dumpf braust der Waldstrom, drängt an die Klippenwand
Den Pfad, der mühsam durch Gesträuch und
Bodenentragende Wurzeln fortkriecht.

Der laute Sturmwind kämpft mit dem Föhrenwald;
Der Felsensohn trotzt seiner Gewalt: nun stürzt
Zornschnaubend sich der Rückgeworfne
In das Getümmel des Wogenkampfes.

Erstorben sind am Himmel die Lichter rings,
Der Sturm entfacht auf seltne Momente nur
Der Asche des Gewölkes einen
Funken, der spärlich herunterdämmert.

Die Nacht ist wild, mit wachsender Macht empört
Sturm sich und Strom! der Wanderer bebt, und weilt,
Und zaget vorwärts, zu verschlingen
Droht ihn der schwellenden Wogen Andrang.

Wie sehnt ins Heimatland sich die Seele dir!
Wie sucht dein Aug', o Wandrer, den lieben Mond!
Er bricht hervor dort und beleuchtet
Freundlich dir — eile! — des Tales Ausgang!

So leuchte mir, wenn Stürme den Lebenspfad
Begraben einst in finstere Nacht, dein Strahl,
O Seneca, geleite freundlich
Mich ins elysische Feld hinüber!

In der Nacht.

Alles schläft, und übers Gefild der Ruhe
Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens

[1] Lenau war, besonders in seiner Jugend, ein großer Verehrer des römischen Philosophen und Trauerspieldichters Seneca (gest. 65 n. Chr. in Rom).

Genius; sanft schimmert vom Weltendom die
Lampe des Mondes.

Sieh! den ernsten Zügen des Gotts entringet
Holdes Lächeln sich, denn er sieht die Lieben
In des Schlafes süßer Umarmung ihrer
Qualen vergessen.

Hüll' in deine Schatten mich tief, geliebte
Linde, daß die kummergebleichte Wange
Und die bange Träne sein holdes Lächeln
Nimmer verscheuche!

Ach, schon dreimal sank dir die Blüt', o Linde,
Seit der Stunde, wo das Gespräch der Freunde
Von Unsterblichkeit du behorchtest und ein
Sanftes Gesäusel

Durch dein mondversilbertes Laub uns Hoffnung
In die Seele goß, daß wir einst uns wieder
Finden; — dreimal welkte der Halm am Grabe
Meines Geliebten!

Trias harmonica[1].

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie sogar
Der weise Psychologe spricht.

Die eine hängt voll Liebesglut
An schönen Munds Korallenrand;
Die andre schwimmt auf Weinesflut
Hinüber an den Götterstrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut
Und schleudert ihren Katapult
Ans kalte Herz, metallverbaut.

[1] Harmonische Dreiheit.

So geht's, bis an den Bettelstab
Sie ihren Wirt, den Leib, gezehrt;
Bis jubilierend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

An Mathilde.

Schon verrauscht der Tag, und des Abends sanftere Seele
Fließt, wie süße Musik, sänftigend uns in die Brust.
Horch', Mathilde, wie leise der West durch Blüten dahinscherzt;
Leiser noch weht sein Hauch, kost er um deine Gestalt.
Sieh die Biene, sie wandelt von Blume zu Blume geschäftig,
Süße Bereicherung lockt weiter die summende stets;
Also wandelt die Seele dereinst von Blume zu Blume,
Welche zum strahlenden Kranz sich der Unendliche wand:
Also wandelt sie einst von Welten weiter zu Welten,
Näher dem liebenden Gott, liebender, göttlicher stets.
Aber die Wechselgestalten des Lebens, sie teilen nicht alle
Gleich der Unsterblichkeit Los, wenn uns der Ewige winkt;
Nur das Schönste des Lebens, worin der Himmel uns kund wird,
Nimmt die Seele mit fort, schwingt sie den Sternen sich zu.
Doch die trüben Gestalten verhüllt Nacht, ewige Nacht dann.
Heil der Stunde, die selbst dann noch uns wonnig umstrahlt!
O Mathilde, dein Auge voll himmlischer, tiefer Bedeutung
Blickt mir ins Auge so ernst und so entzückend zugleich,
Daß die Seele mir bebt, o Geliebte! ahnet dir etwa,
Daß auch diesen Moment hüllen nicht werde die Nacht?

An die Hoffnung.

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn!

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stoßt der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus.

Und ein andrer hat errungen,
Was der erste nur gewollt,
Hat die höchste Höh' erschwungen:
Throne wanken, wenn er grollt.

Hoffnung! o warum entzündest
Du sein Herz zum stolzen Plan,
Da du schmeichelnd ihm verkündest
Einen Weltteil untertan?!

Über Völkern klirrt die Kette,
Da sein Schritt nach Osten stürmt;
Bang ruft eins dem andern: rette!
Von der Schreckensmacht umtürmt.

Nun ergreift ihn sein Verhängnis,
Reißt ihm Kron' und Purpur ab,
Schleudert ihn ins Meergefängnis;
Bald verschlingt ihn dort sein Grab. —

In der Nächte stiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forscher ihre Schleier
Und verfolget Gottes Spur.

Denn du lässest schön erglänzen
Ihm ein Mal der Ewigkeit,
Enkel seine Gruft bekränzen; —
Und ihn lohnt — Vergessenheit!

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden soll,
Kehrt ein andrer seine Blicke,
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
Hält sie wonnevoll umstrickt;
Doch der Liebe zarte Blüte
Wird im Rausche bald zerknickt! —

All dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich dir,

Weiset du mit Trostesslächeln
Mir des Todes Nachtrevier!

Der geldgierige Pfaffe.

Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken,
Mit Mummerei, Gebärd' und schlauem Segen
Den Pöbel zum Guckkasten hinzulocken,
Worin sich Höll' und Himmel bunt bewegen.
Derweil entzückt der Pöbel und erschrocken
Ans Wunderloch nun tut das Auge legen,
Umschleichet ihn der Pfaffe, aus den Taschen
Die schweißgetränkten Kreuzer ihm zu haschen.

Erinnerung.

Erinnrungsvoller Baum, du stehst in Trauer;
Dein Laub ist welk, mein Leben ist es auch.
Mein Herz durchziehen bange Wehmutschauer,
Wie dein Gezweig des Herbstes kühler Hauch.

Hier saßen wir in abendlicher Stille,
Sanft bebte über uns dein flüsternd Grün,
Auf jenen Höhn, die nun in Nebelhülle,
Verweilte noch der Sonne letztes Glühn.

Wie selig hielt das Mädchen[1] ich umfangen
Und horchte ihrem leisen Liebesschwur;
Und holder lachten uns die Blütenwangen
Der auferwachten göttlichen Natur.

Doch hatte kaum der Lenz die sanfte Seele
Verhaucht und seine Blüten hingestreut,
Kaum war verstummt im Hain die süße Kehle:
War auch dahin der Liebe Seligkeit.

O traure, Herz, vorüber sind die Tage,
Da liebend dir ein Herz entgegenschlug;

[1] Berta Hauer; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes.

Die andern schleichen hin in stiller Klage,
Der toten Liebe finstrer Leichenzug.

An einen Tyrannen[1].

Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du
Vergossen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte dein Sklave mit eigner Hand hin:

Des Blutes soll ein jeglicher Tropfen einst
Vor deinem Aug' in strafender Ewigkeit
Aufschäumen, schwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen streng dich scheidet!

Erwacht dann Sehnsucht heiß in der Seele dir
Hinüber in die Täler Elysiums,
Willst überklimmen du die Höhn, dann
Schleudren sie dich in die Tiefe donnernd!

Entgegen gleiße deinem entsetzten Blick
Ein Schneegebirg' von Menschengebeinen, hoch;
Darüber bleich und unbeweglich
Starre des Mondes bekümmert Antlitz.

Dann stocke, schweige jenes Gebirg' des Bluts,
Herüberklinge deinem verlaßnen Ohr
Das Wonnelied der Auserwählten
Säuselnd, unendliche Sehnsucht weckend.

Doch plötzlich störe Kettengerassel dich
Und Sterbgewinsel, das durch die Lüfte klagt,
Und heulend rolle dir die Windsbraut
Schädellawinen vor deine Füße!

[1] Vielleicht Napoleon I.

[II. Gedichte, die von Lenau nicht in seine Sammlungen aufgenommen wurden.]

[Die Göttin des Glücks.]

[Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung in Bordacs[1], 1822.]

Was rauscht durch diese Pappeln? — Horchet, Brüder!
Als naht' ein Genius aus Himmelshöhn
Und senkte sich auf ihre Wipfel nieder,
So rauscht es durch den Hain mit leisem Wehn.

Welch Schimmer! Ha! mich faßt ein süßes Bangen!
Ein Mädchen seh' ich dort am Schattenrand
Mit güldnem Fittich, rosenroten Wangen;
Ihr Antlitz ist uns lächelnd zugewandt.

Die Göttin ist's des Glücks! O Brüder, eilet
Und rafft ihn auf, den frohen Augenblick,
So lange noch ihr rascher Flügel weilet;
Denn die verlorne kehret nicht zurück!

Es kommt ein Tag, die frohe Lust verklinget,
Es zieht die Göttin fort im schnellen Flug;
Und diese Hand, die jetzt den Becher schwinget,
Hält bebend den beträuten Aschenkrug.

Drum soll, solang' das Mädchen dort uns lächelt
Und manches andre noch, solang' der Wein
Noch schmeckt, die Wange Frühlingsluft umfächelt,
Der eitle Gram von uns geächtet sein!

Das Glas gefüllt! Es lebe hoch die Freude
In euren Herzen! und die Priesterin
Der Freude lebe hoch, die hier uns heute
An ihren Altar rief mit frommem Sinn!

Was ihr auf Erden Liebes habt, es lebe!
Die Maid, die euch mit Küssen labt, sie lebe!

[1] Halbinsel in der Donau, in der Nähe von Ungarisch-Altenburg.

Der Freund, der mit euch lacht und weint, er lebe!
Der Tag, der wieder uns vereint, er lebe!

In einer Sommernacht gesungen.

Sei mir gegrüßet, o Nacht, du Freundin stiller Betrachtung!
Sei der erwachten Natur erhabnem Genusse geheiligt!
Hoch auf luftigen Pfaden im weiten Himmelsgefilde
Wandelt der Mond, bescheinet die Flur, die vom Walde begrenzt wird,
Der mich schweigend empfängt und hebet die nächtliche Feier.
Tiefe Stille ringsum — nur einsame Laute vernehm' ich,
Die wie Töne des Traums dem schlummernden Walde entschweben
Und mit rührender Macht, als wären es Sprecher des Himmels,
In die Seele mir dringen und wecken die schlummernde Gottheit.
Nacht! du enthebest das Herz der Macht betörender Lüste,
Und mit Zaubergewalt entstreifst du dem Auge die Binde,
Von der Leidenschaft um ihren Vasallen geschlungen.
Einem entheiligten Tempel gleichet die sündige Seele,
Der den Götzen geweiht, gefüllet mit Bildern des Wahns ist;
Doch dein Ernst, o Nacht, erreget des weiseren Lebens
Kräftigen Keim, das Denken ans letzte Verstummen des Menschen;
Denn vom bewegten Gemüt wird jede Erscheinung gedeutet.
Plötzlich birgt nun der Mond sich hinter die schleierne Wolke,
Dämmerungslicht verbreitend über die waldige Gegend,
Gleich dem Lichte Vernunft; auch dies wird vom Schleier gedunkelt,
Der den himmlischen Gast der irdischen Hülle verwahret.
Weiter verfolg' ich den Weg, den gefallene Blüten bedecken.
Lange nicht währet die Blüte, es sinkt das schöne Gebilde,
Wenn's den ätherischen Duft in die wogende Luft verhaucht hat.
Wie die Blüte des Baums muß sinken die Blüte der Schöpfung,
Sinken der Mensch; — doch gleicht er in allem der Blüte, und wird die
Menschliche Seele dereinst der Blüte verwehetem Hauch gleich?

Oder lebet sie fort und lebt, ohne je zu vergehen,
Immer sich weitend und inniger immer die Gottheit erfassend?
Seligster aller Gedanken! vielleicht gedacht auch vom Ew'gen
Und geweckt in mir durch seinen empfindbaren Abdruck,
Durch die Natur! Doch jetzt hemmt liebliche Störung den Fortgang
Meiner Betrachtung, es ist das schmelzende Lied Philomelens.
Der begeisterte Vogel feiert nun jubelnd sein Dasein.
Wie mich der Strom melodischer Töne süß zwingend dahinreißt,
Wiegend die horchende Seel' im Wechselschwunge des Wohlklangs!
Heil dir, herrlicher Sänger! als Schöpfungsgenosse verwandt mir,
Wie ein jegliches Wesen der großen Verbrüderung Mitglied!
Schöne Ansicht der Dinge, sie knüpfet mit liebendem Bande
Uns an die Welt und ist die Mutter beständiger Freuden.

Erinnerung.

Selige Stunde! Da mir meine Berta[1],
Mächtig ergriffen von der Liebe Sehnen,
An den bewegten, ihr allein geweihten
Busen gesunken.

Nächtliche Stille lag auf Flur und Hain, es
Ruhten die Weste, um die leisen Seufzer
Nicht zu verwehn; dem Pochen unsrer Herzen
Lauschten die Sterne.

Glühende Küsse bebten durch die Seele,
Innig umschlungen hielt ich dich, Geliebte!
Göttliche Berta! Zierde meines Lebens!
Selige Stunde!

Das Rosenmädchen.

1.

Ein Mädchen zart und engelrein
Erzog mit liebenden Sorgen

[1] Berta Hauer; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes.

Sich Rosen, doch nur sich allein,
Denn tief im Haine verborgen,
Wo in der Quelle rauschenden Fall
Sich mengen die Lieder der Nachtigall,
Lag sanft erhöht
Das Rosenbeet.

2.

Da stand das Mädchen unschuldsvoll
Und schaut mit Wonne die Blüten;
Und höher ihr der Busen schwoll,
Die Augen heller ihr glühten.
So sah ich das liebliche Mädchen dort,
Doch ewig blühen die Rosen nicht fort.
Des Mädchens Freud'
Währt kurze Zeit.

3.

Und als die Rosen nicht mehr blühn
Und nimmer flötet die Nachtigall,
War auch des Mädchens Lust dahin —
Sie stand am murmelnden Wasserfall,
Sie stand — von säuselnden Lüften umweht,
Und dachte mit Wehmut, daß alles vergeht.
Das Auge naß,
Die Wange blaß.

4.

Da naht' ich freundlich ihr und sprach:
„Die Rose sinket wohl nieder,
Doch weine nicht der welken nach,
Es kehrt der Frühling ja wieder;
Und wie im Frühling das Leben erwacht,
So folgt auf des Grames düstere Nacht
Mit Sonnenblick
Das beßre Glück."

Die Mutter am Grabe ihres Kindes.

Husch! husch! wie braust der kalte Wind
Über beschneite Gräber her!
Unter dem Schnee da liegt mein Kind,
In meinen Armen nicht mehr!

Wie seufzt das Totenkreuz so bang,
Vom Sturm geschüttelt hin und her!
Ach! als die Totenglocke klang,
Wie ward der Mutter so schwer!

O weh'! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Über dem Grabe weht der Wind,
Die Träne zu Eis mir erstarrt!

Der Wangen schöne Röselein
Zerknickte der grause Tod so bald!
Und die holden Äugelein
Sind geschlossen und kalt!

O weh'! nun liegt mein armes Kind
In der Erde tief verscharrt!
Über dem Grabe weht der Wind,
Die Träne zu Eis mir erstarrt!

Dahin.

Einst, o nächtlicher Himmel, blickt' ich
Selig empor zu dir, umschlungen
Von der Geliebten, und ich weinte
Dank dem ewigen Gott!

Und sie pflückte mit Küssen mir die
Blüte der Wonne[1] von der Wang', und
Mächtiger zog ich die Geliebte
An die klopfende Brust.

Doch nun sind sie dahin! die Stunden
Seliger Lust; und ach! nun weht der

[1] Die Freudentränen.

Brausende Sturm die heiße Träne
Banger Wehmut dahin!

[Scharade[1].]

Die ersten Silben nennen dir den Fluß,
Nach dessen schönem Strande
Aus fernem, fernem Lande
Ertönen wird mein sehnsuchtsvoller Gruß.

Die dritte bildet dir dein Haus im Leben
Und wird, bist du geschieden
Zum ewig stillen Frieden,
Auf deinem Hügel ehrend sich erheben.

Der Hauch der letzten ist dem Herzen eigen,
Wenn ihm das Wort gebricht,
Doch tief die Liebe spricht
In ihrer Sehnsucht selig bangem Schweigen.

Das Ganze zeigt ehrwürdiges Gemäuer
Vier alternder Ruinen
Mit schwesterlichen Mienen,
Die meiner Seele als Erinnrung teuer.

[An Fräulein Marie von Hünersdorff[2].]

Gleich wie Nachtlüfte wehn in Blütenhagen,
Wehmütig säuseln, doch kein Blatt entführen,
Die Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch deine reichen Freudenblüten schauern.

An Fräulein Julie[3] zu ihrem Geburtstage.

Als du gingst auf eine Reise,
Tratst du noch in deinen Garten,

[1] An Frau Zimmern in Heidelberg; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 33* dieses Bandes, Z. 2 f. — [2] Begleiterin der Gräfin Marie, der Schwester des Grafen Alexander von Württemberg. — [3] Julie Hartmann, eine unverheiratete Schwester von Emilie Reinbeck (vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 31* dieses Bandes, Z. 16). Lenau übersandte ihr die Verse am 14. August 1834 von Salzburg aus.

Jeder Blume deiner Pflege
Noch ein Lebewohl zu sagen.

Als du warst davongezogen,
Tränkte sie der frische Quell auch,
Neigten trauernd sich die Blumen,
Und sie waren nicht zu trösten.

Wie du pflegst des Frühlings Kinder,
Pflegtest du das Kind der Schwester
Und das edle Reis des Herbstes:
Deinen lieben alten Vater[1].

Sei gesegnet, meine Freundin!
Froher blühn die Blumen, schöner,
Die du pflegst mit treuen Händen,
Und die Menschen leben lieber.

An die medisierenden[2] Damen.

Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe,
Ahmt die Wange seiner Rosen Glut,
Soll das Herz auch ahmen seine Liebe,
Wie das Herz des Frühlings — mild und gut.
Medisiert das Blümlein auf der Wiese
Seinem unverlornen Paradiese?
Tun's im Wald die jungen, grünen Blätter,
Wenn sie beim Gedröhn der Frühlingswetter
Wonnig rauschen und zusammenschauern?
Geht und lauscht und lernet euch bedauern!
Liebe singt der Vogel von den Zweigen,
Und im frohen Jugendreigen
Rauben liebestrunken Maienlüfte
Aufgeblühten Blumen ihre Düfte,
Aber keinen guten Namen.
Medisiert nicht, junge Damen!
Saß ich einst in einem Mädchenkreise,
Da begann in ihrem Blütenkranze

[1] Geheimrat August von Hartmann in Stuttgart. — [2] Medisieren, Übles nachreden, lästern. — Medisance, üble Nachrede.

Erst geheim zu zischeln, klug und leise,
Doch bald laut die Schlange: Medisance.
Und sie rümpften ihre feine Nase,
Ekel zuckte mancher Rosenmund,
Weil ein Name, wacker und gesund,
Von dem Biß der Schlange ward zum Aase. —
Ist der Name krank, so laßt den Kranken
Ungeneckt an euch vorüberwanken,
Wollt ihr lindern nicht die Namenswunde
Mit des Frauenmitleids weichem Öle;
Laßt ihn ziehn! doch nicht in eure Runde
Reißt ihn, als in eine Räuberhöhle! —

Wandelt ihr im Herbste eurer Tage,
Ist in jedem Mienenzug zu lesen
Des Verwelkens untröstbare Klage,
Daß ihr nimmer seid, was ihr gewesen;
Dann, ihr Damen, lernt vom Herbst die Wehmut,
Lernet die gedankenvolle Demut,
Nehmet mit Bedacht
Euer Grab in acht,
Statt in andrer Fehlern schnöd zu kramen;
Medisiert nicht, alte Damen!

Fliegt ein schuldlos Vöglein unbewußt
Über Guas-Upas' gift'gen See[1],
Stürzt es schnell, die liedervolle Brust
Ist verstummt in bittrem Todesweh.
In dem Brodem eurer Kessel, Kannen
Flutet Guas-Upas: Tee, Kaffee;
Und es zog kein Name heil von dannen,
Dessen Flug verirrt an diesen See.
Klang der arme Flattrer auch
Erst im heimatlichen Strauch
Wie das Lied des Vogels rein und gut,
Stürzt er tot in eure braune Flut. —

[1] Sagenhaft.

Aber, gilt es auch nicht gleich den Namen,
Noch vor einem hütet euch, ihr Damen:
Flieht auch vor dem spöttischen Belächeln,
Diesem Schleicher, weichbefohlten Diebe,
Diesem Vamphr, der mit leisem Fächeln
Lullt in Schlaf die Achtung und die Liebe,
Wenn sie einnickt, aus den Adern ihr
Saugt das Herzblut mit verstohlner Gier!

Poetisches Votum

an die verehrte Frau Hofrätin v. Kleyle[1] über den herzklöglichen Unfall, welcher sich in deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat in der Nacht vom 10ten auf 11ten Oktober im Jahre diesmal des Unheils 1837 zu Penzing in der Schmiedgasse.

Es füllt die Speisekammer
Ein bitterlicher Jammer,
Und wohl mit Fug und wohl mit Recht;
Denn wie die Welt geworden schlecht,
Zeigt sich ein schnöd' Exempel
In diesem Magentempel.
Die Mutter steht betroffen
An den beraubten Brettern
Und ruft in Zorneswettern:
„Wer ließ das Fenster offen?"
Wenn sie nicht Christin wäre
Und eingedenk der Lehre
„Du sollst dem Feind vergeben",
Der Eingriff in ihr Leben,
In ihren Speiseständer,
Er könnte sie versuchen,
Den Räuber zu verfluchen,
Den Magentempelschänder.
Sie blickt nach ihren Schätzen,
Und ach! erblickt sie nicht;
Da bleicht ihr Angesicht

[1] Sophie Löwenthals Mutter; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44* ff. dieses Bandes.

Hausfräuliches Entsetzen.
Sie forscht in ihrem Schrecke
Vergebens nach dem Specke,
Er ist bei Nacht verschwunden,
Trotz unseren drei Hunden.
Sie sucht in ihrem Gram
Das Leibgericht der Wiener,
Das auch abhanden kam,
Die braungebacknen Hühner.
Hühnlein sind abgezogen,
Dem Specke nachgeflogen,
Sie sind vorbeigeschwunden
An drei verschlafnen Hunden.
Jetzt faßt ein tödlich Grauen
Die häuslichste der Frauen.
Sie ist ins Herz verletzt,
Der Jammer packt sie jetzt
Mit seiner ganzen Stärke,
Es ist ein Streich zum Weinen:
Geraubt sind auch die feinen
Geburtstagszuckerwerke!
Nun steht sie da ergrimmt,
Ihr Auge glüht und schwimmt
In wirtschaftlichen Tränen;
Unchristlich, doch von Herzen
Wünscht sie drei Tage Schmerzen
Den frechen Diebeszähnen.
Jetzt sammeln sich die Kinder
Und klagen nicht gelinder,
Und aus der bittern Klage
Entspringt die große Frage:
„Hat sich ein Mensch vergessen?
Hat dies ein Tier gefressen?“
Als eurer Zweifel Richter
Laßt gelten einen Dichter:
Was hier dem Dieb gefiel,
Zu vielerlei und viel

Will's meinem Sinne scheinen
Für eines Tieres Fraß;
Drum soll ich lieber meinen,
Daß sich ein Mensch vergaß.
Doch muß ich wieder glauben
Trotz viel und vielerlei,
Bei solchem frechen Rauben
War auch ein Tier dabei.
Wie auch der Fall sich wende,
's ist alles eins am Ende:
In diesem Duftrevier
Hat beides, Mensch und Tier,
Zu eurem Herzeleide
Heut nacht sich's lassen schmecken,
Ob in zwei Leibern beide,
Ob sie in einem stecken.

Der Vogel auf dem Kreuz.

Dort auf dem Kirchhofkreuze sang
Ein Vogel einsam; aber bald
Erhob er sich und schwang
Zurück sich in den grünen Wald.

Wie früher aus dem Frühlingschor,
Schallt nun sein Lied so frei und wild;
Kein Vöglein noch verlor
Die Stimm' am lieben Kreuzesbild.

[Reiseunbehagen[1].]

Teufel hinein! Daß gerade
Zu meinen Füßen

[1] Bezieht sich auf ein Reiseerlebnis Lenaus, das dieser im Juli 1839 auf einem Donaudampfer hatte. Er berichtete darüber am 28. Juli an seinen Schwager Schurz von Ischl aus: „Meine Reise auf dem Dampfschiff ging trefflich. Alles sehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinsamer Kajüte nicht, wo Alles durcheinander auf den Polstersitzen herumlag, und der Zufall mir den —schen [preußischen?] Gesandten zu Füßen warf, einen kolossalen Bengel . . .

Die schnarchende Ambassade
Hat sausen müssen.

[In das Album einer Dame[1],

nach Durchwanderung des Schloßkellers und Gartens[2].]

Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten.

[An Wilhelmine Dilg[3].]

Meine Lieder kommen alle,
Dich mit ihrem schönsten Schalle
Innig dankend zu begrüßen,
Auf die Stirne dich zu küssen.

Gruß und Kuß von allen Musen,
Die beglückend mir den Busen
Je gerührt zum Freudenschauer,
Zum Gesange dunkler Trauer.

O kein Ringlein ist so golden,
Wie der Ring von meiner holden,
Treuen Mutter, längst im Grabe! —
Gruß und Kuß für deine Gabe.

Seine Frau war viel schöner als er, aber die lag fernab; indessen, vielleicht schnarchte sie auch." — [1] Emma von Suckow [Niendorf]; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 25* dieses Bandes, Z. 26 ff. — [2] Von Löwenstein bei Weinsberg. — [3] Das Gedicht verdankt seinen Ursprung folgendem von Lenau selbst geschilderten Erlebnis: „Neulich erlebte ich eine hübsche Freude. Ich war bei meiner Schwester Therese zu Tisch und traf dort ein Fräulein Dilg, eine entfernte Verwandte und vertraute Freundin meiner Stiefschwester Marie. Bei Tisch zeigte sie mir plötzlich ein Ringlein und erzählte mir, sie habe solches von meiner Schwester auf vieles Bitten zum Geschenke erhalten, und es sei dasselbe, das meine selige Mutter bei meiner Geburt am Finger getragen. Auf meine Äußerung, daß ich sie um diesen Besitz beneidete, gab sie mir das teure Andenken. Dafür werd' ich der Geberin die Taschenausgabe meiner Gedichte verehren. Beim Anblick des Ringes ergriff mich eine seltsame Wehmut und Freude zugleich. Solche Reliquien sind von unschätzbarem Werte."

Verlornes Glück[1].

Die Bäume rauschen hier noch immer,
Doch sind's dieselben Blätter nimmer,
Wie einst in jener Sommernacht.
Wohin, du rauhes Erdenwetter,
Hast du die damals grünen Blätter,
Wohin hast du mein Glück gebracht?

Sie schritt mit mir durch diese Bäume,
Ihr gleicht kein Bild beglückter Träume,
So schön und doch so treu und klar;
Das Mondlicht ruht' auf ihren Wangen,
Und ihre süßen Worte klangen:
„Dich werd' ich lieben immerdar."

Je tiefer mit den Räuberkrallen
Der Tod ins Leben mir gefallen,
Je tiefer schloß ins Herz ich ein
Den Schatz der Lieb', dem Tode wehrend;
Doch bricht der Räuber, allbegehrend,
Zuletzt nicht auch den letzten Schrein?

[Traum.]

[Ein Fragment.]

Neulich hatt' ich einen Traum,
Liebe Mutter, einen guten,
Ob[2] wir unter einem Baum
Wandrungsmüde beide ruhten.

In den Schoß zu süßer Ruh'
Legt' ich dir mein Haupt, das schwüle,
Und du säuseltest mir zu
Eine heimlich süße Kühle.

Ahnung faßte mir das Herz,
Daß es würde besser werden,
Und ich fühlte himmelwärts
Mich gehoben von der Erden.

[1] An Sophie Löwenthal; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 44*ff. dieses Bandes. — [2] Als ob.

[Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen[1].]

Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen.

[An Karl Mayer[2].]

Tust du nur einen Saitengriff,
So fängt der Hund[3] zu heulen an;
Daß sie sein Ohr nicht feiner schliff,
Hat ihm die Schöpfung angetan;
Drum, wenn dein Lied die Schöpfung preist,
Gib acht, daß dich der Hund nicht beißt.

[In Emma Niendorfs[4] Stammbuch.]

Justinus Kerner
Und Alexander
Lieben dich ferner
Miteinander;
Und meine Lieb' als dritte
Geht mit gleichem Schritte[5].

[Einsamkeit.]

O Einsamkeit, wie trink' ich gerne
Aus deiner frischen Waldzisterne!

[1] In Ischl ließ jemand einen Bergquell fassen und wollte den Brunnen „Rothschildbrunnen" taufen. Er bat Lenau um eine Inschrift dafür; doch lehnte der Dichter die Erfüllung des Wunsches ab und erwiderte bei dessen Wiederholung mit diesem Epigramm. — [2] Lenaus Freund; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 23* dieses Bandes, Z. 32 ff. — [3] Heinrich Heine ist gemeint, der Mayers lyrische Erzeugnisse im „Schwabenspiegel" arg verspottet hatte. — [4] Emma von Suckow; vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 25* dieses Bandes, Z. 26 ff. — [5] Diese Zeilen bilden die erste Seite von Emma Niendorfs Stammbuch. Die vier ersten stammen von Justinus Kerner und Alexander Graf von Württemberg, die beiden letzten von Lenau.

Helena.

Dramatisches Bruchstück.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Von den mancherlei dramatischen Plänen, die Lenau während seiner dichterischen Laufbahn verfolgt hat[1], wissen wir nichts weiter, als was seine Briefe und Mitteilungen anderer uns berichten. Das kleine Fragment eines „Helena" betitelten Dramas ist das einzige unmittelbare Dokument. Höchstwahrscheinlich befaßte sich Lenau in den Jahren 1836/37 mit dem Gegenstande, den er einer deutschen Übersetzung der „Böhmischen Chronik" des Tschechen Hájek von Libočan (gest. 1553) entnahm. Es war die Frühlingszeit seiner Liebe zu Sophie Löwenthal, und die Wünsche nach ihrem alleinigen Besitz machten ihm einen Stoff wert, dessen Held die Geliebte mit keckem Griff ihrer Umgebung zu entreißen trachtet, um mit ihr allein, wie der Dichter selbst dies oft sich wünschte, auf einsamem Bergschlosse in Sicherheit zu hausen.

---

[1] Vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 33*f. dieses Bandes.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ausgereuteter Platz vor einer fast vollendeten Burg, tiefst im Böhmerwalde; nebenan ein Blockhaus. — Nacht mit Vollmond.

Ritter Albrecht. Kurt, sein Edelknecht. Zuletzt Werkner.

Albrecht.

Laß uns verschwatzen diese lange Stunde;
Die Kerle schlafen alle noch wie Felsen;
Ein störrisch widerwärtig Volk! ich darf
Nicht stören ihren Schlaf, zur Arbeit rufen,
Weil sie mich sonst verlassen, wie sie drohten.
Noch ist nicht fertig meine feste Burg,
Darin ich all mein Glück verschanzen will;
Mit jedem Stein wächst meine Ungeduld.
Der Mond scheint hell — ein ärgerliches Licht
Für einen, der sich nach dem Morgen sehnt.
Gibt's auf der Welt ein Weib wie Helena?

Kurt.

Ich kenne keins; der König ist zu schlecht,
Daß er sie Tochter nennt, und Leidenschaft
Ein ganzes Heldenherz voll ist sie wert.

Albrecht.

O, mehr als Leidenschaft verdient ihr Liebreiz!

Kurt.

Die Jungfrau ist von wunderbarer Schönheit.

Albrecht.

Ihr würd'ger Freier wäre nur der Wahnsinn,
Wenn er nicht häßlich wäre anzuschaun.
O Helena! wann werd' ich dich umarmen?

Kurt.

In wenig Tagen ist die Burg vollendigt;
Die Zingeln[1] sind gebaut, die innern Mauern,
Die Letzen[2] und die Türme all gerüstet;
Mit Binsen ist die Diele schon bestreut,
Und eingerichtet sind die Kemenaten.
Mundvorrat ist gesammelt auch für Jahre,
Und gestern abends fällten sie die Eiche,
Ein tüchtig Brautbett euch daraus zu zimmern.

Albrecht.

Dann eil' ich, ihrem Vater sie zu rauben,
Der stolz sich unserm Glücke widersetzt.
Daß ich den Vater und den König kränke,
Das gilt mir nichts, der König fraß den Vater;
Sonst würd' er nicht das Herz dem Kind zerreißen
Und mich verwerfen; ich gewann ihr Herz.
Hast du gehört die schmachvoll bittern Worte,
Die er gesprochen mir zu Eresburg[3],
Als ich die tapfern Ungarn hingestreckt
Und durch die Wetterschwärme der Kumanen[4]
Mit meinem Schwerte ihn herausgehauen?
Ich trat vor ihn und bat um seine Tochter;
Er sprach: „Ich lohne reich mit Land und Leuten,
Nur nicht mit meinem Kinde dich, Vasall!
Du hast für mich dein treues Blut verspritzet;
Doch fordre nicht dafür mein Kind, mein Blut;
Nicht Blut um Blut verwettet man dem König,
Wenn man nicht selbst von fürstlichem Geschlecht."

Kurt.

Ein stolzer König, doch ein guter Vater;
Er hielt sie weich und gütig wie sein Auge.

---

[1] Äußere Ringmauern. — [2] Schutzwehren. — [3] Alte Grenzfeste der Sachsen gegen die Einfälle der Franken, auf einer Berghöhe an der oberen Diemel, einem Nebenflusse der Weser. — [4] Türkisches Steppenvolk, das 1070 zum erstenmal in Ungarn einfiel und seit dem 13. Jahrhundert zum größten Teile zwischen Donau und Theiß ansässig war.

Albrecht.

Hat er sein Auge je von sich gestoßen?
Mich dünkt, dich schläfert, dein Gedächtnis auch,
Das helle Mondlicht bleicht dir die Erinnrung.
So hast du denn vergessen, wie sie weinend
Zu seinen Füßen sank in jener Stunde?
Wie er sie von sich stieß und wütend rief:
„Kein Wort davon! pfui! pfui! du riechst vom Knecht!
Mach deine Mutter nicht im Grab verdächtig."
Wie gerne hätt' ich ihm den Kopf gespalten!
Doch weinend flehte Helena: „Verzeih!
Dein Zorn vernichtet unser letztes Hoffen." —
Und wenn er auch der beste Vater wäre,
Ich raubte sie, wenn er sie mir nicht gäbe;
Die Liebe ist das ältste Recht auf Erden.

Kurt.

Ich aber raubte sie auf alle Fälle.
Wenn Vater, Mutter, Basen auch und Vettern
Die Brautnacht uns zuschanzen, hat es was
Vom ekelig Bequemen einer Treibjagd.
Die Brautnacht mögen andre sich erbeuten
Im Parke als ein müdgehetzt Kaninchen;
Wir jagen sie als Gemse im Gebirg'.

Albrecht

(an das Blockhaus der Werkleute horchend).

Sie schlafen noch — ihr Klötze! schlafet schneller!

(An die Tür pochend.)

Holla! wacht auf! der Morgen dämmert schon!

Stimme von innen:

Gebt Ruh'! Noch ist es Nacht, es scheint der Mond;
Gebt Ruh'! Im Mondlicht strecken sich die Bäume,
Da strecke sich der Mensch auf seinem Lager.
Wir sind noch müd und schläfrig; gute Nacht!

Albrecht.

Auf! Auf! Zur Arbeit! Jegliche Minute,

Die bis zur Dämmrung noch verstreichen mag,
Bezahl' ich jeglichem mit einem Goldstück.

Die Tür öffnet sich, die Werkner treten heraus.

Maurer.

Was drängt Ihr uns so hastig ungestüm?
Baut sich ein Schloß so schnell denn wie ein Grab?
Ihr macht's gerad' wie jener Erbe jüngst,
Der mit der Leiche auf den Kirchhof kam
Und den versoffnen Totengräber schalt,
Daß er das Grab vergessen zu bereiten,
Der unter Flüchen ihn zur Arbeit trieb,
Weil schon dem Erben übel roch die Leiche.

Albrecht.

Hier treibt das Leben, nicht der Tod zur Eile;
Mach' fort! ein Goldstück hast du schon verplaudert.

(Der Maurer geht zur Arbeit ab.)

Zimmermann.

Diesmal will ich verkürzen meinen Schlaf;
Ich denke das Versäumte nachzuholen,
Wenn Euer Geld ich lege unters Kissen.

(Geht zur Arbeit.)

Albrecht.

Seid rasch! Auch eine gute Mahlzeit soll
Den Fleiß belohnen und ein Faß vom Rhein.

Schlosser.

Wohlan, ich folge; bis der Morgen dämmert,
Hab' ich ein hübsches Geld mir zugehämmert.

Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Wir verzeichnen folgende, auch für Bd. 2 geltende Abkürzungen wiederholt genannter Werke in alphabetischer Reihenfolge:

Auerbach = Nikolaus Lenau. Erinnerung und Betrachtung. Vortrag, gehalten in Wien am 21. November 1876 zum Besten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" von Berthold Auerbach (Wien 1876).

Castle = Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Eduard Castle (Leipz. 1906, 2 Bde.).

Challier = Ernst Challier, Großer Liederkatalog. Ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis sämtlicher einstimmiger Lieder mit Begleitung des Pianoforte sowie mit Begleitung des Pianoforte und eines oder mehrerer anderer Instrumente (Berlin 1885) [dazu 12 Nachträge, die die Zeit vom November 1885 bis zum Juli 1908 umfassen].

Ernst = Adolf Wilhelm Ernst, Lenaus Frauengestalten (Stuttg. 1902).

Frankl = Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgeg. von Ludwig August Frankl (Stuttg. 1891)[1].

Frankl, „Zur Biographie" (1. Aufl.) = Ludw. Aug. Frankl, Zu Lenau's Biographie (Wien 1854)[2].

Frankl, „Zur Biographie" = Ludwig August Frankl, Zur Biographie Nikolaus Lenau's (2. vermehrte Aufl.; Wien, Pest, Leipzig 1885)[3].

Grün = Anastasius Grün, Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse: Nicolaus Lenau's sämmtliche Werke, herausgeg. von Anastasius Grün, Bd. 1, S. XV—XCVI (Stuttg. u. Augsb. 1855).

Kerner = Theobald Kerner, Nikolaus Lenau in Weinsberg. Nach eigenen Erinnerungen erzählt („Über Land und Meer", 31. Jahrg., 1888/89, Nr. 49/50).

---

[1] Vorhanden auf der kgl. Bibliothek zu Berlin und den Universitätsbibliotheken zu Bonn, Breslau, Göttingen, Halle und Königsberg. — [2] Vorhanden auf der kgl. Bibliothek zu Berlin. — [3] Vorhanden auf der kgl. Bibliothek zu Berlin und den Universitätsbibliotheken Breslau und Halle.

Kerners Briefwechsel = Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller, Bd. 2 (Stuttg. u. Leipz. 1897).

Koch = Lenaus Werke, herausgeg. von Prof. Dr. Max Koch („Deutsche National-Litteratur", herausgeg. von Joseph Kürschner, Bd. 154/155, Berl. u. Stuttg. o. J., 2 Bde.).

Martensen = Dr. H. Martensen, Aus meinem Leben. Erste Abteilung. Aus dem Dänischen von A. Michelsen (Karlsruhe u. Leipz. 1883).

Mayer = Nikolaus Lenau. Briefe an einen Freund. Herausgeg. von Karl Mayer (Stuttg. 1853)[1].

Niendorf = Emma Niendorf [von Suckow], Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens (Leipz. 1853)[2].

Reynaud = *Louis Reynaud, Recherches sur la date des poésies lyriques de Lenau (Paris 1904).*

Roustan = *L. Roustan, Lenau et son temps (Paris 1898).*

Schlossar = Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—44 nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—46, nach den großenteils ungedruckten Originalen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar (Stuttg. 1896).

Schurz = Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne Anton X. Schurz (Stuttg. u. Augsb. 1855, 2 Bde.)[3].

Von den hier verzeichneten Quellen ist das Werk von Schurz bei weitem die wichtigste. Es berichtet mit bisweilen zu großer Ausführlichkeit im allgemeinen zuverlässig über fast alle Daten zu Lenaus Leben und Werken. Eine bedeutsame Ergänzung dazu bilden die Schriftstücke, die aus des Dichters Beziehungen zur Familie Löwenthal entstanden sind. Frankl hat sie zuerst teilweise veröffentlicht (Frankl), leider vielfach ungenau (vgl. dazu Minors Besprechung im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur", herausgeg. von Edward Schroeder und Gustav Roethe, Bd. 18, S. 276ff., Berlin 1892). Castle hat dann mit großer Sorgfalt das gesamte Material in seiner wichtigen Publikation zusammengetragen (Castle). Für Lenaus Erlebnisse in Wien bieten ferner Frankl, „Zur Biographie", und Grün manche Einzelheiten, während Schlossars Veröffentlichung der Briefe Lenaus an Georg und Emilie von Reinbeck (Schlossar) für des Dichters Beziehungen zu den Schwaben die Hauptquelle bildet (vgl. die Besprechung von Ludovic Roustan in der *„Revue critique d'histoire*

---

[1] Vorhanden auf der kgl. Bibliothek zu Berlin und den Universitätsbibliotheken zu Göttingen und Marburg. — [2] Vorhanden auf der kgl. Bibliothek zu Berlin und der Universitätsbibliothek zu Göttingen. — [3] Vorhanden auf der kgl. Bibliothek zu Berlin.

et de littérature", 30. Jahrg., Neue Serie, Bd. 42, S. 462 ff.; Paris 1896). Daneben geben Mayer und Niendorf mehr einen Begriff von der Wärme, mit der man Lenau in Schwaben entgegenkam, als daß sie wichtige Daten hinzufügten.

Die neueste Behandlung des Lebens und Schaffens Lenaus bietet Eduard Castle, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt (Leipz. 1902). Neben diesem kurzen, aber tiefdringenden Lebensabriß besitzen wir nur die französische Darstellung von Roustan (vgl. dazu die Besprechungen von Eduard Castle im „Euphorion", herausgeg. von August Sauer, Bd. 6, S. 785 ff. [Wien u. Leipz. 1899], und von Valentin Pollak im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur", herausgeg. von Eduard Schroeder und Gustav Roethe, Bd. 26, S. 323 ff. [Berlin 1900]). Eine ausführliche Analyse des lyrischen Schaffens Lenaus versucht *L. Reynaud, N. Lenau. Poète lyrique* (Paris 1905).

Zur Revision des Textes bemerken wir folgendes:

Spracheigentümlichkeiten Lenaus sind: frägt für „fragt", ſtoßt für „stößt", ob für „als ob". Im übrigen weicht seine Sprache kaum von der heutigen Dichtersprache ab. Die in den älteren Ausgaben seiner Werke zumeist „-ren", „-rem", „-len", „-lem" lautenden Endsilben werden in den späteren häufig in „-ern", „-erm", „-eln", „-elm" verwandelt. — Die Orthographie modernisieren wir im allgemeinen und setzen daher für Gränze, Geberde, allmählig, Pabſt „Grenze", „Gebärde", „allmählich" und „Papst" ein. — Die Interpunktion modernisieren wir mit Zurückhaltung, da zahlreiche vom Dichter gesetzte Zeichen offenbar als Winke für den Vortrag aufzufassen sind.

Lenaus Leben und Werke (S. 7*—72*).

S. 7*, Z 2. Unserer Darstellung der Jugendjahre Lenaus bis zur ersten Reise nach Schwaben liegen hauptsächlich die Mitteilungen von Schurz, Bd. 1, S. 3—113, zugrunde. An dessen Zuverlässigkeit ist nicht zu zweifeln, da ihm die Erinnerungen seiner Gattin Therese (Lenaus Schwester) und von 1821 ab seine eigenen zu Gebote standen. Für die Mitteilungen über die Familie Niembsch und Lenaus Vorfahren konnte er die Familienpapiere benutzen. Lenaus Studiengang hat er aus den ihm vorliegenden Prüfungszeugnissen entnommen.

Z. 3. Ernst, S. 3, teilt folgenden Eintrag aus dem Kirchenbuche von Csatád mit: „*Annus 1802. Dies 13. Augusti nomen Prolis Nicolaus Franciscus, Parentes Franciscus Niembsch Regio Cameralis contra-scriba Theresia. Patrini Nicolaus Hehl Regio Cameralis Rentmeister, Baptisans Josephus Gruber Parochus.*" — Den Rufnamen erhielt also Lenau von dem Paten Nikolaus Hehl, kgl. Rentmeister in Csatád, den Namen „Franz" von seinem Vater. Bei letzterem riefen ihn später auch die Großeltern, wohl in Erinnerung an den eigenen Sohn.

S. 8*, Z. 22. So berichtet Roustan, S. 5 oben, auf Grund einer Mitteilung von Lenaus Neffen Schurz. Den ethnographischen Ableitungen Roustans gegenüber verhalten wir uns skeptisch.

S. 12*, Z. 20. Von einem Federmesserduell, das der Student Niembsch im Spätherbst 1819 mit zwei Kommilitonen während der Pause im Hörsaal ausfocht, berichtet Joh. Gabr. Seidl in seinem Aufsatz über „Nikolaus Lenau. Erinnerung aus meinem Leben" (zuerst in den „Sonntagsblättern", herausgeg. von L. A. Frankl, S. 47 ff., Wien 1848; dann auch bei Schurz, Bd. 1, S. 39 f.).

Z. 27. Lenau schrieb am 12. Oktober 1820 aus Stockerau an seine Mutter (Schurz, Bd. 1, S. 38): Die Wellen des weiblichen Umganges brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den sichern Hafen der Geistesüberlegenheit, welche nach Egoismus stinkt, der es aber nicht werden soll.

Z. 35 ff. Über Weintridt, Remboldt und Stein berichtet auch Grün, S. XXIII.

S. 13*, Z. 31 f. Vgl. den Brief an Sophie Löwenthal vom 18. Juni 1843 aus München (Castle, S. 252).

S. 14*, Z. 2. Über „Lenau in Preßburg" handelt Dr. August Siebenlist in „Neue Freie Presse. Morgenblatt" vom 13. Oktober 1883, Nr. 6871 (Wien), auf Grund mündlicher Berichte. Diese stammen von Franz von Nemethy, Advokaten und Buchhalter der Stadt Tirnau, der im Studienjahre 1821/22 bei Lenaus Mutter und deren zweitem Gatten Unterkunft und Verpflegung fand. Die Namen der anderen Pensionäre waren: Mukich, Zokich, Gabrielovich, zwei Brüder Gotthardt, Schweighofer. Mit Ausnahme der Brüder Gotthardt waren alle Magyaren.

Z. 22 ff. Vgl. den Brief vom 8. Mai 1821 aus Wien (Schurz, Bd. 1, S. 50).

S. 15*, Z. 36. Über die Freundschaft mit Kleyle berichtet Schurz, Bd. 1, S. 41. Der Briefwechsel ist bei Frankl mitgeteilt.

S. 16*, Z. 6. Lenau schrieb am 5. Februar 1836 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 86): Ich bin sehr gesund, aber wenig froh. Gleich nach meiner Ankunft bei meiner Schwester sagte mir eines ihrer Kinder: „Herr Onkel, ein guter Freund von Ihnen ist gestorben." Es ist Kleyle. Er war mein ältester Jugendfreund, mit ihm ist viel Rechtschaffenheit und Seelengüte von dieser Erde gegangen. Im Jahre 1835 hatte Kleyle, der aus Haßlach in Baden stammte, damals Güter des Erzherzogs Karl in Schlesien verwaltete und den Titel Oberamtmann führte, seine Heimat aufgesucht und dabei auf Lenaus Empfehlung im Briefe vom 15. August 1835 aus Wien an Emilie von Reinbeck (vgl. Schlossar, S. 82) dieser einen Besuch abgestattet. Am 15. Oktober 1835 dankte Lenau von Wien aus der Freundin für die herrliche Aufnahme, die Kleyle bei ihr gefunden habe (vgl. Schlossar, S. 84).

S. 16*, Z. 17. Mit Joseph Klemm korrespondierte Lenau noch von Heidelberg und Amerika aus (vgl. Lenaus Briefe vom 17. Februar 1832 und 6. März 1833 bei Schurz, Bd. 1, S. 154 u. 206). Später hören wir nichts mehr von beiderseitigen Beziehungen. — Dr. Keiller war später Arzt in Preßburg. In Wien war er Lenaus Studiengenosse, als beide sich vornehmlich mit Anatomie beschäftigten. Die Mitteilungen Leopold Komperts in dessen Aufsatz über „Lenau als Hörer der Medizin. Aus der Erinnerung eines Kollegen" stammen von ihm (zuerst in den „Sonntagsblättern", herausgeg. von L. A. Frankl, S. 17 ff., Wien 1848; dann auch bei Schurz, Bd. 1, S. 84 ff.). Am 22. Februar 1836 äußerte Lenau im Briefe an Emilie von Reinbeck aus Wien (vgl. Schlossar, S. 88) die Absicht, einen Ausflug nach Ungarn zu unternehmen, die langentbehrten heimatlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufrischen. Dabei dachte er vor allem an einen Besuch Preßburgs und des dort lebenden Keiller.

Z. 23 f. Als dauernde oder vorübergehend auftauchende Gäste von Neuners „Silbernem Kaffeehause" von den zwanziger bis vierziger Jahren zählt Grün, S. XXVI, folgende auf: Grillparzer, Zedlitz, Bolza, Raimund, L. Löwe, Johann Nepomuk Vogl, C. W. Huber, Feuchtersleben, Dr. Hock, H. von Levitschnigg, Max von Löwenthal, Ferdinand Wolf, Ludwig August Frankl, Deinhardstein, Castelli, Karajan, Stelzhammer, Graf Heußenstamm, von Schober, von Littrow, Dr. Görgen, Dr. Seligmann (beides Mediziner), M. von Enk, C. G. von Leitner, Fr. von Schwind, Urnhauser, Dr. Haltaus, Holtei, Graf Alexander von Württemberg, die Dänen Martensen und Bornemann, die Schweden Böttiger und Hagberg, die Komponisten Dessauer, J. Fischhof, Otto Nikolai und Karl Evers.

S. 17*, Z. 2. Ein Brief Lenaus an Fritz Kleyle vom 1. Januar 1826 aus Wien, den Frankl, S. 227, mitteilt, schildert die Erkrankung als sehr gefährlich. Lenau war mehrfach dem Ersticken nahe.

Z. 21. Über Matthias Leopold Schleifer vgl. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 6, S. 552—554 (2. Aufl.; Leipz., Dresd., Berl. 1898). Schleifer, geb. 9. März 1771 zu Wildendürnbach in Niederösterreich, beendete 1793 die juristischen Studien, bekleidete dann nacheinander verschiedene Ämter und wurde 1829 Pfleger der kaiserlichen Salinenherrschaft Ort bei Gmunden, 1837 Bergrat in Gmunden; er starb am 26. September 1842. Seine „Poetischen Versuche" erschienen Wien 1830, „Gedichte" Wien 1841, „Gedichte" in Gesamtausgabe, herausgeg. von K. A. Kaltenbrunner, Wien 1847. — Von Besuchen bei Schleifer, meist auf der Durchreise von oder nach Stuttgart, mehrfach auch von Ischl aus, berichten Lenaus Briefe häufig. Vgl. ferner den Aufsatz „Matthias Leopold Schleifer und seine Beziehungen zu N. Lenau" von Prof. Dr. Hubert Badstüber im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", herausgeg. von Karl Glossy, 19. Jahrg., S. 151 ff. (Wien 1910).

S. 17*, Z. 33. Schleifers etwas pathetisch aufgestutzter Brief vom 13. November 1830 findet sich bei Schurz, Bd. 1, S. 107 f.

S. 18*, Z. 11 f. Dieser Brief an Schurz vom 8. Juli 1833 aus Stuttgart steht bei Schurz, Bd. 1, S. 216. — Am 27. Juli [1829] schrieb Lenau an Fritz Kleyle (Frankl, S. 245): Diesen Brief schreib' ich mit zerrißnem Geist und gebrochnem Herzen. Er berichtet von der hoffnungslosen Krankheit der Mutter und fügt hinzu: Das traurige Bild meiner hinschmachtenden Mutter wird mich mein Leben lang nicht verlassen. Sie wird bald sterben, bald wird das treue Mutterherz still stehen. Mir wird immer bänger, und ich sehe mich ängstlich nach einem Herzen um, das für mich schlagen wird, wenn jenes geliebte stillesteht. Freund! ich klopf' an Deine Brust ... Der frische Schmerz über Bertas Treulosigkeit verstärkte diese Leiden.

Z. 31. Über Dr. Vogel, sein ferneres Leben und seine weiteren Beziehungen zu Lenau berichtet Dr. August Siebenlist in seinem Aufsatz über „Lenau in Preßburg" („Neue Freie Presse. Morgenblatt" vom 13. Oktober 1883, Nr. 6871, Wien) etwa folgendes: Vogel, der weder intellektuell noch als Charakter hervorragte, war nicht imstande, auf Lenau einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Mit Gleichmut spielte er die Rolle des Pantoffelhelden. In Preßburg waren Vogels materielle Verhältnisse denkbar ungünstig. Sie waren nicht viel besser, als er sich nach dem Tode seiner Gattin in Freistadtl und Szered, Märkten zwischen Tirnau und Neutra, eine ärztliche Praxis zu schaffen suchte. In den vierziger Jahren war Vogel ein gebrochener Greis, der bald im Elend starb. Die Beziehungen zu Lenau, über den Vogel nur noch herbe Worte fand, waren nach dem Tode der Mutter des Dichters mehr denn kühl.

S. 19*, Z. 13 ff. Über Lenaus Beziehungen zu Berta berichtet Schurz, Bd. 1, S. 73—76, kurz, aber präzis. Einige unserer Zitate stammen von dort, andere aus Briefen an Fritz Kleyle, die Frankl mitteilt (vgl. Frankl, S. 217, 220 f., 229 f., 232, 237 f.). Die Feststellung der erreichbaren Daten zur Lebensgeschichte Bertas, ihrer Mutter und ihrer Tochter verdanken wir dem Aufsatze über „Lenaus Bertha. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters" von Heinrich Röttinger („Euphorion", herausgeg. von August Sauer, Bd. 6, S. 752—761; Wien u. Leipz. 1899). Darnach ist Berta 1809 geboren und am 21. März 1868 im Rudolfspitale zu Wien als Bettlerin an Lungenödem gestorben. Als ihre Mutter (geb. 1786 in Wien) am 2. November 1842 starb, befand sie sich noch in günstiger Lage und hatte für jene, die sich seit 1834 im Allgemeinen Krankenhause befand, die vollständige Verpflegung bezahlt. Bertas Tochter Adelheid Magdalena Hauer [nicht Niembsch!] starb am 25. August 1844 in der Wohnung ihrer Mutter an Auszehrung, 18 Jahre alt. Niembsch hat sich nie um sie gekümmert; auch sind keine Ansprüche von Adelheids Mutter an ihn gestellt worden.

S. 21*, Z. 3 ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 98.

Z. 10 ff. In den Jahren 1835—36 war der Verkehr zwischen Lenau

und Grün besonders herzlich. Damals hegten beide den Plan, nach Amerika zu gehen; doch konnte sich Lenau nicht zu so engem Anschluß an den Freund entschließen; vgl. Lenaus Brief vom 19. Juni 1835 aus Hütteldorf an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 79f.) und Schurz, Bd. 1, S. 304. Lenau hoffte, Auersperg werde die Gräfin Marie, die Schwester Alexanders von Württemberg, heiraten; vgl. dazu Lenaus Brief vom 26. November 1835 aus Stuttgart an Sophie Löwenthal (Castle, S. 18). Über die Wärme der Beziehungen der beiden Dichter zueinander in jener Zeit schrieb Schurz am 25. März 1836 aus Wien an Schleifer (Schurz, Bd. 1, S. 322f.): „Er [Auersperg] ist ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen sein, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Teil des Tages beisammen.“ Über den Grund der vorübergehenden Verstimmung, wahrscheinlich lediglich eine Barschheit Auerspergs, berichtet Lenau im Briefe vom 29. April 1836 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 93f.). Die Versöhnung erfolgte noch in demselben Jahre; vgl. Lenaus Brief an Auersperg vom 5. Dezember 1836 aus Wien bei Schurz, Bd. 1, S. 336. Wahrscheinlich infolge der Verheiratung Grüns mit einer Dame aus hochkonservativem Hause stellte sich später bei Lenau ein gewisses Mißtrauen gegen Grün ein (vgl. Lenaus Äußerung bei Castle, S. 168, Nr. 139), das aber wieder schwand (vgl. Lenaus Äußerungen bei Castle, S. 212f., Nr. 181, und S. 238, Nr. 220). Über das freundschaftliche und auf beiderseitiger Achtung beruhende Verhältnis beider Dichter schreibt Sophie Löwenthal noch am 22. Juni 1845 aus Dornbach schöne Worte an Lenau (vgl. Castle, S. 333). Frankl, „Zur Biographie“, S. 66, berichtet von der Wertschätzung, die Lenau für Grün als Dichter gehegt habe.

S. 21*, Z. 30ff. Vgl. Lenaus Brief an Braunthal vom 11. Mai 1831 aus Wien (Schurz, Bd. 1, S. 112): Hier überſende ich Dir ein Gedicht mit der Bitte, es baldigſt drucken zu laſſen; das Wo bleibt Dir zu beſtimmen.

Z. 33ff. Lenau hat später Braunthals Charakter sehr abfällig beurteilt, als dieser wegen eines Angriffes auf Auersperg von diesem gefordert wurde und sich wegen seines Verhaltens dabei allgemeinen Tadel zuzog. Vgl. Lenaus Äußerungen bei Castle, S. 72f., und die Mitteilungen über sonderbare Erlebnisse mit Braunthal im Briefe an Sophie Löwenthal vom 7. September 1840 aus Stuttgart (Castle, S. 155f.).

S. 22*, Z. 5ff. Auerbach, S. 4f., sagt, freilich etwas übertreibend: Die Schwaben bildeten damals die „Kontinuation des eigentlich Dichterischen, zumal in rhythmischer Fassung“. Schon als Süddeutscher hatte Lenau mit ihnen Berührungspunkte; dagegen unterschied sich seine Dichtung von der ihren durch sein Interesse für das Problem. — Nach Roustan, S. 60, hat Braunthal Lenau auf Schwaben und Cotta hingewiesen.

Z. 14ff. Vgl. Thereses Abschiedsbrief bei Schurz, Bd. 1, S. 115.

Z. 15ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 114.

S. 22*, Z. 23ff. Vgl. Lenaus Briefe aus Gmunden vom 9. Juli und aus Karlsruhe vom 22. Juli 1831 an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 115ff. und 119ff.).

Z. 30. Den Brief, mit dem Lenau die Sendung an Schwab begleitete, druckt Ernst, S. 99, ab.

S. 23*, Z. 1ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 123, und den daselbst, S. 124ff. mitgeteilten Brief an Schurz vom 5. Oktober 1831 aus Heidelberg, ferner Christoph Theodor Schwab, Gustav Schwabs Leben, S. 107ff. (Freiburg i. B. und Tübingen 1883).

Z. 32ff. Über die Beziehungen Lenaus zu Mayer vgl. Mayer, über die zu Kerner vgl. Kerners Briefwechsel und Kerner. Mayers freundschaftliche Fürsorge erstreckte sich bis auf Lenaus kranken Daumen (Brief Lenaus an Mayer vom 15. Januar 1832 aus Stuttgart; vgl. Mayer, S. 23f., und Schurz, Bd. 1, S. 145), wodurch Lenau an seine Mutter erinnert wurde. Er preist Mayers Freundschaft in den Briefen an Schurz vom 8. November 1831 und 12. Januar 1832 aus Heidelberg (Schurz, Bd. 1, S. 127 u. 141).

S. 24*, Z. 19ff. Über die Anknüpfung der Bekanntschaft mit Alexander von Württemberg berichtet Schurz, Bd. 1, S. 129, über die Beziehungen zwischen ihm und Lenau Fräulein von Hünersdorff bei Schurz, Bd. 1, S. 227f.

Z. 25ff. Nach Kerner, S. 1015.

Z. 29f. Vgl. Lenaus Brief an Sophie Löwenthal vom 18. September 1836 aus Ulm (Castle, S. 24f.).

Z. 32ff. Vgl. Schurz, Bd. 2, S. 163 und 265.

S. 25*, Z. 1f. Vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 23. Mai 1835 aus Wien (Schlossar, S. 78): Ihre Nachricht von der Verheiratung der Gräfin M. hat mich nicht erfreut. Ich glaube nicht, daß sie glücklich wird; ferner die Briefe an Sophie Löwenthal vom 26. November 1835 über die Auflösung der Verlobung der Prinzessin und vom 16. Juni 1842 aus Stuttgart über deren doch noch erfolgende Vermählung (Castle, S. 18 u. 223f.), besonders aber Lenaus teilnehmende Worte über sie im Briefe vom 13. Juni 1840 aus Stuttgart an Sophie Löwenthal (Castle, S. 133).

Z. 3ff. Vgl. dazu die Äußerungen Lenaus vom 18. Januar 1839 bei Castle, S. 73, Nr. 48. Gustav Pfizers „Gedichte“ erschienen 1831, eine „Neue Sammlung“ 1835, „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung“ 1840. Seit 1838 redigierte er den poetischen Teil des Stuttgarter Morgenblattes.

Z. 8f. Des liberalen Politikers „Briefwechsel zweier Deutschen“, der den Anschluß der süddeutschen Staaten an Preußen empfahl, erschien 1831.

Z. 11f. Nach Lenaus Mitteilung im Briefe an Schurz vom 5. Oktober 1831 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 125).

Z. 19. Ziemlich hart urteilt darüber Kerner, S. 1015. Auch Martensen, S. 203, spricht von dem Lenau-Kultus in Württemberg.

S. 25*, Z. 21. Vgl. Martensen, S. 195.

Z. 21f. Schurz, Bd. 1, S. 380ff., berichtet von der Huldigung einer preußischen Gräfin; vgl. auch Schurz, Bd. 2, S. 336. Max Löwenthal erzählt am 14. November 1838 vom „schwärmerisch-feurigen" Briefe eines Lenau persönlich unbekannten Berliner jungen Mädchens.

Z. 26ff. Emma von Suckow (1807—76; geborne von Galatin) hatte Lenaus Bild besungen; vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 23. November 1838 aus Stuttgart (Schlossar, S. 112, und Niendorf, S. 7). Sie lernte Lenau am 25. Februar 1840 bei Reinbecks kennen (Niendorf, S. 9). Im Juni 1841 besuchte er die Schwestern in München. Vgl. Lenaus Brief vom 19. Juni 1841 aus Ischl an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 152).

Z. 31. Frankl, „Zur Biographie", S. 142, spricht geradezu von der „Affenliebe" einiger schwäbischer Freunde, besonders Kerners, zu Lenau.

Z. 32f. Schilderungen von Lenaus Äußerem, seiner Sprache usw. finden sich bei Mayer, S. 2, Frankl, „Zur Biographie", S. 8f., Kerner, S. 1014, Schurz, Bd. 1, S. 118, Martensen, S. 193. Den österreichischen Akzent seiner Sprache heben Mayer (S. 2) und Niendorf (S. 11) hervor.

S. 26*, Z. 17. Dies bekundet Schurz, Bd. 2, S. 175f.

Z. 18f. Dies bekundet Niendorf, S. 240f. Frankl, „Zur Biographie", S. 111, findet dagegen während der Krankheit ungarischen Akzent in Lenaus Sprache.

Z. 19f. Nach Dr. August Siebenlist, Lenau in Preßburg („Neue Freie Presse. Morgenblatt" vom 13. Oktober 1883, Nr. 6871, Wien).

Z. 22. Auch Martensen, S. 206f., rühmt Lenaus bedeutende musikalische Begabung, besonders sein eindrucksvolles Violinspiel. Nach Frankl, „Zur Biographie", S. 44, sagte Lenau: Das Letzte und Tiefste läßt sich doch nicht mit Worten sagen, der Geist muß wie ein Schiff vom dürren, steinigen Gedankenstrande sich fortschnellen und dem unbestimmt flutenden Ozeane der Gefühle — der Musik überlassen. Ebenda, S. 47, wird berichtet, wie Lenau die auf Kerners altem Turme in Weinsberg angebrachten Äolsharfen oft stundenlang stimmte; er sagte: Mir war es dann, wenn ich sie melancholisch tönen hörte, als vernehme ich Stimmen einer anderen Welt. — Als Lenau seinen Prolog „Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl" (S. 334 dieses Bandes) gedichtet hatte, ernannte ihn die „Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst" zum Ehrenmitglied (vgl. Schurz, Bd. 2, S. 107—109).

Z. 27. Über Lenaus Gitarrespiel und Godenberg berichtet Schurz, Bd. 1, S. 15 und 37.

Z. 36f. Nach Schurz, Bd. 2, S. 135.

Z. 37f. So äußerte sich Lenau nach Frankl, „Zur Biographie", S. 47.

S. 27*, Z. 2f. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 14f. und 45f.

Z. 12. Vgl. Dr. August Siebenlist, Lenau in Preßburg („Neue Freie Presse. Morgenblatt" vom 13. Oktober 1883, Nr. 6871, Wien).

S. 27*, Z. 13. Dieses erzählte Lenau im Januar 1842 (vgl. Castle, S. 210).

Z. 19. Über die Erwerbung einer echten Joseph Guarnerius berichtet Lenau am 29. November 1840 aus Wien an Emilie von Reinbeck (vgl. Schlossar, S. 142). In den Briefen an diese finden sich überhaupt die meisten Nachrichten über sein Violinspiel.

Z. 25. Diese Worte bei Frankl, „Zur Biographie", S. 44f.

Z. 26ff. Vgl. Kerner, S. 1015. Lenau spielte in bunter Abwechselung Beethovensche Sonaten, steirische und ungarische Tänze; vgl. auch Frankl, „Zur Biographie", S. 47.

Z. 32ff. Vgl. Lenaus Äußerungen vom 2. und 3. Dezember 1840 bei Castle, S. 163f., Nr. 131 und 132.

S. 28*, Z. 1ff. Lenau hat sich häufig über den Eindruck, den Beethovens Kunst auf ihn ausübte, geäußert. Er nannte sie unter den Momenten, von denen er das Beste und Meiste gelernt habe (Castle, S. 133) und äußerte: So hat niemand den Schmerz verstanden wie Beethoven. Was Laokoon für den physischen Schmerz, ist er für den der Seele (Castle, S. 165, Nr. 136); ferner: Beethoven wirkt auf mich wie kein Geist auf Erden (Frankl, „Zur Biographie", S. 47). Zu Emilie von Reinbeck äußerte er im Briefe vom 14. März 1836 aus Wien (Schlossar, S. 90): Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon.

Z. 3f. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 102f.; nach Frankl, „Zur Biographie", S. 34, bedauerte Lenau, daß Schubert vor dem Erscheinen seiner Gedichte gestorben sei. Das Abflauen seiner Vorliebe bezeugen Niendorf, S. 11, und eine Äußerung aus dem November 1839 (Castle, S. 106): Schuberts Kompositionen nützen sich ab. Es ist eine gewisse Koketterie, eine unmännliche Weichheit in ihnen.

Z. 4f. Vgl. Martensen, S. 207f. Auch Martensens Hinweis auf Mozarts „Don Juan" vermochte Lenaus Urteil nicht zu ändern.

Z. 7. Vgl. den Brief vom 14. März 1836 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 90).

Z. 8ff. Vgl. den Brief an Schurz vom 22. Februar 1835 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 296) und Niendorf, S. 153.

Z. 15ff. Vgl. Schurz, Bd. 2, S. 180f., Martensen, S. 208f., Lenaus Urteil über die „Ouvertüre zum Märchen von der schönen Melusine" (Castle, S. 412) und über das Oratorium „Paulus" (Castle, S. 39; Niendorf, S. 19).

Z. 25ff. Mit Lotte Gmelin befassen sich Lenaus Briefe vom 8. November 1831 an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 127), vom 6. Januar 1832 an Mayer (Mayer, S. 19; Schurz, Bd. 1, S. 136), vom 12. Januar 1832 an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 142), an Mayer vom 15. und 21. Januar 1832 (Mayer, S. 24 u. 29; Schurz, Bd. 1, S. 145f. u. 148), an Klemm vom 17. Februar 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 154; Antwort auf Klemms Brief über Lotte vom 6. Januar 1832; Schurz, Bd. 1, S. 137), an Kerner vom 4. Mai 1832 (Kerners Briefwechsel, S. 35; Schurz, Bd. 1, S. 172),

an Schurz vom 19. Mai 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 177), an Mayer (vor der Abreise nach Amerika; Mayer, S. 69 u. 72f.). Ausführlich behandelt die Beziehungen sowie Lotte selbst, deren Familie und spätere Erlebnisse: Ernst, S. 49ff.

S. 29*, Z. 20f. Vgl. Kerners Briefwechsel, S. 14; Kerner antwortete am 18. November 1831 (ebenda, S. 16).

S. 30*, Z. 17. Vgl. Kerners Brief an Lenau vom 25. April 1832 aus Weinsberg (Kerners Briefwechsel, S. 35).

Z. 30f. Vgl. Lenaus Brief an Kerner vom 4. Mai 1832 aus Stuttgart (Kerners Briefwechsel, S. 35).

Z. 36ff. Über Lenaus Beziehungen zu Schwab und dessen Gattin handelt sehr ausführlich Ernst, S. 98ff., in dem Abschnitte „Sophie Schwab". 1837 las Lenau Korrekturen für Schwab (vgl. Castle, S. 410 und 412). Die Abkühlung der Beziehungen zeigt sich in Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 9. November 1840 aus Wien (Schlossar, S. 141). 1838 besuchte Lenau Schwabs mit Reinbecks in Gomaringen, wo Schwab Pfarrer geworden war, und hörte ihn dort am 8. Juli predigen (Schurz, Bd. 1, S. 372). Mitte April 1844 führte er Auerbach bei Schwabs ein (Schurz, Bd. 2, S. 146).

S. 31*, Z. 3f. Vgl. Lenaus Brief an Sophie Löwenthal vom 24. Mai 1843 aus Stuttgart (Castle, S. 247).

Z. 9ff. Über die Familie Reinbeck und ihre Beziehungen zu Lenau vgl. Schlossar. Ernst, S. 131ff., behandelt in dem Abschnitt „Emilie Reinbeck" diese selbst und ihre Familie ausführlich. Lenau schilderte das Hartmann-Reinbecksche Haus begeistert im Briefe an Schurz vom 19. Mai 1832 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 177).

S. 32*, Z. 8f. Vgl. Lenaus Briefe vom 28. Dezember 1839 und Januar 1840 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 122 u. 128).

Z. 9ff. Vgl. auch über Reinbeck: „Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten", herausgeg. von dem Sohne Konrad Menzel, S. 251 (Bielefeld u. Leipz. 1877).

Z. 20ff. Zu Charlotte von Bawr (Lenau schreibt meist Bauer) bemerkt Niendorf, S. 16, in der Fußnote: „Hofdame der Königin Katharina; Künstlerin an der Staffelei wie am Piano . . .". Lenau läßt sie in seinen Briefen fast jedesmal grüßen, z. B. am 29. April 1836 an Reinbeck (Schlossar, S. 94): Grüße mir Fräulein Charlotte, die liebe, flüsternde Freundin, und flüstre ihr zu, daß ich sie ehre und liebe. Seine Gedichte mit den Widmungsversen (vgl. S. 165 dieses Bandes) übersandte ihr der Dichter am 6. September 1833 von Eßlingen aus durch Emilie von Reinbeck (vgl. Schlossar, S. 40). Lenau beklagt ihren Tod im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 24. September 1841 aus Ischl (Schlossar, S. 156f.).

Z. 25ff. Vgl. zu Lenaus Aufenthalt in Heidelberg: Samuel Brandt, Lenau in Heidelberg. Mit einem noch nicht veröffentlichten Briefe des Dichters [an David Zimmern vom 16. September 1833

aus Heidenheim] (in „Ruperto-Carola. Illustrierte Fest-Chronik der V. Säcularfeier der Universität Heidelberg", S. 162f.; Heidelb. 1886).

S. 32*, Z. 27ff. Vgl. Lenaus Brief an Mayer vom 1. Dezember 1831 aus Heidelberg (Mayer, S. 9, und Schurz, Bd. 1, S. 134).

S. 33*, Z. 14. Über den Plan eines Operntextes äußert sich Lenau in den Briefen aus Heidelberg an Schurz vom 12. Januar und an Klemm vom 17. Februar 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 141 u. 155); nach letzterem fielen die Gestalten . . . zu derb und heftig aus. Bei einem Gespräche über Mendelssohns „Paulus" äußerte Lenau später den Wunsch, das Thema „Judas Ischarioth" in einem Oratorium zu behandeln (Niendorf, S. 19).

Z. 17ff. Wir hören zum erstenmal von diesem Trauerspiel in Lenaus Brief an Klemm vom 17. Februar 1832 aus Heidelberg (Schurz, Bd. 1, S. 155). Kerner berichtet am 11. März 1832 an Mayer, Lenau habe seine Tragödie liegen lassen (Mayer, S. 58; Schurz, Bd. 1, S. 157). Vgl. ferner Lenaus Briefe an Schurz vom 19. Mai 1832 aus Stuttgart und vom 22. September 1833 aus Augsburg (Schurz, Bd. 1, S. 178 u. 230) sowie an Mayer vom 9. Juni 1832 aus Heidelberg (Mayer, S. 82; Schurz, Bd. 1, S. 179).

Z. 26. Niendorf, S. 61, weiß vom Inhalte einer Szene, die aber Lenau nachmals verloren habe, zu berichten.

Z. 27. Über das weitere Schicksal des dramatischen Planes berichtet Schurz, Bd. 1, S. 196 und 240.

Z. 31ff. Lenau schrieb am 11. September 1838 aus Wien an Reinbeck (Schlossar, S. 111): Mein mit Dir durchgesprochenes Trauerspiel ist von mir nicht aufgegeben, wird aber warten müssen bis nach den „Albigensern". Emilie von Reinbeck schlug ihm 1839 einen Trauerspielstoff vor; ihr schrieb er am 25. November 1839 aus Wien (Schlossar, S. 119): Nach Ihrem Trauerspielstoffe gelüstet mich's bedeutend. Daß die Tragödie das einzige Feld ist, wo der Dichter heutzutage einen schlagenden Erfolg erringen könnte, ist ganz gewiß; ob aber gerade ich die persönliche Befähigung dazu besitze, muß ich freilich bezweifeln, weil mir selbst dafür keine Belege vorliegen. Versuchen aber will ich's, und mit um so größerer Freudigkeit, als mir, wie ich erwarte, der Stoff aus so lieber Hand gereicht sein wird. Im Gegensatz dazu steht folgende Stelle aus einem Briefe an Sophie Löwenthal vom 12. Juni 1842 aus Stuttgart (Castle, S. 221f.): Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles andere ist ein Gerede von außen her, wenn auch Zuhörer genug dafür sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit; schwebt sie nicht wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine *laterna magica* immerhin anzünden. Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Halms neuestes Stück hat eben nur soviel Wirksames, als es Lyrisches hat. Nach Niendorf, S. 59, mußte Emilie von Reinbeck für den Dichter, der einen polnischen Stoff zu dramatischer Bearbeitung wünschte, alte Chroniken durchlesen und ausziehen. Am 20. Sep-

tember 1843 berichtete Lenau an diese über einen weiteren Plan (Schlossar, S. 179): „Balduin" ist nicht aufgegeben. Die Studien dazu sind begonnen und werden fleißig getrieben. Ein erhaltenes Stück des Entwurfs zum 1. Akt bei Castle, S. 541. — Nach Niendorf, S. 193, erzählte Lenau auch von einem Lustspiel „Die Mariage in Ungarn", das er mit 19 Jahren geschrieben habe, bemerkte aber: Ich weiß nicht, wo es hingekommen ist. Über die Arbeit an einem Trauerspiel berichtete er auch der Mutter am 8. Mai 1821 aus Wien (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 50).

S. 33*, Z. 36. Über Lenaus Beziehungen zu Grillparzer vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 66, ferner Alfred Freiherr von Berger, Wie Grillparzer über Lenau dachte („Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", herausgeg. von Karl Glossy, 12. Jahrg., S. 3 f. [Wien 1902]; dort auch S. 9 f. Grillparzers Gedicht „Am Grabe Lenaus"). Das Verhalten der beiden Dichter zueinander war stets kühl.

S. 34*, Z. 14. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 17. Kövesdy versuchte im Alter von 13 Jahren, mit einem Schulkameraden nach Amerika auszuwandern.

Z. 31 ff. Lenau empfahl das Buch seiner Schwester Therese und Schurz im Briefe an diesen vom 16. März 1832 aus Heidelberg (Schurz, Bd. 1, S. 163).

S. 35*, Z. 1 ff. Vgl. die Briefe Kerners an Mayer vom 11. März und Lenaus an denselben vom 13. März 1832 (Mayer, S. 58 u. 60 f.; Schurz, Bd. 1, S. 156 f. u. 158 ff.; Kerners Briefwechsel, S. 29 ff.); dem letzteren fügte Kerner hinzu: „Das ist alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon; es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes!" Weiteres in den Briefen Lenaus an Kerner vom (15.) März 1832 aus Heidelberg und vom 1. April 1832 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 160 f. u. 165; Kerners Briefwechsel, S. 31 f. u. 32 f.).

Z. 14 f. Kerner berichtete am 24. Oktober 1850 über die Vorbereitungen an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 189 f.): „In meinem Gartenhause wohnend, bereitete sich Niembsch zu seiner Reise nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen und freute sich gar sehr auf die Urwälder, um dort Opossums, ein Tier, das sich tot stellt, sobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen."

Z. 15 ff. Zu Matuschinski vgl. Lenaus Briefe an Anton und Therese Schurz vom 21. April, an Kerner vom 4. Mai, Matuschinskis an Lenau vom 6. Mai, Lenaus an Mayer vom 9. Juni 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 167, 169, 169 f., 179), auch Kerner, S. 1039.

Z. 20 ff. Der Brief Lenaus an Fritz Kleyle vom Ostersonntag 1826 berichtet von englischen Sprachstudien (Frankl, S. 230). Vgl. ferner Schurz, Bd. 1, S. 201.

Z. 26 ff. Vgl. die zwischen Lenau, Schurz und Therese gewechsel-

ten Briefe vom 16. März, 26. März und 24. April 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 161ff., 164, 166ff.).

S. 36*, Z. 1ff. Diese Stelle als Nachschrift zum Briefe an Mayer vom 13. März 1832 aus Weinsberg (Mayer, S. 63).

Z. 5ff. Über die Eindrücke und Erlebnisse der Hinreise berichten Lenaus Briefe vom 23. Juni 1832 aus Mannheim an Kerner (Kerners Briefwechsel, S. 39f.; Schurz, Bd. 1, S. 182), vom 2. Juli an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 24ff.), vom 25. Juli 1832 an Mayer (Mayer, S. 90f.; Schurz, Bd. 1, S. 183f.) und an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 26ff.), vom 27. Juli 1832 an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 186), an Emilie von Reinbeck vom 1. und 12. August 1832 (Schlossar, S. 29f. und 30f.), vom 16. Oktober 1832 an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 196ff.). Weiteres berichtet Schurz, Bd. 1, S. 192f. und 201ff.

S. 37*, Z. 20ff. Mit Lenaus Erlebnissen in Amerika beschäftigen sich, teilweise auf Grund neuer, an Ort und Stelle angestellter Forschungen: G. A. Mulfinger, Lenau in Amerika („*Americana Germanica*", Bd. 1, Nr. 2, S. 7—61, Nr. 3, S. 1—16, New York, Januar 1897); Thomas Stockham Baker, *Lenau and Young Germany in America*, Dissertation, S. 3—30 (Philadelphia 1897); Julius Goebel, Amerika in der deutschen Dichtung, S. 115—124 („Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand", S. 102ff.; Leipz. 1894).

S. 38*, Z. 6. Vgl. Dr. Karl Knortz, Die christlich-kommunistische Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien und neue Mitteilungen über Nikolaus Lenaus Aufenthalt unter den Rappisten (Leipz. 1892). — Lenaus Erlebnisse in Economy verwertet Luise Zehnder-Weil in ihrem Roman „Geläutert" (München 1889), seine Erlebnisse in Amerika überhaupt Ferdinand Kürnberger (1823—79) in seinem Roman „Der Amerikamüde" (Frankf. 1856). Vgl. auch Eduard Castle, Amerikamüde. Lenau und Kürnberger („Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", herausgeg. von Karl Glossy, 12. Jahrg., S. 15ff.; Wien 1902).

Z. 32f. In einem Briefe an Joh. Gabriel Seidl vom 6. Juli 1838 (vgl. Joh. Gab. Seidl, Nikolaus Lenau. Erinnerung aus meinem Leben; in den Wiener „Sonntagsblättern", herausgeg. von L. A. Frankl, 30. Januar 1848, S. 55) sagt Lenau: Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten, alten Klänge nicht verschlingen; im Gegenteile war gerade dort mein Herz feinhöriger als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar.

S. 39*, Z. 2ff. Nach Mayer, S. 106, haben drei Eindrücke bedeutend auf Lenau gewirkt: ein fast erstorbener Urwald in den westlichen Gegenden, das Hudsontal bei New York und der Niagarafall.

Z. 8. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 213f., und Lenaus Brief an Schurz und Therese vom 8. Juli 1833 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 215f.). Über einen etwas barocken Spaß, den sich Kerner bei Lenaus Rückkehr gegenüber dessen Freunden leistete, berichtet Niendorf, S. 132.

S. 39*, Z. 9. Nach Mayer, S. 108ff., litt Lenau an Schlaflosigkeit und Seitenstechen und war schonungsbedürftig. Vgl. auch Frankl, „Zur Biographie", S. 31f.

Z. 12. Vgl. Kerner, S. 1040.

Z. 17. Lenaus Urteil über Amerika enthält insbesondere sein Brief an Emilie und Georg von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio (Schlossar, S. 31ff.). Vgl. dazu Frankl, „Zur Biographie", S. 31f., und Niendorf, S. 211.

Z. 35ff. Über das Schicksal von Lenaus Landbesitz geben die bei Schurz, Bd. 1, S. 340ff., und Bd. 2, S. 21f., abgedruckten Briefe, ferner die Mitteilungen bei Schurz, Bd. 2, S. 278f., 286, 291 nähere Auskunft. Lenaus Vertrag mit dem ersten Pächter druckt Schurz, Bd. 1, S. 210f., ab. Vgl. ferner Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck vom 16. Januar 1838, 31. März und 20. Oktober 1840 (Schlossar, S. 105, 133f., 138f.).

Z. 34. Vgl. Lenaus Briefe an Kerner vom Dezember 1834 und Januar 1835 und an Karl Mayer vom 20. Januar 1835 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 287 u. 290; Kerners Briefwechsel, S. 80f.).

S. 40*, Z. 20. Nach Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 16. Oktober 1833 aus Wien waren Stimmung und Gesundheit nach seiner Rückkehr sehr gut (vgl. Schlossar, S. 47); vgl. auch den Brief aus Wien vom Herbst 1833 an Karl Mayer (Mayer, S. 113).

Z. 22ff. Vgl. den Brief an Schurz vom 22. September 1833 aus Augsburg (Schurz, Bd. 1, S. 229).

S. 41*, Z. 2f. Im Herbst 1833 schrieb Lenau an Karl Mayer (Mayer, S. 114): Die hiesigen Literatoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Wert und Bedeutung zu Hause zu bekommen.

Z. 4f. Darüber berichtet Emilie von Reinbeck am 24. Oktober 1833 an Karl Mayer (Mayer, S. 118).

Z. 5ff. Vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 4.

Z. 29ff. Vgl. Lenaus Brief an Schurz vom 8. Dezember 1834 (Schurz, Bd. 1, S. 282f.).

S. 42*, Z. 1ff. Vgl. Lenaus Briefe an Sophie Löwenthal vom 13. Februar und 9. März 1835 (Castle, S. 10 u. 14) und an Schurz vom 22. Februar und 11. März 1835 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 295 und 300).

Z. 7ff. Vgl. Lenaus Briefe aus Wien vom 15. August 1835 an Karl Mayer (Frankl, S. 239f.) und Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 83f.).

Z. 10ff. Die beiden Schreiben der Brodhagschen Buchhandlung an Lenau vom 22. August 1835 und 29. November 1837 teilt Schurz, Bd. 1, S. 314 u. 352, mit.

Z. 24. Im „Deutschen Musenalmanach", den Chamisso und Schwab herausgaben, finden sich 1837 keine Beiträge Lenaus mehr. Chamisso wollte, um seine Unparteilichkeit zu beweisen, 1837 Heinrich Heines Bildnis bringen. Daraufhin verweigerten die schwäbischen

Dichter, und mit ihnen Lenau, ihre Beiträge; Schwab trat von der Redaktion zurück. Vgl. Schwabs Brief an Grün vom 19. März 1836 aus Stuttgart (Schurz, Bd. 1, S. 322).

S. 42*, Z. 36f. Vgl. Koch, Bd. 2, S. 87; dort werden von Lenau persönlich bekannten Schriftstellern Braunthal und Grillparzer angeführt.

S. 43*, Z. 13ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 16.

Z. 19. Schurz, Bd. 1, S. 25, erzählt aus den Jahren 1817/18: „Damals war es auch, wo er öfter nach Alt-Ofen zu seinem Oheim Mihitsch, dem Husaren, kam, und in dessen Zimmer schlief. Dieser las dem Burschen dann Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich vor, und suchte den Neffen aufzuklären. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: ‚Schläfst du?' — ‚Nein, Herr Onkel!' — ‚Es gibt doch keinen Gott!' sagte er dann lateinisch, wie er mit dem jungen Menschen gern reden mochte."

Z. 23ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 42.

Z. 31f. Vgl. Lenaus Brief an Karl Mayer aus dem Mai 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 171): Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit, sieh, ich würde sagen: Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten.

Z. 33ff. Im Briefe vom 9. Juni 1832 aus Heidelberg an Karl Mayer (Schurz, Bd. 1, S. 180).

S. 44*, Z. 1f. Vgl. Lenaus Brief an Karl Mayer vom 1. Dezember 1831 aus Heidelberg (Schurz, Bd. 1, S. 134; Mayer, S. 10). Der Verkehr mit Auerbach im Sommer 1844 brachte eine Wiederbelebung des Interesses für Spinoza; vgl. Auerbach bei Schurz, Bd. 2, S. 145, Auerbach, S. 2, und den Brief an Sophie Löwenthal vom 5. Mai 1844 aus Stuttgart (Castle, S. 274).

Z. 20. Vgl. Lenaus Brief vom 18. Juni 1835 aus Hütteldorf an August von Hartmann (Schlossar, S. 244).

Z. 30ff. Über die Familien Kleyle und Löwenthal findet sich alles Nähere bei Castle; vgl. daselbst, S. 632, die „Genealogische Übersicht". Vgl. auch Frankl, S. 185ff.

S. 45*, Z. 8ff. Vgl. „Aus Sophiens Mädchentagebuch" (Castle, S. XXIff.).

Z. 12ff. Über Sophies Äußeres und ihr geistiges Leben berichtet neben Frankl, S. 187ff., kurz auch Martensen, S. 234f.

Z. 28ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 41.

Z. 33f. Vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 29. September 1834 aus Wien (Schlossar, S. 62).

Z. 34ff. Vgl. Lenaus Brief an Schurz vom 11. September 1834 (Schurz, Bd. 1, S. 275).

S. 46*, Z. 13ff. Vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 21. Oktober 1834 aus Wien (Schlossar, S. 67f.).

S. 47*, Z. 9 ff. Vgl. Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. Mai, 15. August und 15. Oktober 1835 (Schlossar, S. 76, 84 u. 85).

Z. 12 ff. Vgl. Bauernfeld, Gesammelte Schriften, Bd. 12 („Aus Alt- und Neu-Wien"), S. 148 (Wien 1873).

Z. 20 ff. Nach Frankl, S. 206, hat Lenau Martensen gebeichtet, „daß trotz wilder, fast dämonischer sinnlicher Anfechtungen, nicht durch ihn, sondern durch die keusche Standhaftigkeit der geliebten Frau, sein Gewissen rein geblieben" sei.

Z. 28 f. Vgl. Dr. J. Sadger, Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus, S. 57 (Leipz. u. Wien 1909).

Z. 29 ff. Vgl. Sophies Brief vom 8. November 1844 an Schurz (Castle, S. 328).

Z. 30 f. So urteilt besonders Ernst, S. 213 ff., wo er eingehend die Beziehungen zwischen Lenau und Sophie erörtert, sehr streng und etwas einseitig im Sinne der schwäbischen Freunde des Dichters.

S. 50*, Z. 5. Man scheint in Stuttgart gleichwohl bemerkt zu haben, wie sehr Lenaus Interesse in Wien gefesselt war; vgl. Kerner, S. 1040: „Auch Stuttgart verlor seine Anziehungskraft, worüber seine schwäbischen Freunde oft klagten."

S. 51*, Z. 12 ff. Vgl. Castle, S. 612 f. und S. 368 (Nr. 44), ferner Lenaus Brief an Sophie Löwenthal vom 25. Mai 1838 aus Stuttgart (Castle, S. 37).

Z. 21 f. Vgl. Roustan, S. 177.

Z. 24. Gegenüber Frankl (vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 55 f.) hat Lenau diese Rückkehr durch ein offenbar rein dichterisch erfundenes Gleichnis motiviert: Er sei über eine Heide geritten und habe sich sehr einsam gefühlt. Die Natur sei ihm kalt, die Lücke zwischen ihr und ihm unausfüllbar erschienen. Da habe er in einem Jagdhause die Weihnachtsfeier einer Familie belauscht; und diese habe ihn weich und christlich gestimmt. — Am 23. Januar 1837 schrieb Lenau an Kerner (Kerners Briefwechsel, S. 114; Schurz, Bd. 1, S. 339; Mayer, S. 158): Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten Dämon, das pantheistische Luder habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen „Savonarola" dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte?

Z. 32. Auf die Lektüre des Suso weisen Stellen in den Briefen Kerners an Lenau vom 7. November 1831 und Lenaus an Kerner vom 11. Januar 1832 hin (Schurz, Bd. 1, S. 130 u. 140; Kerners Briefwechsel, S. 13 u. 19 f.).

Z. 34. Am 16. März 1832 schrieb Lenau aus Heidelberg an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 161): Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforscher, kennen zu lernen und einige Kollegien

bei ihm zu hören. — Frankl, „Zur Biographie", Z. 40, bezeugt auch die Lektüre Schuberts.

S. 52*, Z. 1 f. Vgl. Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck vom 20. September und 11. April 1834 aus Wien (Schlossar, S. 61 f. u. 73).

Z. 14 ff. Vgl. Martensen, S. 99 ff.

Z. 29. Am 27. Juni 1837 erwähnt ein an Sophie Löwenthal gerichteter Zettel Lenaus dessen Lektüre Jakob Böhmes (Castle, S. 389).

Z. 36 ff. Diese Ansichten finden sich in Martensens Schrift „Über Lenau's Faust. Von Johannes M . . . . . n" (Stuttg. 1836); vgl. ferner Martensen, S. 189 ff.

S. 53*, Z. 28. Vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 29. April 1836 (Schlossar, S. 95).

Z. 31 f. Lenau berichtet über seinen Verkehr mit Martensen im Briefe vom 29. April 1836 an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 92 f.).

S. 54*, Z. 7 f. Vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 39 f., Martensen, S. 197 f. und 216, ferner Lenaus Brief an Martensen vom 24. April 1834 aus Wien (Schurz, Bd. 1, S. 358).

Z. 11 ff. Vgl. Lenaus Brief an Martensen vom 14. Juni 1836 aus Penzing und Martensens Brief an Lenau vom 24. Juli 1836 aus Paris (Schurz, Bd. 1, S. 325 u. 330).

Z. 27 ff. Vgl. Martensen, S. 199, Martensens Brief an Schurz vom 3. Oktober 1850 aus Kopenhagen (Schurz, Bd. 1, S. 360), Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck vom 16. Januar und 30. Oktober 1837 (Schlossar, S. 98 f. u. 102 f.).

S. 55*, Z. 6 ff. Vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom Dezember 1836 aus Wien (Schlossar, S. 96).

Z. 11 f. Über Lenaus erstes Zusammentreffen mit Baader wird ausführlich im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 16. September 1837 aus Salzburg berichtet (Schlossar, S. 100 f.). Auf der Hinreise nach Stuttgart hatte Lenau den Philosophen nicht getroffen; vgl. den Brief an Max Löwenthal vom 9. Juli 1837 aus Stuttgart (Castle, S. 31). Vgl. ferner über diese Beziehungen Lenaus Briefe an Max Löwenthal vom 14. Juni 1841 aus München (Castle, S. 204), an Emilie von Reinbeck vom 9. August 1838 aus Ischl und vom 14. Juni 1841 aus München (Schlossar, S. 106 u. 150; vgl. auch S. 247) und Lenaus Äußerung, die Max Löwenthal unterm 2. April 1842 aufzeichnet (Castle, S. 216 f.).

Z. 13 ff. Vgl. Kerners Brief vom 9. Juli 1837 an Sophie Schwab (Kerners Briefwechsel, S. 123 f.) und Lenaus Zettel an Sophie Löwenthal vom 14. Juli 1837 (Castle, S. 397).

Z. 19 ff. Vgl. Martensen, S. 216 ff.

Z. 22. Vgl. Schurz, Bd. 2, S. 102; danach vermied Lenau Strauß' persönliche Bekanntschaft während der Abfassung des „Savonarola", suchte sie aber später, als er die „Albigenser" schrieb; damals ging ihm aber Strauß aus dem Wege.

Z. 22 ff. Frankl, „Zur Biographie", S. 53, sagt: Die einen freuten

sich der Abwendung vom Pantheismus. Andere erschraken „über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behausung des Priestertums warf". Beide Parteien „bäumten sich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geist auf den Thron des Königtums schleuderte und gegen die elementarisch gewaltige Rede für die Republik". Dagegen konnten sich die künstlerisch betrachtenden Beurteiler mit der Verachtung des Hellenismus nicht befreunden.

S. 55*, Z. 29 ff. Vgl. Martensen, S. 218, auch Lenaus Verhalten gegen den Tadel, den Dessauer aussprach (Castle, S. 76), ferner des Dichters Äußerungen an Sophie Löwenthal im Briefe vom 23. August 1838 aus Wien und in dem Zettel vom 11. Juni 1837 (Castle, S. 59 f. u. 377). Eine Broschüre, die Uffo Horn zur Verteidigung des „Savonarola" verfaßte („Nicolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk Savonarola. Offenes Schreiben an Karl Gutzkow", Hamburg 1838), stiftete mehr Schaden als Nutzen und erregte Lenaus Mißfallen; vgl. Sophie Löwenthals Brief an Max vom 7. August 1838 aus Ischl (Castle, S. 554).

S. 56*, Z. 18 ff. Vgl. Grün, S. XLVII f.

Z. 23 ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 357 f.

Z. 28 ff. Vgl. Schurz, Bd. 2, S. 16 f.

S. 57*, Z. 14 ff. Vgl. Lenaus Briefe an Sophie Löwenthal vom 25. Juni, 5., 11., 12., 16., 17., 19. Juli, 22. und 23. August 1839, ferner vom 13. und 27. Juni, 15. und 29. Juli, 2. August 1840 (Castle, S. 84 ff., 87 ff., 133, 138, 142 f., 148, 150), die Aufzeichnungen von Max Löwenthal (Castle, S. 96 ff., 101, 109, 114 f., 126 f., 261), Lenaus Aufzeichnungen vom 30. Juni 1839 und 9. Mai 1840 (Castle, S. 471 und 477), Schurz, Bd. 2, S. 13, 14, 15 f. und 34 f.; Ernst, S. 312 ff., handelt ausführlich über diese Beziehungen.

S. 59*, Z. 18. Vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 8.

Z. 19 ff. Vgl. Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck vom Dezember 1836, 23. November 1838 und 2. Februar 1841 (Schlossar, S. 95, 111 f. u. 148), an Max Löwenthal vom 11. September 1838 (?) (Castle, S. 62) und dessen Notizen vom 11. November 1838 und 22. Januar 1840 (Castle, S. 64 u. 115).

S. 60*, Z. 7 ff. Vgl. Lenaus Briefe an Georg und Emilie von Reinbeck vom 14. März 1836 und 16. Januar 1838 (Schlossar, S. 92 u. 104) und Schurz' Brief an Karl Mayer vom 27. März 1836 (Mayer, S. 154), sowie Frankl, „Zur Biographie", S. 86; nach letzterem plante Lenau auch ein episches Gedicht über die französische Revolution.

S. 61*, Z. 30. Vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 69, sowie Lenaus Brief an Hermann Marggraff vom 1. November 1839 (Schurz, Bd. 2, S. 16 f.): Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser" — *contra pontificem* — wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

S. 62*, Z. 5ff. Vgl. „Sophie über Lenau“ bei Castle, S. 613.

Z. 30f. Vgl. Grün, S. LXXXV.

S. 63*, Z. 14ff. Vgl. dazu Lenaus Äußerungen in den von Max Löwenthal aufgezeichneten Gesprächen vom 11. September 1838 (?), 12. November und 12. Dezember 1839 (Castle, S. 62, 104, 112), sowie seine Äußerungen gegenüber Sophie Löwenthal im Briefe vom 29. Mai 1841 aus Stuttgart und in den Zetteln vom 30. Juni 1839 und 26. Februar 1840 (Castle, S. 200, 471, 474).

Z. 26f. Vgl. „Sophie über Lenau“, Castle, S. 613f.

Z. 34ff. Vgl. Frankl, „Zur Biographie“, S. 86f.

S. 64*, Z. 29f. Lenau arbeitete sogar nach der Verlobung mit Marie Behrends eifrig am „Don Juan“; vgl. seinen Brief an Emilie von Reinbeck vom 5. September 1844 aus Wien (Schlossar, S. 196f.): Mitten in meinen Heiratsbetreibungen hat mich die poetische Stimmung überrascht. Eine neue und wohl gelungene Don Juan-Scene ist in diesen Tagen entstanden. Seltsam, daß ich in meiner gegenwärtigen Stimmung, die ganz auf treue Begründung eines in sich selbst zufriedenen Bundes gerichtet ist, an Don Juan arbeiten konnte. Gewiß wirkte der Kontrast.

S. 65*, Z. 4. Am 9. Januar 1844 schrieb Lenau aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 189): Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.

Z. 4ff. Vgl. zu dem Folgenden „Lenaus Erkranken 1844. Aufzeichnungen von Emilie von Reinbeck“ (Schlossar, S. 199ff.), sowie die Briefe an Sophie Löwenthal (Castle, S. 262ff.).

Z. 20ff. Vgl. den Brief an Sophie Löwenthal vom 24. April 1844 aus Stuttgart (Castle, S. 271f.).

Z. 26ff. Vgl. Auerbach, S. 6, 8f., 14.

S. 66*, Z. 4ff. Über Lenaus Verlobung berichten Auerbach bei Schurz (Schurz, Bd. 2, S. 172f.), Schurz, Bd. 2, S. 177, Evers bei Schurz (Schurz, Bd. 2, S. 166f.). Die wichtigsten Nachrichten und Briefe enthält: „Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenaus und Briefe des Dichters an sie. Mitgeteilt von Paul Weisser“ („Deutsche Rundschau“, herausgeg. von Julius Rodenberg, Bd. LXI, S. 420—450; Berlin 1889). Vgl. auch Ernst, S. 337ff.

Z. 31. Lenau hat sogar mit Schwab von der Absicht gesprochen evangelisch zu werden; vgl. Schurz, Bd. 2, S. 259.

S. 67*, Z. 2ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 114, 287, 314, 349, ferner Frankl, „Zur Biographie“, S. 104.

Z. 7ff. Im Jahre 1835 bereitete sich Lenau auf die Bewerbung um eine philosophische Professur vor; vgl. den Brief an Emilie von Reinbeck vom 15. Oktober 1835 (Schlossar, S. 84). Als sich aber im Sommer 1843 Gelegenheit bot, sich um die Professur der Ästhetik an der theresianischen Ritterakademie in Wien zu bemühen, besorgte Niembsch für seine Unabhängigkeit und war außerdem zu stolz, die erforder-

lichen Schritte zu unternehmen; vgl. die Briefe an Emilie von Reinbeck vom 6. August und 6. September 1843 (Schlossar, S. 173 u. 178). An die Übernahme des Redakteurpostens bei einer literarischen Zeitschrift hat Niembsch mehrfach gedacht, z. B. 1831 (Schurz, Bd. 1, S. 252, 254, 257) und 1833 (Brief an Emilie von Reinbeck vom 16. Oktober 1833; Schlossar, S. 45). Von der Stelle eines *doctor legens* an der Universität Tübingen, die Lenau 1832 hätte erhalten können, ist in seinem Brief an Schurz vom 27. Juli 1832 die Rede (Schurz, Bd. 1, S. 187); auch damals wollte er sich jedoch an nichts binden. Nach der Verlobung mit Marie Behrends hat er sich mit verschiedenen Plänen getragen.

S. 67*, Z. 19ff. Den Vertrag druckt Schurz, Bd. 2, S. 183, ab.

S. 68*, Z. 10ff. Vgl. dazu Schurz, Bd. 2, S. 189f. u. 193f. Über Lenaus Stimmung in Lainz bei Sophie vgl. Schurz, Bd. 2, S. 191. Bauernfeld, Gesammelte Schriften, Bd. 12 („Aus Alt- und Neu-Wien"), S. 149f. (Wien 1873), hebt eine gewisse kindliche oder fast „kindische Bräutigamsseligkeit" an Lenau während des letzten Wiener Aufenthalts hervor. Die Wiener Freunde hatten schon allerlei politische Fragen im Kopf und ließen den „Schwärmer laufen".

Z. 20ff. Vgl. Castle, S. 295f.

Z. 35ff. Lenau berichtet darüber im Briefe an Sophie Löwenthal vom 28. September 1844 aus Stuttgart (Castle, S. 297f.).

S. 69*, Z. 32ff. Über die gesamte Krankheitsgeschichte berichtet sehr ausführlich Schurz, Bd. 2, S. 223ff.

Z. 33. Die Art der Erkrankung Lenaus ist medizinisch nicht hinreichend festgestellt. Den Sektionsbericht veröffentlicht Frankl, „Zur Biographie" (1. Aufl.), S. 137ff. Dr. med. Karl Weiler macht wahrscheinlich, daß Lenau an der depressiven Form der progressiven Paralyse gelitten habe; vgl. Eduard Castles Besprechung von Roustans Buch im „Euphorion", herausgeg. von August Sauer, Bd. 6, S. 785ff. (Wien u. Leipz. 1899). Zumeist auf unsicheren Hypothesen beruhen die Ausführungen in dem Buche von Dr. J. Sadger, Aus dem Liebesleben Nicolaus Lenaus (Leipz. u. Wien 1909).

S. 70*, Z. 6ff. Über Lenaus Tod und Bestattung berichtet sehr eingehend Schurz, Bd. 2, S. 320ff.

Gedichte (S. 1—369).

Einleitung des Herausgebers (S. 3—10).

S. 3, Z. 1ff. Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 124, ferner Lenaus Briefe an Schurz vom 5. Oktober 1831 aus Stuttgart und 12. Januar 1832 aus Heidelberg (Schurz, Bd. 1, S. 125 u. 141).

Z. 9ff. Vgl. Lenaus Briefe an Sophie und Max Löwenthal vom 9. Juli und 6. September 1837 aus Stuttgart (Castle, S. 29 u. 35f.).

S. 3, Z. 11 ff. Karl Mayer schrieb am 17. Juli 1838 an seine Gattin und seine älteste Tochter (Mayer, S. 178): „Niembsch ist nun für den Verlag seiner zweiten Gedichtsammlung von Cotta zu Hallberger übergegangen, sei es, daß er mit jenem überhaupt nicht einig werden konnte oder einige vergleichungsweise Zurücksetzung zu verspüren meinte."

Z. 16. Die Vereinigung beider Sammlungen zu einer bei Cotta erscheinenden zweibändigen Ausgabe der Gedichte sah Hallberger begreiflicherweise ungern. Vgl. Lenaus Briefe an Sophie und Max Löwenthal vom 5. Juli und 30. August 1840 und vom 13. April und 1. Juni 1841 (Castle, S. 141, 153, 174, 201).

S. 5, Z. 8 ff. Vgl. Lenaus Brief vom 13. Juni 1840 aus Stuttgart an Sophie Löwenthal (Castle, S. 133): Von Beethoven, dem Meer, dem Hochgebirg und von Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt, oder vielmehr durch euch vier von Gott.

Z. 20 ff. Vgl. Eduard Castle, Heimaterinnerungen bei Lenau („Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", herausgeg. von Carl Glossy, 10. Jahrg., S. 80 ff.; Wien 1900).

Z. 24. Vgl. Theodor Strasser, Nikolaus Lenau in der Entwicklung des deutschen Heideliedes („Hannoverland", Jahrg. 1910, Maiheft, S. 100 ff.; Hannover 1910).

S. 6, Z. 20. Über „Lenau und die Natur" handelt sehr eindringend Friedrich Ratzel (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", Jahrg. 1903, Nr. 218—220; München 1903). Vgl. ferner Friedrich Ratzel, Über Naturschilderung, S. 197 u. 377 (2. Aufl., München u. Berlin 1906).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe von Lenaus Gedichten wurde zugrunde gelegt die Ausgabe letzter Hand.

G^7 = Gedichte | von | Nicolaus Lenau. | Erster [und zweiter] Band. | Siebente, durchgesehene und [Bd. 2: sehr] vermehrte Auflage. | Stuttgart und Tübingen. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1844. [Bd. 1: VIII und 360 Seiten; Bd. 2: VIII und 370 Seiten; kl. 8°.]

Verglichen wurden:

G^1 = Gedichte | von | Nicolaus Lenau. | Stuttgart und Tübingen, | Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. | 1832. [VIII und 272 Seiten; 8°.] Auf S. III: Dem | Dichter Gustav Schwab, | meinem | Freunde.

N^1 = Neuere Gedichte | von | Nicolaus Lenau. | (Nic. Niembsch von Strehlenau.) | Stuttgart, | Hallberger'sche Verlagshandlung. | 1838. [342 Seiten; 8°.]

A^1 = Nicolaus Lenau's | sämmtliche Werke. | Herausgegeben | von | Anastasius Grün. | Erster [bis Vierter] Band. | Stuttgart und Augsburg. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1855. Enthält die „Gedichte" in Bd. 1, S. 1—372, und Bd. 2, S. 1—292.

Ferner wurden folgende Ausgaben bei der Vergleichung berücksichtigt und insbesondere alle in ihnen zum erstenmal in der Sammlung erscheinenden Gedichte verglichen:

G^2 = **Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | Zweite, vermehrte Auflage. | Stuttgart und Tübingen. | Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. | 1834. [VIII und 384 Seiten; 8°.]

G^3 = **Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | Dritte Auflage. | Stuttgart und Tübingen. | Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. | 1837. [VIII und 340 Seiten; 8°; mit einem Stahlstich des Lenaubildnisses von Staub.]

G^4 = **Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | Vierte Auflage. | Stuttgart und Tübingen. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1840. [VIII und 388 Seiten; 8°; mit demselben Stich wie G^3.]

N^2 = **Neuere Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | (Niembsch von Strehlenau.) | Zweite vermehrte Auflage. | Stuttgart | 1840 | Hallberger'sche Verlagshandlung. [XII und 340 Seiten; 8°.]

G^5 = **Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | Erster Band. | Fünfte Auflage. | [und: Zweiter Band. | Dritte Auflage.] Stuttgart und Tübingen. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1841. [1. Bd.: VIII und 344 Seiten; 2. Bd.: VI und 278 Seiten; 8°.]

N^3 = **Neuere Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | (Niembsch von Strehlenau.) | Neue Ausgabe. | Stuttgart. | Hallberger'sche Verlagshandlung. | 1843. [XII und 336 Seiten; kl. 8°. Diese Ausgabe kam wahrscheinlich ohne des Dichters Mitwirkung zustande.]

G^6 = **Gedichte** | von | Nicolaus Lenau. | Erster Band. | Sechste Auflage. | [Zweiter Band. | Vierte vermehrte Auflage.] | Stuttgart und Tübingen. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1843. [1. Bd.: VIII und 388 Seiten; 2. Bd.; VIII und 334 Seiten; 8°; mit demselben Stich wie G^3.]

Wir verzeichnen ferner folgende Abkürzungen häufig zu erwähnender Druckorte Lenauscher Gedichte:

Deutscher Musenalmanach für 1833 [1834, 1835, 1836] = Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1833 [1834, 1835, 1836], herausgeg. von A. v. Chamisso und G. Schwab (Leipz. 1833—36, 4.—7. Jahrg.).

Frühlingsalmanach = Frühlingsalmanach, herausgeg. von Nicolaus Lenau (Stuttg. 1836).

Morgenblatt *(M)* = Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttg. und Tübingen (J. G. Cotta). Enthält in den Jahrgängen 25—38 (1831—44) einen großen Teil der Gedichte Lenaus im Erstdruck.

Sehnsucht.

Lieder der Sehnsucht G^1 (nach Bilder aus dem Leben als zweite Abteilung) G^2 (an der Spitze der Sammlung), Sehnsucht G^{3-7} (an der Spitze der Sammlung).

S. 11. **An meine Rose.** Reynaud (Nr. 11) findet darin Hinweise auf Lenaus Liebe zu Lotte Gmelin und setzt deshalb die Entstehung in die letzten Monate des Jahres 1831 oder die ersten des Jahres 1832. — Zuerst G^1.

S. 12. **Reise-Empfindung.** Als neu entstanden erwähnt im Briefe an Schurz vom 21. April 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 166). Für die Beziehung von V. 24ff. auf Lotte Gmelin sprechen die Entstehungszeit und V. 37f. — Zuerst G^1. — Varianten: 19 So daß G^1 | 24 Die Teure G^1 | 36 traut] fest G^1.

S. 14. **Nach Süden.** Augenscheinlich 1831 oder 1832 in Schwaben geschrieben (vgl. V. 5) (Reynaud, Nr. 13). — Zuerst G^1. — Emilie von Reinbeck hat ein Bild „Lilla" nach diesem Gedichte gemalt; Lenau erhielt es später zum Geschenk. Varianten: 5 Ungerlande G^{1-6} | 17—20 Bäume halten es umschlungen | Mit den Zweigen inniglich, | Bäume, die dem Wald entsprungen, | Sehnend nach dem Hüttlein sich. G^1.

S. 15. **Frage.** Nach der bei Schurz (Bd. 1, S. 63) wiedergegebenen Erzählung von Lenaus Freund Joseph Klemm an ein junges Mädchen gerichtet, das Lenau, ohne mit ihr persönlich bekannt zu sein, im Jahre 1822, während er in Preßburg juristische Studien trieb, verehrte. — Zuerst G^1.

S. 15. **Dein Bild.** Reynaud (Nr. 17) bezieht das Gedicht auf Lotte Gmelin; danach wäre es 1831—32 entstanden. — Zuerst G^1.

S. 16. **Gasel.** Vermutlich an dieselbe Preßburger Unbekannte wie Frage (S. 15 dieses Bandes); vgl. Schurz, Bd. 1, S. 63; nach Reynaud (Nr. 18) außerdem angeregt durch die 1821 erschienenen „Gaselen" Platens; also 1822 entstanden. — Zuerst G^1. — Variante: 7 klagend] weinend G^{1-3}.

S. 16. **Das Mondlicht.** Reynaud (Nr. 19) bezieht das Gedicht auf Lotte Gmelin und nimmt als Entstehungszeit 1831—32 an. — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet fünf Kompositionen (Ph. Wolfrum, op. 18, Nr. 3; S. v. Hausegger).

S. 17. **Nächtliche Wanderung.** Beziehung und Entstehungszeit sind unbekannt. Koch bezieht V. 8 (toten Braut) auf Berta Hauer. — Zuerst G^1.

S. 18. **Das Posthorn.** Lenau sandte das Gedicht am 5. Oktober 1831 aus Stuttgart an Schurz: Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch ... (Schurz, Bd. 1, S. 126). — Vgl. das verwandte Gedicht Der Postillon (S. 99 dieses Bandes). — Zuerst G^1. — Varianten: 35 Geißelschlag G^{1-3}.

S. 20. **Bitte.** Datierung unbekannt. — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet 152 Kompositionen (Rob. Franz, op. 9, Nr. 2; Herm. Goetz, op. 3, Nr. 2; A. Rubinstein; Phil. Wolfrum, op. 9, Nr. 2).

S. 21. **An die Ersehnte.** Der Einfluß von Klopstocks Ode „An die künftige Geliebte" ist unverkennbar; der Inhalt weist auf die Zeit vor den Beziehungen zu Berta Hauer hin; Reynaud (Nr. 23) setzt die Entstehung des Gedichts deshalb ins Jahr 1823. — Zuerst G^1.

S. 21. **Meine Braut.** Nach Reynaud (Nr. 16) könnte sich das Gedicht

auf Lotte Gmelin beziehen, wäre also 1831—32 entstanden. — Zuerst G^1. — Varianten: 7 mich's wie ein G^1 | 10 und harre bang, $G^1 G^2$ | 12 Herz und Wang'. $G^1 G^2$ | 16 dem Auge $G^1 G^2$.

S. 22. **In der Wüste.** Entstehungszeit nicht bekannt. — Zuerst G^1. — Variante: 20 empor $G^1 G^2$.

S. 23. **Schilflieder.** Lenau sandte alle fünf Gedichte am 15. Jan. 1832 aus Heidelberg an Karl Mayer. Er hatte Weihnachten in Stuttgart verbracht und die Gedichte offenbar gleich nach seiner Rückkehr von dort abgefaßt. Die Lieder sind an Lotte Gmelin gerichtet, die deshalb oft „Schilflottchen" genannt wurde (Niendorf, S. 14 u. 80). — Zuerst im Morgenblatt vom 30. Jan. 1832 (Nr. 25); dann G^1. — Challier verzeichnet von I: 75 Kompositionen, von II: 35, von III: 68 (M. Bruch, op. 7, Nr. 4), von IV: 33, von V: 78 (Kienzl, op. 18, Nr. 5; Mendelssohn, op. 71, Nr. 4); alle Lieder wurden komponiert von Evers (op. 40) und Rob. Franz (op. 2). — Variante: I_{10} süß und mild, *M*.

S. 25. **Winternacht.** Mit den Schilfliedern am 15. Jan. 1832 aus Heidelberg an Karl Mayer gesandt; etwa zu gleicher Zeit wie jene entstanden. — Zuerst im Morgenblatt vom 19. Jan. 1832 (Nr. 16); dann G^1. — Challier verzeichnet von I: 18 Kompositionen (Rob. Franz, op. 21, Nr. 5), von II: 2. — Variante: II_{12} Die frischer immer wehn vom [von *M*] Norden! MG^1G^2.

S. 26. **Stumme Liebe.** Beziehung und Entstehungszeit ungewiß. — Zuerst G^2. — Challier verzeichnet 13 Kompositionen (H. v. Herzogenberg, op. 1, Nr. 4; S. v. Hausegger).

S. 26. **Wandel der Sehnsucht.** Schurz, Bd. 1, S. 204, sagt: „Sein Entzücken ... beim Wiedererblicken der Heimatküste schildert uns das Lied: ‚Wandel der Sehnsucht'." Entstehung also bald nach der Rückkehr von Amerika, 1833—34. — Zuerst G^2. — Variante: 6 teuren G^2.

Erinnerung.

In $G^1 G^2$ trug diese Abteilung die Überschrift Lieder der Vergangenheit; sie folgte in G^1 als dritte Gruppe, in G^2 als zweite auf Lieder der Sehnsucht. Seit G^3 folgt die Gruppe unter der jetzigen Überschrift auf die erste Abteilung Sehnsucht.

S. 27. **Leichte Trübung.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 90 f., stammt das V. 5—12 verwertete Motiv von einer meteorologischen Erscheinung her, die am „Wetterloch", in der Nähe des von Lenau und Schurz im Sommer 1827 bestiegenen Schneebergs, beobachtet wurde. Im übrigen bezieht Reynaud (Nr. 27) das Gedicht mit Recht auf die Erlebnisse mit Berta Hauer und setzt die Entstehung deshalb ins Jahr 1827. — Zuerst G^1.

S. 27. **Das tote Glück.** Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 76; nach Reynaud (Nr. 28) 1827—28 entstanden. — Zuerst G^1. — Varianten: 7 All mein Sehnen $G^1 G^2$ | 11 wonnevollen $G^1 G^2$.

S. 28. **Der trübe Wanderer.** Wahrscheinlich bald nach dem Bruche mit Berta Hauer entstanden, nach Reynaud (Nr. 29) 1829—30. —

Zuerst G^1 als Trüber Gang; ebenso G^2. — Variante: 18 Ein wirres Plaudern bald kommt's meinem Lauschen $G^1 G^2$.

S. 29. **Unmut.** Nach Reynaud (Nr. 30) auf Berta Hauer bezüglich, 1827—30 entstanden. — Zuerst G^1. — Varianten: 12 Tod [Gott G^{1-3}] habe Dank! $G^{1-7} A^1$ | 13—16 fehlen G^7 | 13 doch] noch A^1 | 15 mit] in $G^1 G^2$.

S. 30. **Zu spät!** Reynaud (Nr. 31) bezieht das Gedicht auf Lotte Gmelin und setzt die Entstehung in die Zeit nach dem Verzicht auf sie, 1832. — Zuerst G^1. — Variante: 8 Wann müden mich des Todes Arm G^1.

S. 30. **Vergangenheit.** Reynaud (Nr. 32) möchte das Gedicht, wie das vorige, auf den Verzicht auf Lotte Gmelin beziehen und es entsprechend datieren. — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet zehn Kompositionen (Felix Weingartner). — Varianten: 2 Winkt uns melancholisch zu $G^1 G^2$ | 8 Sie dem Toten einen Kranz. $G^1 G^2$.

S. 30. **An Fr. Kleyle.** Etwa 1829—30 entstanden. — Auf den Inhalt von V. 8 findet sich offenbar eine Beziehung in einem Briefe Lenaus an Fritz Kleyle vom Ostersonntag 1826 (Frankl, S. 229): Mit Vergnügen denk' ich noch immer an die Stimmung, die mir aus dem kurzen Umgang mit Dir während meines letzten Aufenthalts in Altenburg zurückblieb; ich war gewissermaßen gestärkt durch den Genuß eines guten Menschen, welcher Genuß nur selten, sehr selten . . . uns zu Theil wird. V. 16 und 37 ff.: Fritz Kleyle scheint zu Lotte, der ältesten Tochter (geb. 1809) des Hofrats Kleyle, eine Neigung gehegt zu haben, die offenbar erwidert wurde. Sie vermählte sich am 8. Januar 1838 mit Dr. Philipp Mayer. Aber schon drei Monate später starben beide rasch nacheinander am Nervenfieber. Vgl. Castle, S. XV, und folgende verwandt lautende Stellen aus einem Briefe Lenaus an Fritz Kleyle vom 6. Juni 1828 (Frankl, S. 237 ff.): Viel ist verloren der Zeit, und viel des wechselnden Schicksals, seit wir uns nicht gesehen! Wohl war es an mir, Dir Worte des Trostes zu senden; allein trösten kann nur der Ruhige, und ruhig war ich die ganze Zeit über, Dank meinem Geschicke [Bruch mit Berta Hauer], keine Stunde . . . Dein Schicksal führte Dich an zwei Leichen vorüber, — gleichsam eine traurige Genugtuung, wie wenig die Räuber Deines Glückes ihres Raubes froh werden durften. Wahrlich, zu traurige Genugtuung! — Fast hat mich der ganze Vorfall abergläubisch gemacht; denn fast kommt es mir vor, als hafte Unsegen auf einem Bunde, welcher seine Lust mit dem Salze fremder Tränen würzet, und als nage dieser Unsegen am Gedeihen des Bundes. — Die geliebte Leiche ist fort, aber Du hast ihr Bildnis auf Deinen Herzgrund gemalt mit Farben der Wehmut; alles Gehässige haben Deine Zähren weggewaschen, Du gedenkst ihrer in Frieden. Vielleicht war sie mehr selbst ein Raub, als eine Räuberin. Wir wollen es glauben . . . Ruhe sie sanft! Einst liebte sie Dich ja! — Zuerst G^1 (An Kleyle); auch bei Frankl, S. 212. — Varianten: 3 süß und bange, $G^1 G^2$ | 44 war *Frankl.*

S. 32. **Einst und Jetzt.** Reynaud (Nr. 34) möchte die Entstehung des Gedichts in die Jahre 1829—30 setzen; V. 19 f. setzt den Tod der

Mutter Lenaus, V. 23 f. den des Lehrers und Jugendfreundes Kövesdy voraus. V. 1—4: Offenbar meint der Dichter Tokaj, wo er das Jahr 1819 verbrachte. — Zuerst G^1. — Varianten: 8 Fünde G^1 G^2 | 9 war G^1.

S. 33. **Die Jugendträume.** Entstanden im Juni 1826, veranlaßt durch die trüben Erfahrungen mit Berta Hauer. Lenau schrieb am 9. Juni 1826 aus Wien an Fritz Kleyle (Frankl, S. 232 f.): Freund, mir ist jetzt nicht wohl zu Mute. Könnt' ich mit Dir leben! ... Das schöne Gebilde meiner Freuden hat einen gewaltigen Riß bekommen, und der Riß zeigt mir da einen nackten Fels, wo die güldene Phantasie ein Blütenbeet sah. [Dazu die Fußnote: Mündlich einen näheren Aufschluß.] Später: Hier hast Du ein Lied, das ich eben dichtete [folgt das Gedicht]. J. G. Seidl erzählt bei Schurz (Bd. 1, S. 83), wie Lenau ihm das Gedicht bei einem Ausfluge nach Dornbach im Sommer 1827 vorlas. Seidl druckte es dann in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch „Aurora", 5. Jahrg. (1828), S. 118, ab; es war Lenaus erstes öffentliches Auftreten als Dichter, noch unter dem Namen „N. Niembsch". — Dann G^1; auch bei *Frankl* (S. 233; dort u. d. T. Der Jüngling). — Varianten: 1 sitzt *Frankl* | 7 umflattern *Aurora* vertrauten Rosen [Druckfehler?] *Frankl* | 8 Viel bunte Vögel, *Aurora* | 9 Sei *Frankl* | 10 Ihr nicht verscheucht dem Jünglinge; *Frankl* | 11 Es sind der Jugend [schöne *Frankl*] Träume, *Aurora Frankl* | 12 auf dieser Welt *Frankl* | 13 ihm] nun G^1 G^2 jetzt *Aurora Frankl*.

S. 34. **Die Felsenplatte.** Nach Reynaud (Nr. 37) nach dem Tode der Mutter geschrieben (vgl. V. 17 ff.), 1831—32. V. 42 ist offenbar Berta Hauer gemeint. — Zuerst G^1. — Varianten: 1 stillen G^7 A^1 [Druckfehler] | 43 Gezitter G^{1-4}.

S. 35. **Nebel.** Nach Reynaud (Nr. 39) weisen Landschaft und Jahreszeit auf den in Heidelberg verbrachten Herbst und Winter (etwa November 1831). — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet 20 Kompositionen (Rob. Franz, op. 28, Nr. 4; Herzogenberg, op. 29, Nr. 2; Ph. Wolfrum, op. 18, Nr. 2).

S. 36. **An meine Gitarre.** Reynaud (Nr. 40) setzt die Entstehung des Gedichts in den Januar 1832 (Heidelberg). — Zuerst G^1. — Variante: 29 Nun G^1 G^2.

S. 37. **An einen Jugendfreund.** Schurz (Bd. 1, S. 323) erklärt die Adresse für unbekannt. — Zuerst im Morgenblatt vom 14. September 1822 (Nr. 221); dann G^2. — Varianten: 11 Du wolltest nicht *M* | 16 Am Strauch die Rosenglut *M* | 27 durch die Büsche *M* G^2 | 43 meinem Sange *M* | 44 daß er *M* | 45 Und daß er *M* | 46 trüben] ernsten *M*.

Frühling.

Diese Abteilung findet sich erst G^2 als dritte Gruppe der Gedichte; an dieser Stelle auch G^{3-7} A^1.

S. 39. **Der Lenz.** Reynaud (Nr. 53) setzt das Gedicht in den Frühling 1831. — Zuerst im Morgenblatt vom 11. Juni 1832 (Nr. 139); dann G^2. — Variante: 19 Und sich aus leichten Fingern haschen *M*.

S. 40. **Liebesfeier.** Reynaud (Nr. 54) hebt mit Recht die Ver-

wandtschaft dieses Gedichtes mit dem Stile der schwäbischen Schule hervor und setzt die Entstehung in das Frühjahr 1832, wo sich Lenau einige Zeit mit Karl Mayer in Neustädtle aufhielt. — Zuerst G^1 (S. 123 in der Abteilung Vermischte Gedichte). — Challier verzeichnet 15 Kompositionen (Rob. Franz, op. 21, Nr. 4).

S. 40. **Der Gefangene.** Am 21. Juli 1831 sandte Lenau das Gedicht von Karlsruhe aus an Gustav Schwab, den damaligen Redakteur des Morgenblattes', mit der Bitte, es dort zu veröffentlichen (Schurz, Bd. 1, S. 121f.; Brief an Schurz vom 22. Juli 1831 aus Karlsruhe). Die Idee zu dem Gedichte scheint Lenau im August 1830 während eines Aufenthalts bei Schleifer in dem im Traunsee gelegenen „Seeschlosse" Ort bei Gmunden gekommen zu sein, das ihn und besonders Schurz an den Gefangenen von Chillon im Genfer See und Byrons dichterische Behandlung dieses Gegenstandes erinnerte (Schurz, Bd. 1, S. 102). Am 21. Juli 1831 hörte Lenau in Karlsruhe Beethovens „Fidelio"; dieses Erlebnis mag die endgültige Fassung der Dichtung beeinflußt haben (vgl. Reynaud, Nr. 1). — Zuerst im Morgenblatt vom 13. August 1831 (Nr. 193); dann G^1 als erstes Gedicht unter Bilder aus dem Leben. — Varianten: 4 Ist sie vom Wintertraum emporgesprungen, MG^1 | 5 schwer] bang MG^{1-6} | 21 der frohe MG^1 | 24 Froh] Es MG^1 | 33 Verschwendet MG^1G^2 | 36 finstre] öde MG^1G^2 | 37 Schmachvolle MG^{1-5} | 45 milder] süßer MG^1G^2 | 47 Nur Nacht, nur Nacht, MG^1 | 51 das MG^1G^2 | 71 grause] finstre MG^1G^2 | 88 Hat] Die MG^1 | 96f. belieben | Und ihn nicht töten M | 109 zu halten] gehalten MG^1 | 110 das] so G^1G^2 | 121 statt] für MG^1G^2.

S. 45. **Asyl.** Lenau sandte das Gedicht am 6. September 1833 aus Eßlingen an Emilie von Reinbeck (vgl. Schlossar, S. 41f. und das Faksimile nach S. 40). — Zuerst G^2. — Varianten: 5 lieblichen *Schlossar* G^2 | 8 dunklen *Schlossar*.

S. 45. **Trauer.** Nach Reynaud (Nr. 92) wahrscheinlich im Sommer 1833 entstanden. — Zuerst G^2. — Challier verzeichnet fünf Kompositionen. — Variante: 11 erblichen G^2.

S. 45. **Frühlingsblick.** Lenau sandte das Gedicht am 26. August 1833 von Eßlingen an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 39f.). — Zuerst G^2 [als Frühlingsblicke; ebenso *Schlossar* G^3]. — Challier verzeichnet acht Kompositionen (Rob. Franz, op. 52, Nr. 6; Mendelssohn, op. 47, Nr 3; A. Rubinstein, op. 76, Nr. 4; S. v. Hausegger). — Varianten bei Schlossar: 1 dunklen | 8 vollen] warmen | 11 verlass'ne | 13 In der grünen | 15 Von des warmen Blickes Macht, | 17 All] Doch | Nach 20 folgt eine im Druck weggelassene Strophe: Mir auch durch den dunklen Gram | Meines Herzens einst gezogen | Eine holde Stunde kam, | Wie noch keine mir gewogen. | 21 In den winterlichen Harm, | Auf 24 folgen bei Schlossar noch zwei Strophen: Und ich fühlte meinen Schmerz | Lösen sich in linde Thränen, | Fühlte mein gepreßtes Herz | Schwellend Wunsch und Hoffnung dehnen. | Und von Tau der Thränen bald | Blühten die Gedanken wieder, | Aus der Seele dunklen Wald | Klangen sehnsuchtsvolle Lieder.

S. 46. **Frühlingsgedränge.** Reynaud (Nr. 94) möchte als Entstehungszeit den Sommer 1833 annehmen; in den letzten Versen handelt es sich nach ihm um Lotte Gmelin. — Zuerst G^2. — Challier verzeichnet 25 Kompositionen (Rob. Franz, op. 7, Nr. 5; Ph. Wolfrum, op. 9, Nr. 1; S. v. Hausegger).

S. 46. **Liebe und Vermählung.** Über Zeit und Anlaß der Entstehung ist nichts bekannt. Vielleicht spiegeln sich darin die Ansichten wider, die Lenau sich über sein Verhältnis zu Lotte Gmelin gebildet hatte. — Zuerst G^2.

S. 47. **Der Baum der Erinnerung.** Reynaud (Nr. 18) möchte 1828 als Jahr der Entstehung annehmen. V. 7 (Holde) bezieht sich offenbar auf Berta Hauer. — Zuerst G^2. — Variante: 20 vergangen G_i^2.

S. 48. **Frühlings Tod.** Lenau sandte das Gedicht im Briefe vom 2. Juli 1832, den er auf dem Rhein bei der Abfahrt nach Amerika schrieb, an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 25). An Schurz (Bd. 1, S. 188) sandte er es im Briefe vom 27. Juli 1832 aus Amsterdam mit der Bemerkung: Dieses Gedicht sei mein letzter Gruß aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebste, liebste Schwester. — Zuerst im Morgenblatt vom 28. Mai 1833 (Nr. 127); dann G^2. — Variante: 7 Dort an des Lenzes *M.*

Herbst.

Diese Abteilung findet sich erst in G^2 und folgt dort als vierte Gruppe der Gedichte auf die Abteilung Frühling. — Ein Teil der Gedichte muß im Herbst 1833 entstanden sein; denn am 22. September 1833 schrieb Lenau aus Augsburg an Schurz (Bd. 1, S. 230), er habe einige Herbstlieder gedichtet.

S. 49. **Herbstgefühl.** Lenau schickte das Gedicht im November 1831 von Heidelberg aus an Kerner (Kerners Briefwechsel, S. 15) und bemerkte dazu: Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist. — Zuerst G^1 (S. 94, unter Lieder der Vergangenheit). — Challier verzeichnet fünf Kompositionen. — Varianten: 5 in [zu G^2] Herbstes Zeit $G^1 G^2$ | 11 auf] für G^1.

S. 49. **Herbstklage.** Reynaud (Nr. 24) vermutet, daß das Gedicht im Herbst 1831 entstanden ist. — Zuerst G^1 (S. 64, unter Lieder der Sehnsucht). — Challier verzeichnet zehn Kompositionen. — Varianten: 4 Rauscht G^1 | 12 Hast du sie noch nicht G^1 | 13—16 fehlen G^1.

S. 50. **Scheiden.** An Emilie von Reinbeck gesandt im Briefe aus Wien vom 11. November 1833 (Schlossar, S. 53 f.). Auch Schurz, Bd. 1, S. 240, bezeichnet Herbst 1833 als Entstehungszeit. Vielleicht hat der Dichter dabei seinen Abschied von den Stuttgarter Freunden im Auge gehabt, vermutlich dabei auch an Lotte Gmelin gedacht. Auf ersteres scheint eine Stelle aus Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 1. Dez. 1833 aus Wien hinzudeuten (Schlossar, S. 54): Meine kleine poetische Sendung hat Ihnen also nicht mißfallen. Das ist mir sehr lieb.

Nur an dem Gedichte Scheiden haben Sie den Ausgang zu tadeln, den kalten Trost, wie Sie ihn nennen, der aber mehr eine, freilich mit etwas Bitterkeit versetzte Klage sein soll. Ja, so sind die Männer, so empfinden sie. Etwas rauh ist diese Empfindung allerdings; aber sie ist gut für den Mann, der nicht zum Weibling verschwimmen will. Der große Naturforscher Burdach sagt: Ein wahrer Mann stirbt nie am langsamen Grame; entweder er schießt sich auf der Stelle tot, oder er bleibt frisch und gesund. In diesen Worten liegt die ganze Naturgeschichte des männlichen Herzens. — Zuerst G^2. — Varianten: 2 sangverlaßnen] traurig stillen *Schlossar* G^2 | 5 oft weilte,] verweilte, *Schlossar* | 17 Raben] Vogel *Schlossar* G^2 | 20 bald] auch *Schlossar*.

S. 51. **Die Wurmlinger Kapelle.** In Heidelberg (vgl. Brief Lenaus an Sophie Löwenthal vom 27. April 1844 aus Heidelberg; Castle, S. 273) am 22. Januar 1832 (vgl. Reynaud, Nr. 68) entstanden und einem undatierten Briefe an Mayer, den dieser Anfang Januar 1832 setzt, beigefügt. Am 17. Februar 1832 teilte Lenau das Gedicht seinem Freunde Klemm in Paris von Heidelberg aus mit (Schurz, Bd. 1, S. 155) und erwähnte eine Bergkapelle als kürzlich entstanden in seinem Briefe an Anton und Therese Schurz vom 21. April 1832 (Schurz, Bd. 1, S. 166). Mayer (S. 37) schildert die Konzeption: Lenau war mit Uhland, als er diesen Weihnachten 1831 in Tübingen besuchte, und anderen bei der Kapelle gewesen, hatte die Freunde voraus nach Tübingen gehen lassen und war dann „einsam, mit einem Gedichte umgehend, bis nach untergegangener Sonne in dem stillen Bergkirchhofe zurückgeblieben". — Zuerst G^1 (S. 155 unter Vermischte Gedichte). — Mayer, S. 38, verweist auf die Behandlung des Gegenstandes durch L. Uhland („Die Kapelle") und G. Schwab („Legende").

S. 52. **Sommerfäden.** Reynaud (Nr. 98) bezieht das Gedicht auf die Zeit der Abkühlung des Verhältnisses zu Berta Hauer und setzt die Entstehung in die zweite Hälfte des Jahres 1826. Indessen könnten auch Erinnerungen an Lotte Gmelin hineinspielen; dann wäre an 1833 zu denken. — Zuerst G^2. — Komponiert von Rheinberger (op. 4, Nr. 4).

S. 52. **Herbst.** Wahrscheinlich nach der Rückkehr aus Amerika im Herbst 1833 gedichtet. Schurz, Bd. 1, S. 212, zitiert V. 3—8 als Beleg dafür, daß Lenau infolge seiner Überfahrt nach Europa 1833 gerade den Frühling versäumte. — Zuerst G^2. — Challier verzeichnet 14 Kompositionen (Raff, op. 52, Nr. 1). — Variante: 12 Mein Herz] Der schon G^2.

S. 53. **Herbstentschluß.** Nach einer Mitteilung des Fräulein von Hünersdorff (Schurz, Bd. 1, S. 226f.) verfaßte Lenau das Gedicht während eines Aufenthalts bei Graf Alexander von Württemberg in Eßlingen im August 1833. Während dort alle heiter waren, zeigte Lenau eine sanfte Schwermut. — Das Gedicht ist mitgeteilt im Briefe Lenaus an Kerner vom 24. August 1833 aus Stuttgart (Kerners Briefwechsel, S. 53), ferner bei Niendorf (S. 92f.). — Zuerst G^2.

Phantasieen.

Als fünfte Abteilung G^1 nach Herbst, von G^2 ab nach Vermischte Gedichte.

S. 54. **Die Zweifler.** Lenau sandte das Gedicht im Frühjahr 1831 (das bei Schurz, Bd. 1, S. 110 angegebene Datum, 11. Mai, kann nicht stimmen; vgl. das Datum des Erscheinens im „Freimüthigen"! Etwa 11. April?) von Wien aus an Braun von Braunthal, mit der Bitte, es baldigst irgendwo zu veröffentlichen (Schurz, Bd. 1, S. 112). Dieser ließ es dann in der Berliner Zeitschrift „Der Freimüthige" *(Fr)*, 28. Jahrg. (1831), am 21. April (Nr. 76) erscheinen. Reynaud (Nr. 70) nimmt als Entstehungszeit den Frühling 1828 an. — Zuerst G^1. — Varianten: 27 Hinweg die süßen Lieder *Fr* G^1 G^2 | 29 f. Ihr holden Blümlein trauet nicht | Dem Märchen, das der Wandrer spricht! *Fr* | 33 voller] stärker *Fr* | 43 Absatz fehlt *Fr* | 44 Wellendrang, *Fr* | 48 Dahin durchs [durchs weite G^1 G^2] Labyrinth des Lebens fort! *Fr* G^1 G^2 [fort: *Fr*] | 50 Dir baut kein Damm entgegen sich, kein Hort! *Fr* G^1 G^2 [Hort, *Fr*] | 55 fressen] treffen *Fr* | 69 Sie sehen, G^1 G^2 | 72 Und ahnen *Fr* G^1 G^2 | zitternd] banges *Fr* G^1 G^2 | 88 Fehlt auch *Fr*.

S. 57. **Glauben. Wissen. Handeln.** Nach Reynaud (Nr. 71) ist das Gedicht 1829 entstanden. — Zuerst: „Damen-Zeitung", herausgeg. von C. Spindler, 2. Jahrg., Nr. 38 (15. Februar 1830) u. d. T. Fantasie *(DZ)*; dann G^1. — Varianten: 2 eilt *DZ* | 15 ich, wie einst getrauert, *DZ* | 18 Leben da *DZ* | 20 liebe Braut. *DZ* | 25 f. Die Braut bot lächelnd mir die Hand zur Reise, | Und rasch und selig schritten wir dahin; *DZ* | 27 Wölkchen *DZ* | 29 zogen *DZ* | 37 Gottes] Seinen *DZ* | 38 Ihm *DZ* | 56 Löwe *DZ* G^1 | 61 wir fort G^1 | 73 kargen] leisen G^{1-5} | 74 Das Licht durchs Laubgewölb', *DZ* | 75 lautem] starkem *DZ* G^1 | 76 hohen] heil'gen *DZ* | 77 des Ungeweihten Tritte, *DZ* | 86 dunklen *DZ* | 91 Frücht' *DZ* | 98 Es fiel *DZ* Nun fiel G^1 G^2 | 104 Wie, nordenthaucht *DZ* | 105 o Liebchen, *DZ* | 109 süßen Hauche, *DZ* | 114 Weg] Pfad *DZ* | 117 Wir traten ein *DZ* | 121 Da saß, *DZ* | 123 herab G^{1-3} | 125 Nun G^1 | 131 Doch hörten wir *DZ* | 134—137 Harfenspiele | Der Frau: „Wir lieben, heil'ge Mutter Dich!" | Doch diese schwieg, als ob ihr das gefiele. | Zur Nische hoben viele *DZ* | 141 f. Das Weib, ein stummer Späher, | Da trat ich forschend ihrem Sitze näher: *DZ* G^1 G^2 | 145 dunklen *DZ* | 151 Da ging das Schicksal finster *DZ* | 155 f. zur Totenfeier | Den Kummer jene Macht um's Angesicht, *DZ* | 160 dunkle] liebe *DZ*.

Heidebilder.

Diese Gesamtüberschrift tragen auch die im Morgenblatt, 25. Jahrg. (1831), Nr. 225, 226, 230 und 240 mitgeteilten Gedichte. In Nr. 225 findet sich bei der Angabe des Autors die Fußnote der Redaktion: „Von diesem Dichter erscheint nächstens ein Bändchen gesammelter Poesien in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung."

S. 62. **Himmelstrauer.** Zuerst im Morgenblatt vom 26. September 1831 (Nr. 230); dann G^1. — Variante: 12 lässig] langsam *M*.

S. 62. **Robert und der Invalide.** Reynaud (Nr. 75) setzt die Entstehung

des Gedichts ins Jahr 1828 und kommt dazu unter anderm durch den Vergleich der Verse 74 f. mit der Stelle in einem Briefe Lenaus an Fritz Kleyle vom 6. Juni 1828 (Frankl, S. 238): Ich glaubte ruhiger zu sein, als ich die Feder ergriff: doch einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer. Zuerst im Morgenblatt vom 7. Oktober 1831 (Nr. 240); dann G^1. — Varianten: 10 frommen] frohen $M\,G^{1-6}$ | 18 Pfad, der nichts $M\,G^1\,G^2$ | 22 holden] süßen M | 37 Wenn $G^1\,G^2$ | 42 hier vom Hüttchen dir erzähle? | 78 laß erglühn $G^{1-7}A^1$; wir folgen G^2 | 95 mit] an $G^1\,G^2$ | 100 ruhen M.

S. 65. **An die Wolke.** Offenbar unter dem unmittelbaren Eindrucke des Bruches mit Berta Hauer entstanden, 1827—28 (Reynaud, Nr. 76). — Zuerst im Morgenblatt vom 21. September 1831 (Nr. 226); dann G^1. — Challier verzeichnet neun Kompositionen (Rob. Franz, op. 30, Nr. 6). — V. 7—12 lauteten $M\,G^{1-6}$:

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem [durch ihren $G^1\,G^2$] Trug
Die Ungetreue schlug.

Lenau schreibt über die Verbesserung der Stelle für die 7. Auflage am 19. April 1844 aus Stuttgart an Sophie Löwenthal (Castle, S. 268): Doch gut, daß ich dem unangenehmen Geschäfte [dem Lesen der Korrektur] mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen hindurch eine Stelle stehn geblieben, die mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich abzuhelfen Lust oder Geschick hatte. Diesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Korrigieren laut aufrief: „Luder, hinaus! oder ich streiche das ganze Lied." ... Mein Herz eine Waise zu nennen und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn ebenso oft sind sie gedruckt in der Leute Händen.

S. 66. **Die Heideschenke.** Reynaud (Nr. 77) setzt die Entstehung des Gedichts in dieselbe Epoche wie „Die Werbung" (vgl. S. 128 dieses Bandes), also 1826—27. — Zuerst im Morgenblatt vom 20. September 1831 (Nr. 225); dann G^1. — V. 140: Die Rakoczi-Hymne wurde nach Reynaud 1825 in Wien eingeführt. — Varianten: 1 Ungerland; $M\,G^{1-3}$ | 16 Bei M | 33—36 fehlen M | 49 Die Dämmerung brach nun herein; $M\,G^1\,G^2$ | 50 Es M | winkt $G^3\,G^7$ | 51 Mir zu schneeweißer M | 68 in raschem M | 74 klirrt' M | 93 Mägdlein M | 119 verriet $G^{3-7}\,A^1$ | 135 schnellsten A^1.

S. 71. **Ahasver, der ewige Jude.** Lenau nennt das Gedicht als fertig in dem Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio (Schlossar, S. 33). — Zuerst im Morgenblatt vom 22. Juli 1833 (Nr. 174) mit der Bemerkung der Redaktion: „Mit diesem Gedichte begrüßt der edle Sänger, der seine Phantasie mit den Bildern einer

neuen Welt genährt hat und noch vor wenig Monaten am Niagarafalle gestanden ist, seine europäische Heimat zum ersten Male wieder." Dann G^2. — Vgl. das Gedicht „Der ewige Jude" (S. 178 dieses Bandes) und „Savonarola", V. 1585—1812 („Tubal"; Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 265). — Varianten: 8 bang] tief *M* | 13 zerstreut umher *M* | 14 Hier hat ein still zufriedne *M* | 22 dort] still *M* | 37 immer] ewig G^2 | 39 Absatz fehlt *M* | 43 schroff und ernst *M* | 46 düstrem MG^2 | 55 Er tritt zur Leiche *M* | 62—64 Könnt' ich wie der in deinen Armen [er, im Wonneschlummer *M*] liegen, | Den, noch so jung, der große Segen traf, | Mich rastend in die kühle Grube schmiegen! MG^2 | 67 f. Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen; | Das Auge festverschlossen, ohne Tränen *M* | 71 ihm!] dem, *M* | 75—78 fehlen *M* | Nach 78 in MG^2: Er [Der G^2] sah nur erst der Leiden Blütensaum, | Der Tod ergriff den holden Frühlingstraum. MG^2 | 81 Irrt er, ein Schläfer, in den Erdenlüften, MG^2 | 83 Bis ihm ans Herz das rauhe Leben greift, *M* | 85 Hand] Faust G^{2-5} | Nach 86 in *M*: Es pocht das Herz des Armen ohne Rast, | Bei Tag und Nacht in ungedulb'ger Hast, | Auf daß es einmal endlich fertig werde, | Und seinen Sabbath find' in kühler Erde. [ganz ähnlich 75—78 in $G^{2-7}A^1$] | 99 Du gleichst mit deinem *M* | 103 neugier'gen MG^2 | 104 was sie] und was MG^{2-5} | 112 laben] weiden *M* | 118 Und aus dem *M* | 131 die Flut,] das Meer, *M* | 150 lauernd] tückisch *M* | 152 Und wieder floh *M*.

Polenlieder.

Diese Lieder entstanden im Anschluß an den polnischen Aufstand von 1830. Im Frühjahr 1832 kam Lenau, als er bei Kerner in Weinsberg zu Besuch war, mit polnischen Flüchtlingen zusammen. Nach einem Briefe Kerners an Mayer vom 11. März 1832 (Mayer, S. 59, hatte Lenau große Freude an diesen Bekanntschaften; die Polen schlossen sich sogleich traulich an den „Ungarn" an. — Die Abteilung findet sich erst, als siebente Gruppe, in G^2.

S. 76. **In der Schenke.** Am 1. Dezember 1831 schrieb Lenau aus Heidelberg an Mayer (Mayer, S. 11): Hier erhältst Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich saß mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtige Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; ich ging nach Haus und schrieb Folgendes: „An die Heidelberger Burschen. 29. Novbr." usw. — Zuerst in der Zeitschrift „Microcosmus. Eine polemische Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechts-Wissenschaft", herausgeg. von Dr. Heinrich Zoepfl [Jurist, Privatdozent in Heidelberg], 1. Heft, S. 88 f. (Heidelb. 1832), zusammen mit Am Grabe des Ministers * * * (vgl. S. 151 dieses Bandes: Am Grabe eines Ministers), u. d. T. Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution. Dann G^1 (S. 17) unter Bilder aus dem Leben. — Varianten: 12 Freiheit] Menschheit *Microcosmus* G^1G^2 | Nach 30 folgt in *Microcosmus* und G^1:

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,

Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' erstücke drin,
Daß die Erde schmachte [scheide G^1] hin! —

S. 77. **Der Maskenball.** Im Briefe an Schurz (Bd. 1, S. 166), vom 21. April 1832 aus Stuttgart als neu erwähnt. — Zuerst im Morgenblatt vom 14. Juni 1832 (Nr. 142); dann G^1 (S. 158 unter Vermischte Gedichte). — Zu V. 35ff. vgl. eine Stelle aus einem Briefe Lenaus an Ed. Duller vom 6. April 1840 aus Wien, den Karl Emil Franzos in „Deutsche Dichtung", Bd. 11, S. 29 (Berl. 1892) mitteilt: Das schreckliche Ende seiner [Buchners] liebenswürdigen Schwägerin wurde mir in Stuttgart erzählt. Hannchen Grießelich ist das in meinem Gedichte „Der Maskenball" geschilderte Polenmädchen. Sie erschien mir, unter den Tänzern verschwindend, als die Polonia, wie sie aus dem historischen Weltreigen verschwunden. Nun hat die Unglückliche meine Symbolik auf eine mich erschütternde Weise vollendet. Polen starb wie sie. — Varianten: 3 Drommeten $M\,G^1$ | 11 Orangebäume A^1 | 22 entflohen M | 33 kein Absatz $M\,G^1$ | 73 u. 77 keine Absätze M | 99 Wandeln G^{1-6} | Auf 104 folgen in $M\,G^1$ noch folgende Verse:

Wo Leuchtkäfer, Miriaden,
Um die Schlingeblumen fliegen,
Die sich an die Bäume schmiegen,
An des Blühens dunklen Pfaden
Leuchten sie den Duftgewinden,
Lehren sie den Wipfel finden. —

S. 80. **Der Polenflüchtling.** Lenau sandte das Gedicht im Briefe vom 11. November 1833 aus Wien als neu an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 49ff.); auch Schurz, Bd. 1, S. 240, nennt es als Ende 1833 entstanden. — Zuerst im Morgenblatt vom 16. Dezember 1833 (Nr. 300); dann G^2. — Varianten: 1 Wüstenland $M\,G^{2-7}\,A^1$ [wir folgen *Schlossar*] | 9 Flammengusse *Schlossar* | 20 tiefres *Schlossar* $M\,G^2$ | 21 vom *Schlossar* $M\,G^2\,G^3$ | 25 Und als *Schlossar* M | 37 Nun *Schlossar* Schon G^2 | 51 sehen M | 71 Schlafe M *Schlossar*.

Oden.

In G^1 als siebente Gruppe nach den Heidebildern, seit G^2 als achte Abteilung nach den Polenliedern.

S. 84. **Abendbilder.** Diese Jugendgedichte zeigen Einfluß Klopstocks und der Göttinger Lyrik. Reynaud (Nr. 78) nimmt etwa 1823 als Entstehungsjahr an. — Zuerst G^1; dort und in G^2 drei Gedichte (das ursprünglich zweite Gedicht vgl. „Lyrische Nachlese", S. 349 dieses Bandes). — Für Nr. I verzeichnet Challier acht Kompositionen.

S. 85. **Zuruf an meinen Geist.** Nach Reynaud (Nr. 79) etwa 1823 entstanden. — Zuerst G^1.

S. 85. **Sehnsucht nach Vergessen.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 76, bezieht sich das Gedicht auf Berta Hauer, wäre also (nach dem Bruche mit ihr)

etwa 1828 entstanden; stilistische Gründe (Einfluß Höltys) könnten aber für eine frühere Entstehungszeit sprechen (vgl. Reynaud, Nr. 80). — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet 18 Kompositionen (Herzogenberg, op. 40, Nr. 3; W. Kienzl, op. 39, Nr. 1).

S. 85. **Am Bette eines Kindes.** Schurz, Bd. 1, S. 76, bezieht das Gedicht auf Lenaus Verhältnis zu Berta Hauer, Reynaud (Nr. 82) auf die Geburt der Tochter Bertas (1826); vgl. „Lenaus Leben und Werke", S. 19*f. dieses Bandes. — Zuerst G^1.

S. 86. **An der Bahre der Geliebten.** Reynaud (Nr. 84) sieht in diesem Gedichte Einflüsse Klopstocks und der Beziehungen zu Berta Hauer, vermutet deshalb 1824—25 als Entstehungszeit. — Zuerst G^1.

S. 86. **Am Grabe Höltys.** Im Hinblick auf Lenaus Hölty-Lektüre (1825) setzt Reynaud (Nr. 86) das Gedicht in den Frühling 1825. — Zuerst G^1.

S. 87. ***Primula veris.*** Zuerst G^2, also wahrscheinlich 1833 oder 1834 entstanden. — Für Nr. I verzeichnet Challier zwölf Kompositionen; als gemischtes Quartett wurde das erste Lied von Mendelssohn komponiert. Varianten: II, 20 Tötend G^2.

Reiseblätter (I).

Diese Gruppe, deren Gedichte hauptsächlich infolge der Reise nach Amerika entstanden, findet sich daher auch erst G^2 an der jetzigen Stelle. Erst A^1 ließ die zuerst N^1 veröffentlichte weitere Gruppe von „Reiseblättern" als „Reiseblätter II" dieser ersten unmittelbar folgen.

S. 89. **Wanderung im Gebirge.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 102, entstanden diese Gedichte auf einer Gebirgsreise nach Steiermark, die Lenau und Schurz im August 1830 unternahmen, als der Dichter, der sich einer Prüfung unterziehen wollte, genötigt war, seine völlig erschöpften Kräfte wiederherzustellen. — Zuerst G^1 (S. 142, unter Vermischte Gedichte). — Challier verzeichnet von Der Eichwald elf Kompositionen (Rob. Franz, op. 51, Nr. 1). — Varianten: die Einzeltitel fehlen G^1; dafür dort römische Ziffern. Erinnerung, V. 4: Dein erfreuen G^1G^2 | Das Gewitter, V. 10 dunkeln A^1.

S. 93. **Die Heidelberger Ruine.** Lenau erwähnt das Gedicht als neu im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio (Schlossar, S. 33). — Zuerst im Morgenblatt vom 30. September 1833 (Nr. 234); dann G^2. — Varianten: 2 weht M | 4 Rauscht der Wehmut M | 7 zur M | 17 Kann ein Grollen nicht verhüten: M | 23 frohen Zug, M Freudenzug; G^7A^1 | 33f. genießet, | Fest M | 41 klagt] wacht M | 48 kalte] strenge M | 56 sanftes] leises M | 57 dahin genommen, M | 64 Ihrer hingeschwundnen Freuden. M | 65f. An den blütenvollen Zweigen | Sammelt sich der Geisterschwall; M | 68 stummen M | 70 — Sänger, dir allein bewußt, M | 83 Gegen ihre Schwestern schalt, M.

S. 96. **Die schöne Sennin.** Lenau nennt im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio als neu entstanden

Die schöne Sennerin in vier Gedichten (Schlossar, S. 33). — Zuerst G^2. — Variante: I, 14 seinen G^6 G^7 A^1.

S. 97. **Auf ein Faß zu Öhringen.** Kerner erzählt (Schurz, Bd. 1, S. 189f.): Als Lenau in Weinsberg seine Abreise nach Amerika vorbereitete, fuhr er oft nach dem nahen Öhringen, wo Kerner einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann. „Da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen." Ehemann bewog Lenau, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Öhringen zu verfertigen. Lenau sandte es denn auch am 23. Juni 1832 von Mannheim aus an Kerner (Schurz, Bd. 1, S. 182): Hier erhältst Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel [so nannte Lenau Ehemann]. Möcht' es ihm doch gefallen! Lenau war nachweislich am 12. März und am 30. Mai in Öhringen. Das Gedicht stand, wie Kerner weiter berichtet, später auf einer Tafel, die an einem Fasse des Eingangs zum Keller hing. — Zuerst gedruckt im Morgenblatt vom 17. November 1832 (Nr. 276); dann G^2. Auch Niendorf (S. 124f.) bringt ein Stück des Gedichts (V. 27—46). — Varianten: 20 Grundes] Bodens M | 25 Ein ew'ger Trunk das ganze Leben, M | 31 Flammt M | 45 Du gibst den ersten Kuß der Liebe MG^2 | 46 Nun stehst du froh M | 48 all] sind M | 57 schnellen M | 58 Hesperien: Friedrichsruh. M | 59 taumle M | 65 Schwimmt mit dir weit von dannen, weit, M | 66 Ins tiefe Meer der Seligkeit. — [Trunkenheit! M] MG^2 | Auf 66 folgt noch in M und bei *Niendorf*, S. 125:

> Doch eh' du scheidest, trinke noch
> Ein volles Glas an heil'ger [heiliger *Niendorf*] Stelle.
> Der Fürst, der Edle, lebe hoch
> Mit Keller, Garten und Kapelle!

Nach *Niendorf* lautete die vorletzte Zeile ursprünglich: Der fürstliche Geselle lebe hoch; Kerner veränderte sie.

S. 99. **Der Postillon.** Lenau erwähnt das Gedicht als neu im Briefe an Emilie von Reinbeck aus Lisbon in Ohio vom 5. März 1833 (Schlossar, S. 33) als Der Postknecht. — Zuerst im Morgenblatt vom 5. Juli 1833 (Nr. 177); dann G^2. — Challier verzeichnet neun Kompositionen. — Varianten: Lenau schreibt immer Postillion; wir modernisieren. | 13 Zagend M | 15 gar] so M | 25 raschen M | 31 flücht'gen M | 53 blies M | 61 Wieder M.

S. 101. **Die Rose der Erinnerung.** Als neu erwähnt im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio (Schlossar, S. 33) u. d. T. Die Abschiedsrose. Schurz, Bd. 1, S. 195, bezieht den Inhalt auf die Hinreise nach Amerika. — Zuerst G^2.

S. 102. **Der Indianerzug.** Offenbar in Amerika oder doch sehr bald nach der Rückkehr entstanden (1833). Schurz, Bd. 1, S. 211, sagt: „Den Rothäuten, diesen Doppelgängern seiner geliebten ungarischen Zigeuner, sang er auch noch den ‚Indianerzug'." — Zuerst G^2. — Variante: 92 im regen Haine. G^2.

S. 105. **Die drei Indianer.** Offenbar in Amerika oder bald nach

der Rückkehr von da (1833) entstanden; vgl. Schurz, Bd. 1, S. 211. — Zuerst G^2. — Variante: 32 des Ufers Weiden, G^2.

Reiseblätter (II).

Diese Abteilung ist erst in A^1 an diese Stelle gerückt worden. Sie findet sich zuerst N^1 als zweite Gruppe, dann ebenda N^2 und N^3. In G^{5-7} bildet sie die zweite Gruppe des zweiten Bandes und eröffnet dort dessen Zweites Buch.

S. 107. **Der Urwald.** Zuerst im Frühlingsalmanach, S. 128; dann N^1. Reynaud (Nr. 145) setzt die Entstehung des Gedichts ungefähr ins Jahr 1835. — Varianten: 11 zweifach A^1 | 16 Kein Windhauch rauschte und kein Vogel sang. *Almanach* N^{1-3} G^5 G^6 | 41 f. Längst sind die Blüten und die Vögel fort, | Nun ist der Wald verlassen und verdorrt. *Almanach* N^{1-3} G^5 G^6 | 44 Der Ahnung frohe Blumen *Almanach* | Ahndungsblumen G^7.

S. 109. **An einem Baum.** In Amerika entstanden. Schurz, Bd. 1, S. 211, erzählt: „Auf einem Ritte kam Niembsch ‚an einen Baum', morsch und hohl, aber mit einem frohen Bienenschwarm im Busen, den er besang. Und wessen gedachte er dabei? Seines ehrwürdigen Freundes Hartmann in Stuttgart . . ." V. 9 ff. gelten also dem Geheimrat Hartmann, über den Lenau am 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio an Emilie von Reinbeck schreibt: Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer ist, als ob er der meinige auch wäre, so innig verehre ich ihn . . . (Schlossar, S. 33). — Zuerst gedruckt im Frühlingsalmanach, S. 143; dann N^1. — Varianten: An einen Baum. A^1 [zweifellos Druckfehler] | 14 birgt] deckt *Almanach* | 24 Und schweigend sinkt *Almanach*.

S. 110. **Verschiedene Deutung.** Reynaud (Nr. 147) hebt den pantheistischen Inhalt des Gedichts hervor und nimmt als Entstehungszeit deshalb ungefähr die des folgenden (Niagara) an (Stuttgart 1834). — Zuerst N^1. — Variante: 6 farbenhellen N^{1-3} G^5.

S. 110. **Niagara.** Am 7. Mai 1834 sandte Lenau das Gedicht von Stuttgart aus an Schurz; vgl. Schurz, Bd. 1, S. 260; daselbst (S. 259) wird es ausdrücklich als neu erwähnt. — Zuerst N^1.

S. 111. **Das Blockhaus.** Für die Entstehungszeit gibt nur der Aufenthalt in Amerika (1832/33), auf den das Gedicht reichlich Bezug nimmt, einen Anhalt. — Zuerst N^1. — V. 40: Ludw. Uhlands Ballade „Harald" erschien zuerst im „Deutschen Dichterwald" (Tüb. 1813). — Variante: 60 Scheiter auf Scheiter N^{1-3} G^5.

S. 113. **Meeresstille.** Schurz, Bd. 1, S. 195, setzt die Konzeption des Gedichts in Beziehung zur Hinreise nach Amerika. Niedergeschrieben ist es jedoch vermutlich erst später, etwa 1834, wie Die Reise im „Faust" und einige andere Gedichte verwandten Inhalts (vgl. Reynaud, Nr. 150 u. 152). Am 16. Oktober 1832 schrieb Lenau aus Baltimore an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 196): Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich

von unserm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. — Zuerst N^1.

S. 114. **Sturmesmythe.** 1833 entstanden; nach Schurz, Bd. 1, S. 212, ist vermutlich der „Langeneilandstrand bei Newyork" *[Long Island]* „die ursprüngliche Wiege" des Gedichts. — Zuerst N^1. — Als achtstimmiger Chor a cappella komponiert von Wilhelm Berger.

S. 115. **Wandrer und Wind.** Schurz, Bd. 1, S. 195, setzt die Konzeption des Gedichts in Beziehung zu Lenaus Überfahrt nach Amerika (August bis Oktober 1832). Ausgeführt ist das Gedicht vielleicht erst später, etwa 1834, wie „Meeresstille" (S. 113 dieses Bandes). Vgl. Reynaud, Nr. 152. — Zuerst N^1. — Varianten: 8 nach] auf N^{1-3} G^5 G^6 | 12 einen A^1 [Druckfehler?].

S. 116. **Das Wiedersehen.** Wahrscheinlich 1834 oder 1835 entstanden. — Zuerst im Frühlingsalmanach, S. 150; dann N^1. — Varianten im Frühlingsalmanach: 23 Und fürcht', ich möchte schier | 27 all sind] alle.

S. 117. **Die Sennin.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 104, wäre vielleicht die Konzeption des Gedichts auf Lenaus Geburtstag (13. August) 1830 zu setzen, als er mit Schurz und anderen den Traunstein bestieg und dabei das eigentümlich abgebrochene Jodeln einer Sennerin bewundern konnte. Den unmittelbaren Anlaß zur Abfassung des Gedichts scheint aber ein ähnliches Erlebnis aus dem Sommer des Jahres 1834 gegeben zu haben, als der Dichter mit Reinbecks das Salzkammergut besuchte (Niendorf, S. 151; vgl. Reynaud, S. 154). — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 375 f.; dann N^1. — Varianten: 5 Mädchen,] Sennin, *Almanach* N^{1-3} G^5 G^6 | Auf 16 folgt in *Almanach* und N^1:

Abends dann den Alpenhang
Tönt herauf geheimer Klang
Von den trüben Felsenchören,
Wenn sie dich zurückbeschwören.

S. 118. **See und Wasserfall.** Im Sommer 1839 entstanden, wie aus folgender Stelle hervorgeht, die sich im Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck vom 14. März 1840 aus Wien findet: Hier noch ein kleines Gedicht, welches ich im Sommer in ein Fremdenbuch in Aussee (Steiermark) geschrieben, längst vergessen und heute zufällig wiedererhalten habe, indem ein Herr in Aussee sich die Kleinigkeit aus dem Fremdenbuch ausgeschrieben und seinem Bruder nach Wien geschickt hat (Schlossar, S. 132; das Gedicht folgt dort u. d. T.: Der Altaus-See und der Waldbachstrub). — Zuerst N^2.

S. 118. **Herbstgefühl.** Mitgeteilt in einem Briefe an Emilie von Reinbeck aus dem Januar 1840 (Schlossar, S. 129 f.), vermutlich im Herbst 1839 entstanden. — Zuerst N^2.

S. 118. **Ein Herbstabend.** Vielleicht wie das vorige Gedicht im Herbst 1839 entstanden. — Zuerst N^2.

Atlantica.

Diese Abteilung verdankt ebenfalls ihre Entstehung unmittelbar der amerikanischen Reise des Dichters; die Gedichte erscheinen daher innerhalb der Sammlung sämtlich zuerst in G^2. — Im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio nennt Lenau neben vielem anderen, das er im Winter in Amerika geschrieben habe, vier Atlantica, welche ich Ihnen, zu einem Maiensträußlein gewunden, hiermit übersende (Schlossar, S. 33). Es folgen dort, ohne die jetzigen Titel, als 1), 2) und 3): Die Seejungfrauen, Meeresstille, An mein Vaterland. Das vierte Atlanticum [„Seemorgen"?] hatte nicht mehr Platz, heißt es in der Nachschrift an Georg von Reinbeck (Schlossar, S. 37). Im Briefe an Schurz (Bd. 1, S. 259) vom 7. Mai 1834 aus Stuttgart werden Atlantica neben einigem anderen als einzige Ausbeute der letzten Zeit genannt; hier sind offenbar die beiden Gedichte Der Schiffsjunge gemeint, die am 23. Mai 1834 im Morgenblatt (Nr. 123) unter dem Gesamttitel *„Atlantica"* erschienen. Die Seejungfrauen, Meeresstille, An mein Vaterland, sämtlich ohne Titel und unter der gemeinsamen Überschrift *„Atlantica"* erschienen im Deutschen Musenalmanach für 1834, S. 295.

S. 120. **Die Seejungfrauen.** Schon am 16. Oktober 1832 im Briefe aus Baltimore an Schurz (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 199f.) gesandt: Es ist mir schwerlich gelungen, die sonderbare Sehnsucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich sie empfunden. Daß es Seejungfrauen gibt, halt' ich für kein Märchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. *Vide:* Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur. *Atlantica I.* — Nach Schurz, Bd. 1, S. 200, ist die ursprünglich letzte Strophe beim Druck weggeblieben; sie lautete:

Ruhend auch im stillen Schoße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die seufzerlose,
Augen ohne Thränen! —

S. 121. **Meeresstille.** Offenbar während der Überfahrt nach Amerika (August bis Oktober 1832) entstanden, zum mindesten konzipiert. — Vgl. das gleichnamige Gedicht, S. 113 dieses Bandes, und „Faust", V. 2610—2622. — Komponiert von H. Riemann, op. 1, Nr. 2. — Variante: 22 Überrascht A^1.

S. 122. **Seemorgen.** Vermutlich durch die Überfahrt nach Amerika angeregt.

S. 123. **An mein Vaterland.** Schurz, Bd. 1, S. 195, bezieht das Gedicht sicher mit Recht auf die Hinreise nach Amerika. — Frankl, „Zur Biographie", S. 4, verweist auf das Abschiedslied Childe Harolds von Byron (vgl. Byrons Werke, herausgeg. von Friedr. Brie, Bd. 1, S. 97; Leipz. u. Wien o. J.). — Varianten im Deutschen Musenalmanach: 1 o] mein | 37 sehnsuchtsschwer.

S. 125. **Der Schiffsjunge.** Schurz, Bd. 1, S. 213, berichtet: „Ein Bild von Lenaus Heimreise zur See gibt uns sein Gedicht ‚Der Schiffs-

junge'. Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenaus Augen vom Mast ins Meer und ertrank." Auf die von ihm selbst erfundenen originellen Segelnamen (V. 31 f.) habe sich der Dichter etwas zugute getan. — Varianten: 3 gewundner A^1 | 8 Absatz fehlt M | 10 Wucht. M | 11 Flucht M | 21 Absatz fehlt M | 25 voll] jetzt M | 27 Absatz fehlt M | 31 Lüftefanger G^{2-5} | 62 trübe] ewig M | 68 heiterm] goldnem M | heit'rem G^2.

Leben und Traum.

In G^1 an der Spitze der Sammlung (S. 1) u. d. T. Bilder aus dem Leben, in G^2 (S. 287) als zwölfte Gruppe mit der Nebenbezeichnung: Zweites Buch. | Lyrisch epische Gedichte. und dem Motto: Ein Verrauschen, ein Verschwinden | Alles Leben! — Doch von wannen? — | Doch wohin? — Die Sterne schweigen | Und die Welle rauscht von dannen. In G^{3-7} als zwölfte Gruppe mit der Nebenbezeichnung Zweites Buch.

S. 128. **Die Werbung.** Nach Reynaud (Nr. 7) ist das Gedicht am wahrscheinlichsten 1826 entstanden. — Zuerst gedruckt in der „Wiener Modezeitung" vom 3. April 1830 (Blatt 46) mit dem vollen Namen des Dichters N. Niembsch von Strehlenau (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 84); dann G^1. — Varianten: 12 Sporne G^1 | 26 im G^1 G^2 | 33 lichtren G^1 G^2 | 64 Geworbne] Rekruten G^1 | 66 Drommetenton. G^1 G^2.

S. 131. **Der Schifferknecht.** 1831 an Schleifer geschickt, wahrscheinlich im Frühjahr (vgl. Reynaud, Nr. 8). — Zuerst G^1. — Variante: 5 Es A^1 | Strand A^1 | 36 [Fußnote] woran] an dem G^1 G^2.

S. 132. **Marie und Wilhelm.** Jedenfalls eines der frühesten Gedichte, vielleicht mit Bezug auf Berta Hauers Untreue. — Zuerst G^1. — Variante: 33 glänzt G^6 A^1.

S. 135. **Begräbnis einer alten Bettlerin.** Wahrscheinlich sehr früh entstanden. — Zuerst G^1.

S. 136. **Die Waldkapelle.** Bezieht sich auf den Bruch mit Berta Hauer (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 76) und muß 1827—28 entstanden sein (vgl. Reynaud, Nr. 72). — Zuerst im Morgenblatt vom 30. August 1831 (Nr. 207); dann G^1 (S. 179 unter Fantasieen). — Emilie von Reinbeck hat zwei Bilder nach Motiven dieses Gedichts gemalt; Lenau schreibt am 19. Mai 1832 aus Stuttgart an Schurz (Bd. 1, S. 177): Meine Waldkapelle hat sie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine stellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den schönen Sommerabend mit dem noch gescheidten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! — Varianten: 25 mir] sich G^{1-6} | 38 Da A^1 | Dort zieht der stille Mond herauf im Westen: M | 40 Sich schmiegen auf des Sommers kargen Resten. M | 44 Zweige M | 56 und 84 Ihm aus der M | 69 höher] heller G^7 A^1 | 86 Gequält vom tiefen Schmerz, M.

S. 139. **Der Raubschütz.** Im Briefe an Anton und Therese Schurz vom 21. April 1832 aus Stuttgart als neu hinzugekommen bezeichnet (Schurz, Bd. 1, S. 166); indessen nach Reynaud (Nr. 73) schon am 16. September 1831 an Schleifer geschickt. — Zuerst G^1 (S. 185) unter Fantasieen. — V. 54: „Es ist halt nichts!" wurde von Lenau selbst gern zitiert,

so kurz vor dem Ausbruche seines Wahnsinns im Gespräch mit Evers zu Frankfurt a. M.

S. 140. **Warnung im Traume.** Reynaud (Nr. 131) setzt die Entstehung des Gedichts in die Jahre 1833—34. — Zuerst G^2. — Varianten: 12 muß G^2 | 32 Dem Schlaf anheimgesunken. G^2 | 83 grauzerschmolznem G^{2-5} | 86 War auch der Traum verklungen; G^2 | 87 Bald G^2.

Vermischte Gedichte (I).

Seit der Vereinigung von G und N in G^5 gab es in der Sammlung zwei Gruppen Vermischte Gedichte; zu deren Unterscheidung bezeichnen wir die aus G^{1-4} überkommene Gruppe mit (I), die aus N^{1-3} überkommene mit (II).

S. 144. **Die Tränen.** Dieses Gedicht las Lenau 1831 Uhland vor (Reynaud, Nr. 41). — Zuerst G^1. — Komponiert von Evers (op. 17, Nr. 2). — Varianten: 42 bleich;] blaß, G^1 blaß; G^2 | 44 Mild noch eine Träne saß, G^1G^2.

S. 145. **In der Krankheit.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 79, wollte Lenau Weihnachten 1825 seinen Freund Fritz Kleyle in Ungarisch-Altenburg besuchen, erkrankte aber „sehr gefährlich" an einer Halsentzündung. Auf diese Krankheit nimmt das Gedicht Bezug. — Zuerst G^1. — Varianten: I_{12} Tode] Orkus G^1G^2 | I_{13} Der Cocytus rauscht G^1G^2 | II_{8-9} Wenn sie mich zu Grabe tragen, | Wird kein Busen bänger schlagen? G^1.

S. 146. **An die Melancholie.** Reynaud (Nr. 43) nimmt ungefähr 1830 als Entstehungszeit an. — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet zwölf Kompositionen. — Variante: 7 ragen G^1G^2.

S. 147. **Einem Freunde ins Stammbuch.** Nach Reynaud (Nr. 44) ist Schleifer gemeint, zumal nur von den Alpen die Rede ist; das Gedicht ist nach ihm 1830 oder 1831 entstanden. — Zuerst G^1. — Variante: 2 dir kühlt;] bekühlt, G^1.

S. 147. **Vergänglichkeit.** Das Gedicht entstand im Sommer 1827. Über die Konzeption berichtet Schurz, Bd. 1, S. 88. Auf einem Hochgebirgsgange, den Lenau und Schurz unternahmen, kamen sie bei beginnender Nacht an einen Kirchhof „mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen". „Dieser wehmütige Anblick" fesselte sie lange. „Hier war es, wo Lenau sein Gedicht ‚Vergänglichkeit' empfing". — Zuerst G^1. — Varianten: 17 auch] selbst G^1G^2 | Auf 24 folgt in G^1G^2 eine weitere Strophe:

Vergänglichkeit! dein Hauch, als Sturmeswüten,
Wirft hingeschmettert Eichen in den Staub;
Dein Hauch, als linder West, entführt die Blüten
Dem Rosenstrauch in schmeichlerischem Raub.
Wie Blüten hier, so fächelt dort
Dein Hauch die welken Sterne fort!

S. 148. **Zögerung.** Zuerst G^1. — Variante: 11 rauh] wild G^1G^2.

S. 148. **An eine Dame in Trauer.** Dem Stile nach wahrscheinlich ziemlich früh entstanden. — Zuerst G^1.

S. 149. **Einem Knaben.** Dem Inhalte nach, der auf eine Enttäuschung in der Liebe hindeutet, möchte Reynaud (Nr. 50) die Entstehung des Gedichts nach 1827 (Bruch mit Berta Hauer) setzen, der Form nach mehr in die Jahre 1831—32. — Zuerst G^1. — Variante: 26 Nicht drückst in deinen Busen ein, G^1.

S. 150. **Abschied.** Zuerst G^1, dort und in G^2 u. d. T. Abschied. | Lied eines auswandernden Portugiesen. Wahrscheinlich kurz vor der Abreise nach Amerika entstanden (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 195). Reynaud (Nr. 51) weist auf die gerade damals besonders ausgeartete Tyrannei Don Miguels (1802—66) hin, der 1828—34 in Portugal absolutistisch regierte, weshalb viele Portugiesen auswanderten. — Variante: 19 Spül' mir hinweg, o Meer G^1.

S. 151. **Am Grabe eines Ministers.** Nach Reynaud (Nr. 52) teilte Lenau das Gedicht am 12. Januar 1832 in einem Briefe Gustav Schwab mit. — Zuerst gedruckt: „Microcosmus. Eine polemische Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechts-Wissenschaft. Herausgeg. v. Dr. Heinrich Zoepfl" [Privatdozent der Rechte in Heidelberg; persönlich bekannt mit Lenau], 1. Heft, S. 87 (Heidelb. 1832), zusammen mi Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution [In der Schenke; S. 76 dieses Bandes], dort u. d. T. Am Grabe des Ministers ***; der Abdruck beider Gedichte wurde am 21. Januar 1832 aus Heidelberg von Lenau an Mayer gesandt (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 148). Dann G^1. — Varianten: 19 Es stürzt', *Microcosmus* G^1G^2 | Räuber, *Microcosmus* G^1 | 20 Tod *Microcosmus* G^1 | 21 Schwerde G^{1-3} | 22 rieß G^1 | 26 Wacht] Wach' *Microcosmus*.

S. 152. **Der Indifferentist.** Zuerst G^1.

S. 152. **In das Stammbuch einer Künstlerin.** Nach Niendorf, S. 5, Emilie von Reinbeck gewidmet und bei der Heimkehr von einem Ausfluge nach dem Schlosse Solitüde entworfen. Vgl. auch Mayer, S. 87; nach diesem ist das Gedicht bald danach geschrieben, wie Schlossar, S. 2, angibt, im Frühjahr 1832, nach Reynaud (Nr. 57) bei der Abreise von Stuttgart nach Heidelberg im November 1831. — Zuerst G^1; auch bei Niendorf, S. 5. — Varianten: 8 dem [Druckfehler?] *Niendorf* | Gottes $G^{3-7}A^1$ [Doppelpunkt nach G^1G^2] | 10 stellen $G^4G^6G^7$ | 11 wandten *Niendorf*.

S. 153. **Unmögliches.** Nach dem Berichte von Lenaus Jugendfreund Klemm bei Schurz, Bd. 1, S. 63, schon 1822 in Preßburg entstanden und wie Frage (S. 15), Gasel (S. 16) und Der Unbeständige (S. 159 dieses Bandes) an eine junge Dame gerichtet, die der Dichter nur aus der Ferne verehrte. Klemm erzählt ein lustiges Abenteuer, das ihm und Lenau bei der Überreichung des Gedichts begegnete (Schurz, Bd. 1, S. 63 f.). — Zuerst G^1. — Variante: 7 strahlt G^7A^1.

S. 153. **Einem Ehrsüchtigen.** Zuerst G^1. — Variante: 4 schön'res G^1G^2 schönres A^1.

S. 153. **Frage.** Zuerst G^2.

S. 154. **Mein Stern.** Schurz, Bd. 1, S. 195, bezieht das Ge-

dicht auf Lotte Gmelin; es dürfte danach in den ersten Monaten des Jahres 1832 entstanden sein. — Zuerst G^1.

S. 154. **Der Selbstmord.** Zuerst G^1; dort und G^2 u. d. T. Das Herz. — Varianten: 8 Überflutet sterben muß; G^1G^2 | 23 Und der Strom sanft wiegt G^1 | 35 Denn der Zukunft Nacht bebrütet G^1.

S. 156. **Reiterlied.** Nach Reynaud (Nr. 62) offenbar einer der ersten poetischen Versuche Lenaus; etwa 1821 entstanden. Schillers Reiterlied aus „Wallensteins Lager" dürfte das Vorbild gewesen sein. — Zuerst G^1. — Challier verzeichnet sieben Kompositionen. — Varianten: 19 reiten G^1 springen G^{4-6}.

S. 156. **An J. Klemm.** Wie Reynaud (Nr. 63) hervorhebt, erinnert das Gedicht an den Stil der Göttinger Dichter, zeigt auch noch keine Spuren der schmerzlichen Liebeserfahrungen mit Berta Hauer. Es könnte daher 1823—26 entstanden sein. — Zuerst G^1.

S. 157. **Zuflucht.** Da das Gedicht den Tod von Lenaus Mutter voraussetzt und schon tiefe Melancholie zeigt, setzt Reynaud (Nr. 64) die Entstehung in die Jahre 1829—32. — Zuerst G^1. — Vgl. das gleichnamige Gedicht, S. 235 dieses Bandes. — Variante: 6 All' ihr Leben lang, d'rum falle G^1.

S. 157. **Der Greis.** Vielleicht hat Lenau hier, wie bei dem Gedichte An einem Baum (S. 109 dieses Bandes) an Geheimrat Hartmann in Stuttgart gedacht; es könnte etwa Frühjahr 1832 entstanden sein. — Zuerst G^1. — Variante: 27 Ein ernstes Sinnen ihn überfällt, G^1.

S. 159. **Der Unbeständige.** Nach Dr. August Siebenlist, Lenau in Preßburg („Neue Freie Presse, Morgenblatt" vom 13. Oktober 1883, Nr. 6871, Wien), 1822 in Preßburg entstanden, als Lenau das Studium des ungarischen Rechtes verließ (Reynaud, Nr. 67). — Zuerst G^1, dort und G^2 u. d. T. Unbeständigkeit.

S. 160. **Abendheimkehr.** Zuerst G^1 (S. 19), dort unter Bilder aus dem Leben. — Variante 15 fort] heim G^{1-3}.

S. 160. ***Vanitas.*** Zuerst G^1 (S. 20), dort unter Bilder aus dem Leben. — Variante: 19 Täuschung] Kunstgriff G^{1-3}.

S. 161. **Fragmente.** Reynaud (Nr. 2) nimmt als Entstehungszeit 1823—24 an. — Zuerst G^1; hier fand sich noch, zwischen Der feile Dichter und Auf einen Professor [so G^1] Der geldgierige Pfaffe (vgl. „Lyrische Nachlese", S. 354 dieses Bandes).

S. 163. **Theismus und Offenbarung.** Nach Mayer, S. 77, hat dieser Lenau darauf aufmerksam gemacht, daß eine Lerche unmittelbar vom Felde auffliege und ebenso unmittelbar darauf zurückkehre. In einem Bande geschriebener Gedichte Lenaus, den Mayers Sohn besaß, war nach dessen Mitteilung vermerkt: Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geschrieben in Waiblingen am Tage meines Abschiedes. — Zuerst gedruckt im Deutschen Musenalmanach für 1833; dann G^2. — Varianten im Musenalmanach: 1 Saatgefild | 7 Sie liebt den hellen Morgenschein | 8 Und | Auf 10 folgt

zunächst: Sie traut den Lüften, frisch und klar, | Und ihrem raschen Flügelpaar. — | 12 heimliche] selige | 13 Liederschall.

S. 163. **Abmahnung.** Als neu gemeldet im Briefe an Emilie von Reinbeck aus Lisbon in Ohio vom 5. März 1833 (Schlossar, S. 33). — Zuerst G^2.

S. 164. **Warnung und Wunsch.** Wie beim vorigen Gedicht.

S. 164. **Waldestrost.** Wie bei Abmahnung (s. oben). — Variante: 19 Vielleicht dir dieser lindern kann G^2.

S. 165. **Der Unentbehrliche.** Wie bei Abmahnung (s. oben).

S. 165. **An Fräulein Charlotte von Bauer.** Diese Stuttgarter Freundin verehrte Lenau sehr. Am 6. September 1833 schreibt er aus Eßlingen an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 40): Beiliegendes Buch bitte ich Fräulein von Bauer gefällig zu übergeben. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, der verehrten Dame ein Zeichen meiner Ergebenheit zu senden. — Zuerst G^2.

S. 166. **Schwärmer.** Zuerst G^2.

S. 166. **An einen Langweiligen.** Vielleicht am 11. Januar 1832 entstanden, wenn man folgende Stelle aus einem Briefe an Schurz vom 12. Januar 1832 aus Heidelberg darauf beziehen darf (Schurz, Bd. 1, S. 142): Was macht Auersperg? Weigel? der langweilige *? Auf diesen hab' ich erst gestern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philistern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im Stillen eine Untersuchung anstellte, welcher von beiden der Langweiligere sei; doch umsonst! Da dacht' ich an *, der sie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über diese zwei Gebirge von Langweile. — Zuerst G^2.

S. 167. **Stille Sicherheit.** Reynaud (Nr. 120) setzt die Entstehung des Gedichts in die letzten Monate des Jahres 1833. — Zuerst G^2.

S. 167. **Waldgang.** An Emilie von Reinbeck im Briefe aus Wien vom 11. November 1833 (Schlossar, S. 51), zusammen mit Der Polenflüchtling (S. 80 dieses Bandes), als Gedichte meiner neuesten Arbeit bezeichnet. Auch Schurz, Bd. 1, S. 240, nennt das Gedicht als in den letzten Monaten des Jahres 1833 entstanden. Vielleicht hat Lenau dabei an Lotte Gmelin gedacht. — Zuerst G^2.

S. 168. **Scheideblick.** Nach Reynaud (Nr. 122) im Winter 1833/34 entstanden. Beziehung unbestimmt (Sophie Löwenthal?). — Zuerst G^2; abgedruckt bei Niendorf, S. 48. — Challier verzeichnet elf Kompositionen. Agnes von Galatin sang am 14. Juni 1841 in Lenaus Gegenwart zu Stuttgart das Lied in der Komposition von Josephine Lang (Niendorf, S. 47).

S. 168. **Bestattung.** An Georg von Reinbeck im Briefe vom 11. November 1833 aus Wien gesandt (Schlossar, S. 53). Auch Schurz, Bd. 1, S. 240, bezeichnet das Gedicht als in den letzten Monaten des Jahres 1833 entstanden. — Zuerst G^2.

S. 169. **Lebewohl an Eugenie.** Nach Reynaud (Nr. 124) wahr-

scheinlich im Winter 1833/34 entstanden. Beziehung unbekannt. — Zuerst G^2.

S. 169. **Aus!** Reynaud (Nr. 125) nimmt den Winter 1833/34 als Entstehungszeit an. — Zuerst G^2. — Komponiert von A. Winterberger (op. 11, Nr. 4).

Vermischte Gedichte (I). Neue Folge.

Aus demselben Grunde wie bei den Vermischten Gedichten (vgl. S. 417 dieses Bandes) unterscheiden wir auch hier die beiden gleichnamigen Gruppen (vgl. S. 287 dieses Bandes) durch I und II. Diese Gruppe findet sich zuerst in G^7.

S. 170. **Laß mich ziehn!** Das Gedicht findet sich unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln, datiert Juli 1841 (Castle, S. 502f.), dort u. d. T. In der Nacht. — Zuerst gedruckt im Morgenblatt vom 27. Juli 1843 (Nr. 178); dann G^7. — Varianten bei Castle: 2 muß | 12 aus — er |

S. 171. **Zweifel und Ruhe.** Zuerst im Morgenblatt vom 5. Juli 1842 (Nr. 159); dann G^7.

S. 172. **Mein Herz.** Entstanden im Juli 1841. Lenau sandte das Gedicht am 18. Juli 1841 von Ischl aus an seinen Geigenlehrer Karl Groß und schrieb dazu unter anderem (Castle, S. 569): Daß Ihnen, verehrter Freund, die absolut finstern aus meinen Gedichten weniger behagen, befremdet mich nicht, muß ich vielmehr billigen. Solche Eruptionen sind bei allem Aufwande poetischer Hülfsmittel doch nur ein Selbstverkennen und -vergessen des Geistes, gleichsam ein eklatanter Bankbruch desselben, und daher dem geistestüchtigen Leser immer in gewissem Grade peinlich. Mein jüngstes Gedicht, welches hier folgt, enthält eine solche Rüge gegen mein oft zu verstörtes Herz. Am 14. Januar 1842 sandte ferner Lenau das Lied an Emilie von Reinbeck als Festgabe zu deren Geburtstag (Schlossar, S. 161). — Zuerst gedruckt mit den beiden folgenden im Morgenblatt vom 5. August 1842 (Nr. 186); dann G^7. — Varianten: 3 nach] in *Schlossar* | vergangene *Castle* vergangne *Schlossar*.

S. 172. **Lenz.** Zuerst mit dem vorigen und dem folgenden im Morgenblatt vom 5. August 1842 (Nr. 186); dann G^7.

S. 173. **Das Kreuz.** Zuerst mit den beiden vorigen im Morgenblatt vom 5. August 1842 (Nr. 186); dann G^7.

S. 173. **Nüchterner Blick.** Im Einschreibbüchel von 1838 hat sich Lenau notiert (Castle, S. 526): Die abgelegte steinerne Garderobe der Natur = ausgestorbener Tiergattungen Petrefakte. — Zuerst G^7.

S. 174. **Einem Autographensammler.** Zuerst G^7.

S. 174. **Der Räuber im Bakony.** Nach Niendorf, S. 59, las Lenau das Gedicht am 31. Mai 1842 in Stuttgart vor und bemerkte dazu: Dort [in Ungarn] sind die Schweinshirten Alle Räuber. — Zuerst G^7.

S. 175. **Das Dilemma.** Zuerst G^7.

S. 175. **Einem Freunde.** Das Gedicht findet sich unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Zetteln (Castle, S. 507f.). Nach Niendorf,

S. 169, las es Lenau am 11. April 1844 bei Reinbecks in Stuttgart vor; es hatte damals den Titel Im Herbste (vgl. Reynaud, Nr. 265). — Zuerst G^7. — Variante: 1 Dich hab' ich spät *Castle*.

S. 176. **Auf eine holländische Landschaft.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 195, auf der Hinreise nach Amerika wenigstens konzipiert; ausgeführt vielleicht bedeutend später. — Zuerst G^7.

S. 177. **Die Korybanten.** Im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 16. Februar 1844 aus Wien mitgeteilt (Schlossar, S. 193). — Zuerst G^7.

Gestalten.

Zuerst N^1 als erste Abteilung. Ebenso $N^2 N^3 G^{5-7}$; überall vorher auf besonderem Blatt: Erstes Buch. In G^{5-7} an der Spitze des zweiten Bandes.

S. 178. **Der ewige Jude.** Reynaud (Nr. 132) vermutet Abfassung des Gedichts in verschiedenen Epochen; endgültige Fassung wahrscheinlich August-September 1838. Für die Konzeption einzelner Motive führt Reynaud zwei Stellen aus Briefen an Emilie von Reinbeck an. Am 15. August 1835 schreibt Lenau (Schlossar, S. 82 f.): Meine Reise in Steiermark war ganz herrlich. Ich habe mehrere Höhen bestiegen, darunter die Schneealpe bei Neuberg 6000 und der Hochschwab, den ich seines Namens wegen gewählt hatte, an 8000 Fuß über dem Meere ist. Da hab' ich in einem Felsental ein Jägerhaus gefunden, wo ich gerne länger geblieben wäre. Das Tal heißt die Vorhölle. Ringsherum von sehr hohen Bergen eingeschlossen, ist es der ernsteste Winkel der Erde, den ich kenne. Wenn Horaz von seiner Lieblingsgegend sagt: jener Winkel lacht mir vor allen auf Erden, so sag' ich von der meinigen: jener Winkel trauert mir vor allen und ist mir darum der liebste. O wären Sie bei mir gewesen, da hätten Sie mir malen müssen. Abends 9 Uhr kam ich auf meiner Fußwanderung in Begleitung eines heftigen Gewitters in die Vorhölle. Die Natur schien alle ihre Schrecken zusammenzunehmen, um sich in ihrer würdigsten Gestalt zu zeigen. Die Blitze gossen sich wie Ströme auf die steilen, grauen Kalkfelsen herab, der Donner, der Sturmwind, der sich in den Klippen wie in einer Riesentuba verfing und nicht brauste sondern eigentlich klang, das Rauschen des Wassers und das von Zeit zu Zeit ertönende Geschrei einer Eule, das alles drang die ganze Nacht auf mich ein und erhielt mich in der Spannung eines schauerlichen Entzückens. Ich werde diese Nacht noch einmal in einem Gedichte schildern. Das war in jenem Jägerhaus. Diesem gerade gegenüber steht eine senkrechte Felsenmauer, auf der ich, während ich vor dem Hause mein Frühstück aß und rauchte, die lieben Gemsen herumklettern sah (vgl. V. 1—32); ferner am 6. September 1834 (Schlossar, S. 57) aus Neuberg in Steiermark, nachdem der Dichter auf dem Wege dahin durch eine wilde Gegend gekommen war: So Wildes hatt' ich noch nie gesehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß klafft durch die Felsen hinunter, wie eine tiefe, finstre, ewige Wunde. Unten in schwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt sich hier so eng zusammen, daß er zu überschreiten wäre. Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zu-

sammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft. Ungeheure Felsen liegen umher, als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grollender Geist Luft machte, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden. In dieser Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen diese Zerrissenheit ist das wildeste Lied Byrons ein Gesang der Seligen. Das Motiv vom ewigen Juden selbst behandelte Lenau im Winter 1836/37 im „Savonarola" (Tubal). Vgl. auch das Gedicht Ahasver, der ewige Jude (S. 71 dieses Bandes). — Zuerst N^1. — Varianten: 27 Und weint das Herz, zu seinen jüngsten Klagen N^{1-3} G^5 G^6 | 47 in] durch N^1 | 85 mich A^1.

S. 183. **Heloïse.** Reynaud (Nr. 133) setzt die Entstehung des Gedichts ins Jahr 1838 und erinnert an verwandte Züge in dem im gleichen Jahr entstandenen Gedichte Anna (vgl. V. 35 f. und 40 der Heloïse), ferner auch in „Faust" (die Szene Görg, besonders V. 3184 ff.). Koch erinnert daran, daß Schleifer 1812 eine sehr umfangreiche Heroide „Heloïse an Abälard" dichtete. Vielleicht aber hat den Dichter sein Verhältnis zu Sophie Löwenthal auf den Stoff gebracht. Castle (S. LXXVII) zitiert V. 24—36 als Klage Sophies — als der neuen Heloïse — zu Gott. — Zuerst N^1. — Varianten: 29 meinem N^1 | 37 Antlitz] Bildnis N^{1-3} G^5.

S. 185. **Der Schmetterling.** Ursprünglich das Einleitungsgedicht zu „Faust". Als fertig erwähnt wird es in einem Briefe Lenaus vom 28. März 1834 aus Stuttgart an Schurz (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 252); vielleicht schon früher entstanden; konzipiert nach Schurz, Bd. 1, S. 196, auf der Hinreise nach Amerika. — Gedruckt: 1) Deutscher Musenalmanach für 1835, S. 4 [vor einigen Szenen aus „Faust" als Nr. 1]; 2) „Frühlingsalmanach", herausgeg. von Nikolaus Lenau, S. III [an der Spitze von Faust. Fragment.] (Stuttg. 1835). Dann N^1. — Varianten: 5 Blumenstrande A^1 | 20 ein böser Wind; *Deutscher Musenalmanach.*

S. 186. **Auf meinen ausgebälgten Geier.** Konzipiert, während Lenau bei Löwenthals wohnte (19. September 1837 bis 6. Mai 1838; vgl. Reynaud, Nr. 136). Schurz, Bd. 1, S. 372, berichtet, daß der Dichter in diesem Zimmer „auf einem Hängekasten einen ausgebälgten Geier stehen" hatte und „neben diesem einen Totenschädel". Auch Frankl, „Zur Biographie", S. 43, berichtet ähnlich. Das Gedicht muß 1838 entstanden sein; Nr. II wurde in Stuttgart beendet (nach Brief an Sophie Löwenthal vom 21. Juni 1838; Castle, S. 53). — Nr. I zuerst im „Album ... zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 159 (Wien 1838). Dann beide Gedichte N^1. — Varianten: I Überschrift: Der ausgebälgte Geier. *Album* | I 15 ansetzest A^1 | II 34 Der] Sein N^{1-3} G^5 G^6.

S. 189. **Der gute Gesell.** Zuerst im „Album ... zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 161 (Wien 1838); dann N^1. — Varianten: 30 an] vor N^{1-3} G^5 G^6 | 71 Absatz im *Album* | 81 Allmählig überall; wir modernisieren | 98 Er *Album* N^{1-3} G^5.

S. 192. **Zwei Polen.** Reynaud (Nr. 138) weist auf die noch frischen Reminiszenzen an die Fahrt nach Amerika hin und setzt deshalb die Entstehung des Gedichts in die Jahre 1834—35. — Zuerst gedruckt im Frühlingsalmanach, S. 121; dann N^1. — Varianten: 52 Wend' *Almanach* N^{1-3} G^5 G^6 | 63 im Kampf für Freiheit *Almanach* | 67 weiter] öder *Almanach* | 105 weinen,] fluchen, *Almanach* N^{1-3} G^5 G^6.

S. 196. **Der traurige Mönch.** Konzipiert nach einer mündlichen Erzählung, die der schwedische Dichter Hagberg im Winter 1835/36 in Wien im „Silbernen Kaffeehause" zum besten gab (Frankl, „Zur Biographie", S. 41; ebenso entstand „Anna"). Wahrscheinlich 1836 ausgearbeitet (Reynaud, Nr. 139). — Zuerst gedruckt im „Album ... zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 156 (Wien 1838) [dort mit dem Gedicht Einklang, S. 332 dieses Bandes, als Motto]; dann N^1. — Franz Liszt schuf dazu eine melodramatische Klavierbegleitung. — Variante: 54 Im Aug' des Mönchs, — der Wandrer weint. *Album.*

S. 198. **Weib und Kind.** Lenau unternahm im Juli 1835 einen Ausflug nach Steiermark. Am 10. Juli schrieb er aus Neuberg in Obersteiermark an Schurz (Schurz, Bd. 1, S. 307): Alle Geistestätigkeit ist auf dieser Reise mehr eine empfangende, als gestaltende. So mag es wohl auch seine Früchte tragen. Dazu bemerkt Schurz (ebenda): „Eine solche später gereifte Frucht dieser einsamen Fußwanderung Lenaus im Gebirg war sein frommes und inniges Gedichtlein: ‚Weib und Kind'. Es war, glaub' ich, auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Täler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem ‚Kalberl' begegnete." — Zuerst N^1.

S. 199. **Der Steirertanz.** Nach Schurz, Bd. 1, S. 273, sah Lenau den Steirertanz zum erstenmal Sonntag, 7. September 1834, in Neuberg in Steiermark, wo er Schurz besuchte. Im Juli 1835 war er wieder dort; nach Schurz, Bd. 1, S. 312, ist das Gedicht vielleicht „eine später gereifte Frucht dieses Ausflugs". — Zuerst gedruckt im Frühlingsalmanach, S. 132; dann N^1. — In V. 120—126 finden sich Anschauungen, die Lenau auch auf sein Verhältnis zu Sophie Löwenthal anwandte (vgl. auch Castle, S. LXV). — Varianten: 45—60 spricht *Almanach* N^1 Robert. | 54 Klippenheimat, *Almanach* | 55 u. 58 nicht mehr] nimmer *Almanach* | 60 freiem *Almanach* | 61—67 spricht N^1 Jäger. | 64 Die Thaten und Entschlüsse *Almanach* | 120 Unsterblichkeitsgewiß. | Sie blicket ihm entgegen: *Almanach.*

S. 204. **Die drei Zigeuner.** Zuerst gedruckt im „Album ... zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 155 (Wien 1838), u. d. T. Drei Zigeuner; dort findet sich das Lied auch am Schlusse, komponiert von Joseph Fischhof, als Beilage. Dann N^1. — Challier verzeichnet 19 Kompositionen (Franz Liszt; A. Rubinstein).

S. 205. **Die nächtliche Fahrt.** Reynaud (Nr. 143) hält das Gedicht

für gleichzeitig mit Zwei Polen (S. 192 dieses Bandes) und setzt die Entstehung deshalb in die Jahre 1834—35. — Zuerst N^1.

S. 208. **Vision.** Im Briefe an Sophie Löwenthal vom 21. Juni 1838 aus Stuttgart, als eine kleine Tirolerromanze, als neu bezeichnet (Castle, S. 53). — Zuerst N^1. — Komponiert von Evers (op. 44).

Liebesklänge.

Zuerst N^1 als dritte Gruppe nach Reiseblätter. Ebenso G^{5-7} als dritte Gruppe des zweiten Bandes.

S. 210. **Am Rhein.** Wie Reynaud (Nr. 155) hervorhebt, gehören die Elemente dieses Gedichts den Beziehungen zu Lotte Gmelin und der Reise nach Amerika (so auch Schurz, Bd. 1, S. 195) an. Trotzdem erscheint das Gedicht unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 455 [25. Sept. 1838?]). — Zuerst N^1. — Bei V. 15f. hat der Dichter vielleicht die Figur des Negers Berdoa in Grabbes Trauerspiel „Herzog Theodor von Gothland" (V. 4097 ff.) vor Augen.

S. 212. **An *.** Findet sich unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln, mit der Angabe 20. August. 11 Uhr [1837] (Castle, S. 411; auch bei Frankl, S. 77 u. 257). Der Dichter bemerkt am Schlusse des Zettels (Castle, S. 412): Du wünschest mir in deinem Brief, ich soll fortan vergnügt leben? Meinst du, ich lebe vergnügt ohne dich? O meine Sophie! mein Alles! — Zuerst N^1. — Challier verzeichnet 17 Kompositionen. — Varianten: 2 Entsagen nur] ein Kämpfen nur *Castle Frankl* (S. 77) | 3 Nur] Und N^{1-3} G^5 G^6 | 7 Sind Freudenbilder mir, *Castle Frankl* (S. 77).

S. 212. **Der schwere Abend.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 320), mit der Datierung von deren Hand: „Penzing, August 1836." — Zuerst N^1; auch Frankl, S. 261. — Challier verzeichnet 60 Kompositionen (Rob. Franz, op. 37, Nr. 4; Rob. Schumann, op. 90, Nr. 6).

S. 213. **Traurige Wege.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 381 [1837?]). — Zuerst N^1; auch Frankl, S. 260. — Challier verzeichnet sieben Kompositionen (Evers, op. 17, Nr. 3).

S. 214. **Einsamkeit.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 346) mit der Datierung von deren Hand: „Penzing, Schmidgasse, Juni 1836." — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 380; dann N^1. — Challier verzeichnet 16 Kompositionen (Evers, op. 17, Nr. 1; Rob. Schumann, op. 90, Nr. 5). — Varianten bei *Castle:* 2 Quelle fort;] Felsenquelle. | die rechte Stelle *Castle* | 6f. Einsam tönet deine Klage, | Und es gibt auf deine Frage |

S. 214. **Wunsch.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 340), datiert Wien, 8. November 1834. Sophie bemerkt dazu (Castle, S. 592): „Erstes Gedicht an mich, welches mir Niembsch ... im November 1834 gab." — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 382; dann N^1. — Variante: 28 wild und warm! *Castle.*

S. 215. **Neid der Sehnsucht.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 343), mit der Datierung 1836. — Zuerst

N^1. — Challier verzeichnet sechs Kompositionen. — Varianten: 6 f. Aus ihrem Busen | Sich Wonnedüfte; *Castle* | 24 Selige Tage, *Castle* | 29 Und meines Gottes *Castle*.

S. 216. **Meine Furcht.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 340); Wien, November 1834. — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 381; dann N^1; auch Frankl, S. 257. — Varianten: 12 Entlieft ihr *Almanach* | Entlaufen *Castle* | 16 Herz. *Castle.* | 17 Die mir das Herz zerbräche, [zerbräche. *Almanach*] *Castle Almanach.*

S. 217. **Wunsch.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 341); Wien, November 1834. — Zuerst N^1; auch Frankl, S. 255. — Varianten: 12 Absatz bei *Castle* | 29 nicht mehr] nimmer *Castle* | Zwischen 42 und 43 ist bei *Frankl* noch ein Vers eingeschoben So selig und sicher, | 53 Absatz bei *Castle* und *Frankl.*

S. 219. **An den Wind.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 383 [1837?]). Reynaud (Nr. 164) erblickt den Anlaß in Lenaus Abreise nach Stuttgart (18. Juni 1837), bei der ihm Sophie mit ihren Kindern noch Abschiedsgrüße zuwinkte. In einem Zettel, den der Dichter am 81. Juni in Linz schrieb, sagt er darüber (Castle, S. 384): Daß du mit deinen Kindern auf mich warteteſt und mich ſo zärtlich grüßteſt, hat auf mich einen unvergänglichen Eindruck gemacht. Du eilteſt eine Strecke meinem Wagen nach, der, ſchneller als du, mit mir davoneilte, und mir war, als deine liebe Geſtalt immer weiter zurückblieb, ob ich meinem Glück entflöhe, das mir vergebens nachſtrebte. Ähnlich am 30. Juni 1837 (Castle, S. 382): Das Kleid, welches du anhatteſt, als du mit deinen lieben Kindern auf mich warteteſt bei der Schmiedgaſſe, ſollſt du nie weggeben . . .; und am 7. Juli (Castle, S. 395): Hätt' ich nur eine Handvoll von dem Staub, den du trateſt, als du bei Penzing meinem Wagen nachgingſt! — Zuerst N^1. — Challier verzeichnet 16 Kompositionen (Evers, op. 25, Nr. 3; Rob. Franz, op. 26, Nr. 6; W. Kienzl, op. 8, Nr. 4; Mendelssohn, op. 71, Nr. 5).

S. 219. **An die Entfernte.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln vom Jahre 1837 (Castle, S. 390); offenbar während eines Aufenthalts in Stuttgart oder einer anderen Entfernung von Sophie geschrieben. — Zuerst N^1. — Challier verzeichnet 45 Kompositionen (Evers, op. 17, Nr. 2; Mendelssohn, op. 71, Nr. 3).

S. 220. **Meine Rose.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln, datiert Auguſt 1836. — Zuerst N^1. — Challier verzeichnet drei Kompositionen (Schumann, op. 90, Nr. 2). — Varianten: 6 Aus dunklem, tiefem [tiefen G^6] *Castle* N^{1-3} G^5 G^6 | 12 Still] All *Castle* | 14 Dich freudig auferſtehen. *Castle* N^{1-3} G^5 G^6.

S. 221. **An *.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 206), mit der Datierung von deren Hand: „21. September 1838." Reynaud (S. 167) weist mit Recht auf die im September 1838 zwischen Lenau und Sophie ausgebrochenen Meinungsverschiedenheiten hin. — Zuerst N^1; auch bei Frankl, S. 252.

S. 221. **Kommen und Scheiden.** Unter den an Sophie Löwenthal

gerichteten Zetteln vom Jahre 1840 (Castle, S. 478), mit der Datierung von Sophies Hand: „9. Mai in der Nacht." Bei Castle und auch bei Frankl (S. 137) findet sich dieses Gedicht mit dem folgenden (Liebesfrühling) vereint unter dem gemeinsamen Titel „Sie" als „I" und „II" und ohne die Einzeltitel. Niendorf, S. 43, behauptet — jedenfalls unrichtig —, das Gedicht sei an Agnes von Galatin gerichtet gewesen; ebenda, S. 44, ist das Gedicht wiedergegeben. — Zuerst N^2. — Challier verzeichnet 21 Kompositionen (Rob. Schumann, op. 90, Nr. 3). — Varianten: 3 Und wenn *Frankl* | mir's *Castle* | 6 mir ſchwand.] entſchwand. *Frankl*.

S. 222. **Liebesfrühling.** Entstehung: vgl. das vorige Gedicht (Kommen und Scheiden). — Zuerst N^2. — Challier verzeichnet 26 Kompositionen (Rob. Franz, op. 14, Nr. 5; Franz von Holstein, op. 24, Nr. 3).

S. 222. **Frage nicht.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln vom Jahre 1840 (Castle, S. 477), mit der Datierung von Sophies Hand: „9. Mai in der Nacht." — Zuerst N^2; auch Frankl, S. 138 und 255. — Challier verzeichnet 21 Kompositionen (Rob. Franz, op. 14, Nr. 6). — Variante: 6 Stelle] Gegend *Frankl*, S. 138.

Sonette.

Zuerst N^1 als vierte Gruppe. Ebenso G^{5-7} als vierte Gruppe des zweiten Bandes.

S. 223. **Frage.** An Emilie von Reinbeck gesandt im Briefe vom 16. Januar 1837 aus Wien (Schlossar, S. 99). — Zuerst im „Österreichischen Musenalmanach", herausgeg. von Ritter Braun von Braunthal, S. 174 (Wien 1837); dann N^1. Variante: 9 Hat ſich dein Geiſt *Almanach*.

S. 223. **Jugend und Liebe.** Nach Reynaud (Nr. 170) weist das Gedicht auf ein vorübergehendes Erkalten der Beziehungen zu Sophie Löwenthal; Reynaud setzt die Entstehung deshalb in den Herbst 1837. — Zuerst im „Oesterreichischen Musenalmanach", herausgeg. von Ritter Braun von Braunthal, S. 173 (Wien 1837); dann N^1. — Varianten im *Almanach:* Überschrift: Treuer Wahn. | 5 Der Dauer Wahn, | 12 f. ſchönen | Getreuen Wahns, | 14 auch ſterbend] im Tode |

S. 224. **Der Salzburger Kirchhof.** Reynaud (Nr. 171) setzt die Entstehung des Gedichts mit guten Gründen in den Herbst 1837; vgl. Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 16. September 1837 aus Salzburg (Schlossar, S. 102): Mein erſter Gang in dieſer Stadt der 12000 Philiſter war im Intereſſe meines ſehr lieben und werten Freundes Lieſching auf die hieſigen beiden Kirchhöfe, weil ich nicht wußte, ob der zu Sankt Sebaſtian, oder der zu Sankt Peter der unſrige iſt. Nun läßt mich aber der Anblick des letztern keinen Augenblick zweifeln, daß ich es mit ihm zu tun habe. — Zuerst N^1. — Die beiden ersten Strophen wurden (vgl. Frankl, „Zur Biographie", S. 129), als Quartett von Gustav Barth komponiert, bei Lenaus Bestattung vom Quartett des Wiener Männergesangvereins gesungen. — Variante: 13 f. Bis ſie zu neuem Leben einſt erwarmen, | Wann ſie der Morgenruf vor [zu G^6] Gott entboten. N^{1-3} G^5 G^6.

S. 224. **Nachhall.** Zuerst im „Album . . . zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 161 (Wien 1838); dann N^1.

S. 225. **Die Asketen.** Nach Reynaud (Nr. 173) ist als Entstehungszeit 1836—37 anzunehmen („Savonarola"). — Zuerst N^1.

S. 225. **Der Seelenkranke.** Unter dem Titel *An meine Mutter* im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 14. März 1836 aus Wien (Schlossar, S. 91). Schurz bemerkt (Bd. 1, S. 323): „Von der sehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenaus zu jener Zeit gibt das damals entstandene, ebenso schöne als schmerzvolle Gedicht an seine verstorbene Mutter ‚Der Seelenkranke' das sprechendste Zeugniß." — Zuerst N^1. — Challier verzeichnet drei Kompositionen.

S. 226. **[Stimmen.]** Alle vier Gedichte finden sich unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Blättern (Castle, S. 439 f.) mit der Überschrift: 25. Oktober 1837. Zur Versöhnung und Begrüßung in der Stadt. Sophie hat dazu bemerkt (Castle, S. 600): „Diese vier Sonette machte Niembsch in Penzing im Spätherbst 1837 in meines Vaters Hause." Reynaud (Nr. 175) macht wahrscheinlich, daß Nr. I erst am 28. Oktober 1837 entstanden ist. — Zuerst N^1. — Variante: II 7 ihr] ein N^{1-3} G^5 G^6.

S. 228. **Doppelheimweh.** Reynaud (Nr. 179) datiert das Gedicht ins Jahr 1835. — Zuerst N^1.

S. 228. **Einsamkeit.** Nr. I im Briefe vom Januar 1840 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 130); vielleicht am 1. November 1838 entstanden (vgl. Reynaud, Nr. 244). — Zuerst N^2. — Varianten: I_{12} erschrecket, *Schlossar* | I_{14} strecket. *Schlossar* | II_{13} Der Zugwind durch die Gassen friert; N^2 N^3 G^5 G^6.

S. 229. **Palliativ.** Zuerst N^2.

Vermischte Gedichte (II).

Zuerst N^1 als fünfte Gruppe; ebenso N^2 N^3. G^{5-7} als fünfte Gruppe des zweiten Bandes. Über die Bezeichnung „(II)" vgl. die Anmerkung zu Vermischte Gedichte (I) (S. 417 dieses Bandes).

S. 231. **Zueignung.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Blättern mit der Überschrift *An Sophie.* | (Zueignung.) (Castle, S. 436; [1838?]). — Zuerst N^1; auch Frankl, S. 250. — Varianten: 11 tröstende] heilige *Castle*.

S. 232. **Traumgewalten.** Zuerst N^1. — Justinus Kerner zitiert das Gedicht in seinem „Magikon. Archiv für Beobachtung aus dem Gebiete der Geisterkunde", Bd. 4, S. 212 (Stuttg. 1850), und bemerkt dazu, Lenau habe den betreffenden Traum wirklich gehabt und oft zu ihm davon gesprochen. — Variante: 14 Absatz *Magikon* N^{1-3} G^5.

S. 233. **Einem Greis.** An Sophie Löwenthal geschickt im Briefe aus Stuttgart vom 6. Juni 1838 (Castle, S. 48); nach Castle, S. 552, ist das Gedicht auf den lebenslustigen Georg von Reinbeck (geb. 1766) zu beziehen. — Zuerst N^1.

S. 233. **An die Biologen.** Zuerst in „Schillers Album, Eigentum des Denkmals Schillers in Stuttgart", S. 160 (Stuttg. 1837); dann N^1. — Varianten im *Album:* 2 und 12 tiefen] wahren | 11 Absatz | 18 vergebens | 20 das Vöglein euern | 24 herunterließt? — | Das Gedicht hatte dort die Unterschrift: Nikolaus Niembsch von Strehlenau, geboren zu Csatád in Ungarn, den 13. August 1803 [sic!], wohnhaft in Wien.

S. 234. **Kruzifix.** Zur Entstehung vgl. folgende Stelle aus dem Briefe an Emilie von Reinbeck vom 14. März 1836 aus Wien (Schlossar, S. 89f.): Ihr Brief und namentlich die feine, gemütvolle Art, wie Sie das Crucifix an Ihrer Felswand verteidigen, hat mir große Freude gemacht. Ich gebe mich überwunden. Ihr Gefühl hat meine ästhetische Grille zum Schweigen gebracht. Das ist wieder ein schöner Zug Ihrer schönen Seele, dieses Bedauern des Kreuzbildes, wenn es auf der Straße oder dem Felde so preisgegeben dasteht. Ich möchte Sie küssen für dieses Gefühl. Es ist merkwürdig, daß wir beide uns zugleich mit dem Kreuze beschäftigten. Den 21. Februar schrieb ich diese Zeilen. — Zuerst N^1. — Varianten bei *Schlossar:* 1 der] ein | 5 kein Absatz | 7 die Menschheit] das Schicksal |

S. 234. **Scheu.** Zuerst N^1. — Fußnote des Dichters fehlt N^{1-3} G^5 G^6.

S. 235. **Heimatklang.** Unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Blättern (Castle, S. 343 [1835/36?]). — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 384; dann N^1. — Bei Castle am Schlusse noch folgende Zeilen:

Mir hat dies Lied ins tiefste Herz gesungen
Dein Wort der Liebe, himmlische Sophie.

S. 235. **Zuflucht.** Am 21. Oktober 1834 von Wien aus an Mariette Zöppritz, geb. Hartmann, als kleines Gedicht der letzten Muse mitgeteilt (Schlossar, S. 16) u. d. T. An einen Trauernden. — Zuerst im Morgenblatt vom 12. Januar 1835 (Nr. 10); dann N^1. — Nach Niendorf (S. 133) entstand das Gedicht im Gartenhause zu Weinsberg und war ursprünglich, An einen jungen Freund betitelt, Theobald Kerner gewidmet, der damals noch Gymnasiast war, als Mitgabe auf die Universität. Zugleich sollte es eine Huldigung für die Hausfrau (Kerners Gattin „Rickele") sein und ein Denkmal für zwei Mütter, jene und die Mutter Lenaus. — Vgl. das gleichnamige Gedicht, S. 157 dieses Bandes. — Varianten: 4 geheimster *M* | 7 Kein Absatz *M* | Mensch,] Freund, *Schlossar M.*

S. 236. **Zeiger.** Lenau schrieb an Karl Mayer im Sommer 1833 nach der Rückkehr aus Amerika (Mayer, S. 114): Die Kinder sind recht eigentlich unsre Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken. Abendschatten und Kinder, je länger sie werden, desto tiefer neigt sich unsre Sonne. — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 377; dann N^1. — Variante: 5 Wie ihr *Almanach.*

S. 236. **Frühlingsgrüße.** Nach einer Anmerkung bei Frankl (S. 34) gab Dr. Romeo Seligmann, Prof. der Geschichte der Medizin an der Universität Wien, Lenau den Stoff zu dem Gedichte. Reynaud (Nr. 189)

setzt die Entstehung unter Hinweis auf ähnliche Ideen im Schlußgesange der „Albigenser" ins Jahr 1838. — Zuerst N^1.

S. 236. **An Luise.** Luise Sommaruga starb am 8. Mai 1835. Lenau schrieb am 15. August 1835 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 84): ... Auch eine andere Freundin, Luise Sommaruga, ein 21jähriges Mädchen, ist gestorben. Ich habe einige elegische Verse an sie gedichtet. — Zuerst im Frühlingsalmanach, S. 145; dann N^1. — Zu V. 3: Schurz, Bd. 1, S. 304, erzählt: „Niembsch zog sich Anfangs Mai in die Einsamkeit nach Hütteldorf zurück, ganz am oberen Ende des Ortes ... in ein schönes einzeln stehendes schloßartiges Gebäude ..., in welchem er den ... Tod einer jungen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin trauernd sang ..." — Varianten im *Almanach:* 36 leichtes] lockres | 63 grüßen, | 77—80 Hat auch des Trostes kühle Rinde | Den Freunden einst dein Grab verschneit, | Ihr bleibt der Schmerz nach ihrem Kinde | Die Stunde ihrer Ewigkeit.

S. 239. **Täuschung.** Reynaud (Nr. 191) setzt die Entstehung in den August oder September 1835. — Zuerst N^1. — Variante: 26 In Einen N^{1-3} G^5.

S. 240. **Tod und Trennung.** Unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Blättern (Castle, S. 427 [1837?]); dabei die Bemerkung von Sophies Hand (Castle, S. 599): „Während eines Zerwürfnisses mit Sophie." — Zuerst N^1; auch bei Frankl, S. 260.

S. 240. **An die Verstockten.** Reynaud (Nr. 193) findet in dem Gedichte schon den Ton der „Albigenser"; 1838 entstanden? — Zuerst N^1. — Varianten: 12 entzünden. N^{1-3} G^5 | 26 neues] andres N^{1-3} G^5 G^6.

S. 242. **Herbstlied.** Nach Sophie Löwenthal (Castle, S. 599) am 18. Oktober 1837 in Penzing entstanden. — Zuerst N^1. — Vgl. das gleichnamige Gedicht, S. 245 dieses Bandes.

S. 242. **Schlaflose Nacht.** Zuerst im Frühlingsalmanach, S. 141; dann N^1.

S. 243. **An eine Witwe.** Im Morgenblatt und N^{1-3} unter der Überschrift: An Natalie, | die Wittwe meines Freundes Friedrich [Fr. *M*] Kleyle. Dieser starb im Februar 1836; vielleicht wurde das Gedicht schon damals konzipiert. — Zuerst im Morgenblatt vom 30. Juni 1838 (Nr. 156); dann N^1; auch bei Frankl, S. 215. — Varianten: 27 Tugend *M* | 25—28 fehlen G^6.

S. 244. **Auf eine goldene Hochzeit.** Vielleicht ist die im Anfang wiedergegebene nordische Sage ebenfalls von dem schwedischen Dichter Hagberg im „Silbernen Kaffeehaus" zu Wien erzählt worden. — Zuerst N^1.

S. 245. **An den Tod.** An Emilie von Reinbeck gesandt im Briefe vom 14. März 1836 aus Wien (Schlossar, S. 90). — Zuerst N^1. — Varianten bei *Schlossar:* 2 helle Flammen | 5 Kein Absatz.

S. 245. **Herbstlied.** Nach Reynaud (Nr. 199) vielleicht im Oktober 1836 entstanden. — Zuerst N^1. — Vgl. das gleichnamige Gedicht, S. 242 dieses Bandes.

S. 246. **Vorwurf.** Wahrscheinlich an Sophie Löwenthal gerichtet; im Oktober 1836 entstanden (vgl. Reynaud, Nr. 200). — Zuerst N^1.

S. 247. **Der Jäger.** Aus des Dichters eigener Jagdpassion entstanden, vielleicht Sommer 1835. Lenau besaß im Sommer 1835 einen Jagdhund namens „Feldmann" (V. 10: Waldmann). — Zuerst N^1. — Variante: 14 Mißmutig A^1.

S. 248. **Lied eines Schmiedes.** Aus „Faust" (V. 1334—1353); wahrscheinlich mit der ganzen Szene (Die Schmiede) März 1834 entstanden. — Zuerst N^1. — Challier verzeichnet neun Kompositionen (Evers, op. 69, Nr. 4; Marschner, op. 176, Nr. 4; Rob. Schumann, op. 90, Nr. 1).

S. 248. **Ohne Wunsch.** Wahrscheinlich im Frühling 1834 entstanden (Reynaud, Nr. 203); nach Schurz, Bd. 1, S. 195, auf Lotte Gmelin bezüglich. — Zuerst N^1.

S. 249. **Mein Türkenkopf.** Im Briefe an Geheimrat von Hartmann vom 18. Juni 1835 aus Hütteldorf u. d. T.: An meinen Türkenkopf (Schlossar, S. 244); nach Schurz, Bd. 1, S. 304, dort entstanden. — Zuerst im Deutschen Musenalmanach für 1836, S. 378; dann N^1. — V. 19 f.: Lenau rauchte sehr viel und stark und regte sich dadurch oft zum Dichten an. — Variante: 6 Ob schöner sei die welche? *Schlossar Almanach* N^{1-3} G^5 G^6.

S. 250. **Der Hagestolz.** Wahrscheinlich während Lenau bei Max Löwenthal wohnte (19. September 1837 bis 6. Mai 1838) entstanden; das Zimmer enthielt einen Totenkopf (V. 10 f.) (vgl. Reynaud, Nr. 205). — Zuerst N^1. — Varianten: Zu 29 Fußnote in N^1: Pan *(τὸ πᾶν)*, das Weltall. | 38 geschiedes [so überall].

S. 251. **Der Schmerz.** Zuerst N^1.

S. 252. **An den Frühling 1838.** Bezieht sich auf den Bau einer Eisenbahn, wahrscheinlich in Stuttgart. — Zuerst N^1.

S. 253. **Das Lied vom armen Finken.** Der Dichter war in seiner Jugend selbst ein eifriger Vogelfänger. Dieses Gedicht wurde veranlaßt durch Lenaus Zusammentreffen mit dem Kassierer des Eisenwerkes Neuberg, der ebenfalls ein „leidenschaftlicher und durchtriebener Vogelfänger, daher für Niembsch ein wahrer Fund" war; Lenau lernte ihn während eines Aufenthalts in Neuberg vom 5.—11. September 1834 kennen (vgl. Schurz, Bd. 1, S. 273 f.). — Zuerst N^1. — Variante: 75 Dann ist dem Vogelsteller N^{1-3} G^5 G^6.

S. 256. **Hypochonders Mondlied.** Zuerst im Morgenblatt vom 6. Oktober 1836 (Nr. 240); dann N^1. — Varianten: 10 f. Gemach, | Er M | 15 Als hielt' ein M | 29 ewig] immer M | 31 Wüste] Öde M | 36 sie] uns M | 52 Leide] Klagen M | Nach 68 folgen M die Verse 81—88 | 69 grausen] bösen, M | 73—76 fehlen M | 93 Mondgefunkel M | 95 niederglänzt M.

S. 259. **Der offene Schrank.** Nach Reynaud (Nr. 210) wahrscheinlich Ende 1834 entstanden. — Zuerst N^1. — Variante: 23 hätt' N^1.

S. 260. **Prolog.** Pest hatte 1838 durch eine Überschwemmung stark gelitten. Friedrich Witthauer gab ein „Album . . . zum Besten

der Verunglückten in Pest und Ofen“ (Wien 1838) heraus, zu dem die österreichischen Dichter Beiträge steuerten. Lenau eröffnete es mit dem Prolog (S. XV) und gab außerdem einige andere Gedichte. Dann N^1. — Im „Album“ fehlt die Fußnote; statt deren unter dem Titel die Bemerkung: „Gesprochen am 3. April im Universitätssaale von Hrn. Ludwig Löwe, | k. k. Hofschauspieler und Regisseur.“ — V. 81 und V. 85 wurden von der Zensurbehörde beanstandet. Lenau begab sich selbst zum Zensurbeamten, geriet in einen „Berserkerzorn“ und erreichte, daß die Stellen blieben (vgl. Frankl, „Zur Biographie“, S. 39 f., und Schurz, Bd. 1, S. 355 f.). — Varianten: 43 Strahlenschimmer; *Album* | 55 rollt' *Album* | 56 tränkte [Druckfehler] *Album* | 66 Wie] Und *Album* | 81 Die Stadt zerstob, *Album* | 86 Volkes] Lebens *Album* | 104 heilen *Album* | 111 Euch *Album*.

S. 263. **An eine Freundin.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Zetteln (Castle, S. 467) [1838?] mit der Überschrift An Sophie. Auch bei Frankl (S. 251) unter den an Sophie gerichteten Gedichten. — Zuerst N^1. — Varianten: 1 f. Liebend will mein Herz dich segnen; | Übermütig, fremd und rauh *Castle* | 19 Doch *Frankl* | 38 f. Taten sie dem Gast ein Leid; | Traurig schwieg er, durch die Türe *Castle* | 41 Und am Ufer klangen Lieder, *Castle*.

S. 264. **Tränenpflege.** Im Briefe an Sophie Löwenthal vom 21. Juni 1838 aus Stuttgart als neu erwähnt und am gleichen Tage in Abschrift abgesandt (vgl. Castle, S. 53 u. 54). Sophie bemerkt dazu: „Von Natalie [Kleyle, Witwe Fritz Kleyles] veranlaßt, als sie Witwe geworden [1836]“ (Castle, S. 553); jedenfalls aber erst 1838 entstanden. — Zuerst N^1; auch bei Frankl, S. 254.

S. 265. **An den Frühling.** Reynaud (Nr. 214) setzt die Entstehung in den stark verregneten Frühling 1838. — Zuerst N^1.

S. 265. **An ein schönes Mädchen.** Auf einer Sophie Löwenthal gewidmeten Handschrift die Bemerkung von deren Hand: „An Rosalie von Kleyle in Ischl im Sommer 1840“ [wohl 1838] (Castle, S. 594). — Zuerst im Morgenblatt vom 19. September 1838 (Nr. 217); dann N^1.

S. 266. **Der schwarze See.** Unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Blättern (Castle, S. 452 [Ischl, Sommer 1838]), mit der Bemerkung von deren Hand (Castle, S. 601): „In Ischl im Jahre 1838 nach einer Partie, die Niembsch, Johanna, Scharschmid, Mikschik und ich zum schwarzen See gemacht hatten.“ Im Briefe vom 9. August 1838 aus Ischl sandte Lenau das Gedicht an Emilie von Reinbeck und bemerkte dazu (Schlossar, S. 107): Ich schreibe Ihnen, liebste Emilie, von meinen neuen Gedichten hier ab, was mir das liebste ist: Der schwarze See. Dieser befindet sich in der Nähe von Ischl und hat mich sehr ergriffen. — Zuerst im Morgenblatt vom 31. August 1838 (Nr. 209); dann N^1. — Varianten: 5 und in sich selbst versunken, M | 16 noch einmal mir erweichen? *Castle* | Nach 26 bei *Castle, Schlossar* und in M noch zwei Zeilen:

Die Donner klingen mir wie alte Liebeslieder,
Und jede Welle rauscht ein teures Wort mir wieder.

28 Hoffnung *Schlossar* | 29 die Liebe *Schlossar.*

S. 267. **Das Roß und der Reiter.** Im Juli 1838 in Ischl entstanden. Der Gedanke kam dem Dichter (nach Sophie Löwenthal) „auf der Heimfahrt von der Gosau, als unsere Pferde an einem Brunnen an der Straße nach Ischl ... tranken, indes die untergehende Sonne die Berge ringsum rötete" (Castle, S. 553). Am 11. August 1838 sandte Lenau das Gedicht an Kerner (Kerners Briefwechsel, S. 136). — Zuerst im Morgenblatt vom 31. August 1838 (Nr. 209); dann N^1. — Varianten: 8 eingeschlürft sein Blut erquickend kühlen. *M* | 18 Glut, *M* | 22 dürstend *M* | 24 schon] doch *M.*

S. 268. **Die Blumenmalerin.** Unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Blättern (Castle, S. 453), 3. August 1838 [Ischl] mit der Überschrift: Sophie. — Zuerst im Morgenblatt vom 31. August 1838 (Nr. 209); dann N^1; auch bei Frankl, S. 253. — V. 1—3: Vgl. „Die Götter Griechenlands" (Strophe 9) von Schiller. Dieses Gedicht hat offenbar auch auf die metrische Formung bedeutsam eingewirkt. — Varianten: 4 fehlt bei *Frankl* | 5 krystallnen überall; wir modernisieren.

S. 269. **Husarenlieder.** Nach einer Bemerkung von Sophie Löwenthal machte Lenau alle Husarenlieder „in Ischl im Jahre 1838 morgens im Bett liegend" (Castle, S. 554), im Juli oder Anfang August. Als er von Sophie getrennt ist, schreibt er ihr am 16. August aus Gmunden (Castle, S. 59): Mit dem Dichten will es nicht mehr gehn. Meine Hussaren sind auf und davon und kommen vielleicht nie wieder. Ähnlich am 23. August 1838 aus Wien (Castle, S. 61): Meine Hussaren sind fort und kommen nicht wieder, trara! — Einen Entwurf teilt Castle (S. 53 f.) mit. — Zuerst N^1. — Alle vier Lieder sind komponiert von Rob. Schumann (op. 117, Nr. 2). — Lenau schreibt stets Hußaren bez. Hussaren; wir modernisieren.

S. 271. **An den Ischler Himmel im Sommer 1838.** Lenau schrieb am 11. August 1838 aus Ischl an Kerner (Kerners Briefwechsel, S. 135): Jetzt lebe ich in Ischl, ... kann aber der Gegend nicht froh werden, wegen eines bereits drei Wochen langen, beständigen Regens. Unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Blättern (Castle, S. 451) u. d. T.: Der Ischler Himmel Juli 1838. Zuerst N^1. — Einen Entwurf teilt Castle, S. 538, mit. — Varianten: 1 seit] schon *Castle* | 7 versoffenen A^1 | 13—16 bei Castle nach 24 in folgender Fassung:

Wenn nur endlich tüchtige Winde brausten
Und dich, Schuft, von dannen peitschten und zausten,
Aber du wirst mit jeder Stunde frecher,
Lümmelst herein dich schon bis auf unsre Dächer.

24 Tal *Castle.*

S. 272. **Der Kranich.** An Emilie von Reinbeck gesandt unterm 28. Dezember 1839 aus Wien (Schlossar, S. 123 f.) mit den hinzugefügten Worten: Dieses Gedicht ist Ihrer Seele verwandt und mir ganz besonders

wert; zwei gute Gründe, es Ihnen zu senden; vielleicht ist der erste Grund der Grund des zweiten Grundes. — Zuerst N^2; auch bei Castle, S. 472. — V. 39 f.: Vielleicht meint der Dichter Schwaben und seine dortigen Freunde. — Varianten: 16—20 lauten bei *Schlossar* und *Castle:*

O wie süß empfindet er
Ahnung, Sehnsucht und Vertrauen!
Und im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen! —

36 Vogel] Kranich *Schlossar.* | 37 Denn *Schlossar Castle* $N^2 N^3 G^5 G^6$.

S. 273. **Das dürre Blatt.** Sophie Löwenthal bemerkt dazu (Castle, S. 599, zu Nr. 170): „In Penzing an Sophie während eines Zerwürfnisses durch ein zum Fenster hereinfliegendes Blatt veranlaßt, im Jahr 1837." — Zuerst N^2. — Variante: 23 meinen *Castle.*

S. 274. **Erinnerung.** Unter den Sophie Löwenthal gewidmeten Blättern (Castle, S. 452 [Ischl, Sommer 1838.]). — Zuerst N^2; auch bei Frankl, S. 253. — Einen Entwurf teilt Castle, S. 529, mit. — Varianten: 6 Erdenlichte, *Castle* | 12 Ihn sah ich nicht *Castle* | 16 wär's, er hätte nicht $N^2 N^3 G^5$ | 13—16 lauten bei *Castle:*

War's nur vielleicht der Sonne Widerscheinen,
Was ich von deinem Herzen hielt gesendet?
Auch dann ein Strahl der Liebe, die nicht endet,
Doch wenn ich sein gedenke, möcht' ich weinen.

S. 275. **Gutenberg.** Zuerst N^2.

S. 275. **An Agnes.** Nach Niendorf, S. 24, am 6. Juni 1840 in das Stammbuch von deren Schwester (Agnes von Galatin) geschrieben; Lenau hatte diese am 31. Mai in einer Gesellschaft bei Reinbecks kennen gelernt und schrieb über sie am 13. Juni aus Stuttgart an Sophie Löwenthal (Castle, S. 132): Sie ist ... sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigentümlichen, sehr schönen Gesang. — Zuerst N^2. — Varianten bei *Niendorf:* 4 Und] Fern | 10 Und es | Als dritte Strophe:

Schwieg mir dann die süße Kehle,
Sucht' ich, aufgeschreckt, die Seele,
Die so schön geklungen,
Und es hat die wunderbare
Noch in Deinem Augenpaare
Stille fortgesungen.

Nach Niendorf, S. 24 [Note] wurde die Strophe im Drucke wegen des Reimes wunderbare — Augenpaare weggelassen.

S. 276. **Im Vorfrühling.** E. Mikschik, trefflicher Pianist, der Bräutigam von Johanna Kleyle (Schwester von Sophie Löwenthal), starb Anfang Oktober 1838 (Reynaud, Nr. 250). Vielleicht entstand das Gedicht zu derselben Zeit wie Der Kranich (S. 271 dieses Bandes), da es sich nach Castle, S. 603, auf demselben Bogen wie dieses Gedicht befindet u. d. T. Im Vorfrühling am Grabe E. Mitschiks. — Zuerst N^2. — Variante: Überschrift: Am Grabe E. M.'s G^6.

S. 276. **Bei Übersendung eines Straußes.** Sophie Löwenthal gewidmet am 25. September 1839 (Castle, S. 472); dazu die Bemerkung von deren Hand (Castle, S. 603): „In Ischl im Jahr 1839 im Steiningerschen Hause zu Sophiens Geburtstag, 25. September." — Zuerst N^2; auch bei Frankl, S. 259.

S. 277. **Der einsame Trinker.** Zuerst im Morgenblatt vom 20. Juni 1840 (Nr. 148); dann N^2.

S. 280. **Frühling.** Zuerst N^2. Im Tone dem „Faust" verwandt; vielleicht bei dessen Überarbeitung, 1840, entstanden. — Varianten: 10 im vollen Zug. $N^2N^3G^5$ | 15 mit zwei später weggelassenen Versen in $N^2N^3G^5$:

Dem Herzen wird so wohl, so bang,
Umglüht, umrauscht vom Frühlingsdrang,
Es fühlt des Lenzes Widerspruch: |

S. 281. **An die Alpen.** Nach Reynaud (Nr. 254) in der zweiten Hälfte des Juli 1840 in Aussee entstanden. — Zuerst N^2.

S. 282. **Die Poesie und ihre Störer.** Zuerst im Morgenblatt vom 13. Juni 1838 (Nr. 141), zusammen mit Kompetenz (S. 342 dieses Bandes); dann N^1. — Variante: 30 eure *M*.

S. 283. **Der Nationalist und der Poet.** Zuerst im „Album . . . zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 158 (Wien 1838); dann N^1.

S. 284. **Passiver und aktiver Beifall.** Zuerst N^1.

S. 285. **Form.** Zuerst N^1. — Vgl. dazu die Äußerung Lenaus bei Castle, S. 68 f., Nr. 43.

S. 285. **Irrtum.** Zuerst N^1. — Vgl. dazu die Äußerung Lenaus bei Castle, S. 169, Nr. 142.

S. 285. **An einen Dichter.** Zuerst im Morgenblatt vom 12. Juni 1838 (Nr. 140) u. d. T.: Einem Dichter. 1. Als 2) folgt: Dir gab ein Gott die Dichtergabe (vgl. S. 346 dieses Bandes); ebenso $N^{1-3}G^5$ mit der Überschrift An denselben. Dann N^1.

S. 286. **Zweierlei Vögel.** Zuerst im Morgenblatt vom 3. September 1838 (Nr. 211); dann N^1. — Entwurf und Gedanken dazu teilt Castle, S. 521, mit. — In $MN^{1-3}G^5G^6$ am Schlusse noch folgende Strophe:

Der Herbst ernähre [erquicke *M*] dich,
Mir ist er freudenleer,
Da faßt die Ahnung mich
Und trägt mich übers Meer.

Vermischte Gedichte (II). Neue Folge.

Zuerst G^7. Die Bezeichnung „II" wurde von uns hinzugefügt zur Unterscheidung von der gleichnamigen Gruppe, S. 170 dieses Bandes.

S. 287. **Einem Gemütskranken.** Nach Reynauds (Nr. 268) Vermutung für die letzte Szene des „Faust" bestimmt, aber in die zweite Auflage nicht aufgenommen, vielleicht 1840 in Aussee gedichtet. — Offenbar redet der Dichter sich selbst an. — Zuerst G^7.

S. 287. **An einem Grabe.** Am 11. April 1844 bei Reinbecks in Stuttgart vorgelesen. Das Gedicht will nach Niendorf (S. 169) das Unerquickliche einer protestantischen Leichenpredigt anschaulich machen. — Zuerst G^7. — Variante: 6 liebevoll A^1.

S. 288. **Veränderte Welt.** Zuerst G^7.

S. 288. **Naturbehagen.** Im Briefe vom 15. Januar 1841 aus Wien an Emilie von Reinbeck (Schlossar, S. 146), mit den einführenden Worten: Hier erhalten Sie ein kleines Gedichtlein, das für Sie besonders interessant sein muß, weil ich den Stoff dazu aus Ihrem unvergleichlichen alten Waldbuch genommen habe. Auch mir ist das Gedichtlein deshalb besonders wert, und überdies wegen der Art, wie ich es gemacht. Es ist eigentlich improvisiert. Mich keinen Augenblick bedenkend, hab' ich's in der Nacht hingeschrieben. Also hören Sie: — Zuerst G^7.

S. 289. **Trinksprüche.** Zuerst G^7.

S. 289. **Studentenreise.** Am 11. April 1844 von Lenau bei Reinbecks in Stuttgart vorgelesen (Niendorf, S. 169). Nach Reynaud (Nr. 273) vielleicht in Erinnerung an einen bei Schurz, Bd. 1, S. 99, erzählten Pfingstausflug aus dem Jahre 1830 entstanden. — Zuerst G^7.

S. 290. **Der arme Jude.** Am 31. Mai 1842 von Lenau in Stuttgart vorgelesen (Niendorf, S. 59). — Zuerst im Morgenblatt vom 27. Juli 1842 (Nr. 176); dann G^7. — Varianten: 5 Cholera holt M | 6 Und du ziehst M | 22—23 Speist ein Stücklein schwarze Krume | Auf der Bank am Heiligtume; M | 25 Träumend hört er M | 27 Hört die dreißig Silberlinge M | 31 Schläfer und M | 54 „Freund, ich lasse mich nicht taufen; M | 57—60 lauten M:

„Mancher trägt das Kreuz am Rücken
Schwerer als des Bündels Pfunde,
In der Brust getrübtem Grunde
Jud' noch; . . wählt euch aus den Stücken!"

63 Traurig senkt M | 64 Müde M | 65—68 lauten M:

Träumend hört er seine Ahnen
Jubeln um das Kreuz, das Klingen
Von den dreißig Silberlingen,
Und er hört ein süßes Mahnen:

72 Wie er liegt am Kreuz erstarret. M.

S. 292. **Der kriegslustige Waffenschmied.** Zuerst G^7.

S. 293. **Der Pechvogel.** Wohl eine Selbstschilderung wie Der Hagestolz (S. 250 dieses Bandes). — Zuerst G^7.

S. 294. **Der Kranke im Garten.** Vielleicht im Mai oder Juni 1841, während der Genesung vom Scharlach, entstanden (vgl. Reynaud, Nr. 277). — Zuerst G^7. — Challier verzeichnet zehn Kompositionen.

S. 294. **Beethovens Büste.** Nach einem Briefe an Emilie von Reinbeck vom 24. Dezember 1840 aus Wien (Schlossar, S. 145) erhielt Lenau um jene Zeit eine Büste Beethovens zum Geschenk von seinem Freunde Gustav Franck. — Zuerst G^7. Bei V. 73 f. denkt der Dichter offenbar

an Beethovens IX. Symphonie und die Worte Schillers aus deren Schlußchor: „Seid umschlungen, Millionen!“ —

S. 297. **Am Sarge eines Schwermütigen . . .** Nach Schurz, Bd. 2, S. 66, auf den freiwilligen Tod des österreichischen Dichters Mayrhofer (Februar 1836) bezüglich, aber augenscheinlich erst am 26. April 1841 entstanden (vgl. Castle, S. 181, Brief an Sophie Löwenthal vom 28. April 1841 aus Stuttgart: Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen); im Briefe vom 6. Mai 1841 aus Stuttgart an Sophie Löwenthal gesandt (Castle, S. 187). Castle, S. 567, hält wegen des zeitlichen Abstandes die Beziehung auf Mayrhofer für wenig wahrscheinlich und erklärt die Entstehung aus des Dichters Stimmung im April 1841. Ersterem widerspricht indes der erste Druck im Morgenblatt vom 21. Juli 1841 (Nr. 147) mit der Überschrift Am Sarge eines Schwermütigen und der Fußnote: „Des unglücklichen Dichters Mayrhofer.“ Dann G^7. — Varianten: 3 tiefste] kühlste *Castle M* | 13 Es tönt im Ruf der Unken, *Castle M* | 14 Wehmut *Castle M* | 32 das Lied] es laut *Castle M* | 41 vollen *Castle*.

S. 298. **Die Drei.** Zuerst G^7.

S. 299. **Welke Rose.** Zuerst in „Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1844“, herausgeg. von J. F. Castelli, 22. Jahrg., S. 406 (Wien); dann G^7. — Challier verzeichnet zwölf Kompositionen.

S. 299. **Der fromme Pilger.** Zuerst G^7.

S. 300. **Inneres Gericht.** Zuerst G^7. — Castle, S. 531, veröffentlicht folgenden Satz Lenaus, der als Ausgangspunkt in Betracht kommt: Wer nicht einmal in seinem Leben in seinem Innern auftritt als ein unerbittlich strenger Richter und Hinrichter, der ist verloren, oder er war von Haus aus nichts.

S. 301. **Die Nonne und die Rose.** Im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 21. August 1843 aus Wien (Schlossar, S. 175), angeregt wohl durch das daselbst berichtete Erlebnis Lenaus: Einer seiner Neffen wollte (katholischer) Priester werden, und Lenau sollte dafür seinerseits Schritte tun. Aber der Dichter kam nach reiflichem Überlegen davon ab und hielt es vielmehr für seine Pflicht, den unkundigen Jungen von seinem Vorsatze abzubringen, was ihm auch gelang. Er schreibt: An einen wahrhaften Beruf zum katholischen Priesterstande glaube ich nicht nur bei meinem Neffen sondern überhaupt nicht; Beruf ist natürliche Anlage, zur Unnatur aber, wie jener Stand eine der schreiendsten ist, kann es keine natürliche Disposition geben. — Zuerst G^7. — Variante: 7 Als ein *Schlossar*.

S. 301. **Das Kind geboren, die Mutter tot.** Pauline Kaltenbrunner teilte in einem Briefe an Schleifer im Jahre 1838 diesem vier Gedichte Lenaus mit und ergoß sich „über den letzten Band seiner Gedichte in schwärmerischem Lobe“. Lenau kannte sie persönlich. (Vgl. Schurz, Bd. 1, S. 383.) — Zuerst in „Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1844“, herausgeg. von J. F. Castelli, 22. Jahrg., S. 406 (Wien); dann G^7. — Variante: Im *Taschenbuch* statt 1—4:

Die schöne, holde Göttin Mutterliebe,
Die einzige, die ewig wacht auf Erden,
Und wenn auch sonst kein Gott hienieden bliebe,
Auf irrer Weide hütend ihre Herden, —
Sie hat in froher Hast dem Erdenleben
Ein Opfer hier, ein blühend Kind gegeben;

S. 302. **Die Albigenser.** Reynaud (Nr. 286) vermutet Entstehung bei einer letzten Lektüre der „Albigenser", Juni bis Juli 1842. — Zuerst G^7.

S. 302. **Zweifelnder Wunsch.** Unter den an Sophie Löwenthal gerichteten Blättern (Castle, S. 508; ohne Überschrift), mit den Bemerkungen von deren Hand (Castle, S. 606): „Den ich weiß nicht wievielten Februar 1844." und: „Letztes Gedicht an Sofie Februar 1844." — Zuerst G^7. — Challier verzeichnet zwölf Kompositionen (S. von Hausegger).

S. 302. **Die Bauern am Tißastrande.** Lenau las das Gedicht am 11. April 1844 in Stuttgart vor und nannte es eine Satyre auf die Konservativen; doch bezeichnet dieser Ausspruch nur ein Nebenmotiv des reizvollen Gedichts. — Zuerst im Morgenblatt vom 9. Mai 1844 (Nr. 112); dann G^7. — V. 66: „Die Werbung" war eine populäre ungarische Arie; Lenau, als Geigenspieler, versenkte sich in sie und mehrere Variationen desselben Themas, als er 1822 mit seinen Eltern in Preßburg lebte (vgl. Dr. August Siebenlist, Lenau in Preßburg: „Neue Freie Presse. Morgenblatt" vom 3. Oktober 1883, Nr. 6871, Wien). — V. 37: buschigten überall; wir modernisieren.

Waldlieder (S. 306).

Zuerst G^7 als letzte Abteilung. Nach Sophie Löwenthal (Castle, S. 605) sind die Waldlieder größtenteils im Krapfwaldel bei Grinzing gedichtet, während eines Aufenthalts Lenaus bei Löwenthals in Unterdöbling im September 1843. Lenau teilte Nr. V wahrscheinlich damals Sophie Löwenthal mit; vgl. Castle, S. 506 f. mit der Überschrift: Waldlied. | An Sophie, die Blumenmalerin. Nr. I, II und IV enthielt Lenaus Brief an Emilie von Reinbeck vom 20. September 1843 (Schlossar, S. 178 ff.); Lenau bemerkt dort einleitend: Schade, daß Ihnen der Aufenthalt in Mergelstetten durch Ihren kranken Fuß verkümmert und durch die leidige erlauchte Einquartierung verkürzt worden. So ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohltätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden im Walde zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbste ganz anders denn im Frühling; viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich wie jene des Frühlings, die Äste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zu-

gebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt, aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst . . .

Weil wir schon im Wald sind oder gewesen sind, so will ich Ihnen einige Waldblumen geben. Lassen Sie sich durch die etwas pantheistische Färbung des einen der Lieder nicht stören.

Die Lieder VI und IX sandte Lenau am 16. Januar 1844 an Emilie von Reinbeck als kleines Angebinde zu deren Geburtstag (Schlossar, S. 191 ff.). Im Morgenblatt erschienen Nr. I—IV am 16. April, Nr. V—VI am 17. April, Nr. VII—IX am 18. April 1844 (Nr. 92—94). — Varianten: I_{12} meinen *Schlossar* | V_{21} Flattern] Schweifen *Castle* | $_{29-30}$ fehlen *Castle* | $_{32}$ Ist] Ward *Castle* | $_{35}$ Maiennacht! ohne Absatz *Castle* | $_{39}$ Absatz *M Castle* | VI_6 andere *M Schlossar* | $_7$ nun fehlt *Schlossar* | $VIII_{23}$ schlief' A^1.

[Nachlaß.]

Den in der Gruppe „Nachlaß" vereinigten Gedichten wurde zugrunde gelegt:

DN = Nicolaus Lenau's | dichterischer Nachlaß. | Herausgegeben von | Anastasius Grün. | Stuttgart und Tübingen. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1851. | Enthält S. 115—201 die Gedichte aus Lenaus Nachlaß.

Verglichen wurde:
A^1 [vgl. S. 398 dieses Bandes], Bd. 4, S. 293—356.

S. 315. **Protest.** Als neu erwähnt im Briefe an Emilie von Reinbeck vom 5. März 1833 aus Lisbon in Ohio (Schlossar, S. 33) u. d. T.: An die Ultraliberalen in Deutschland. Vgl. Reynaud, Nr. 290.

S. 315. **Des Teufels Lied vom Aristokraten.** Nach Niendorf, S. 104, am 20. Juli 1842 in Weinsberg bei Kerner vorgelesen. Reynaud (Nr. 291) nimmt 1842 als Entstehungszeit an.

S. 316. **Das Gespenst.** Im Hinblick auf andere Gedichte mit ungarischem Hintergrund, die damals entstanden, nimmt Reynaud (Nr. 292) das Jahr 1842 als Entstehungszeit an.

S. 318. **Zuruf.** Die Stimmung des Gedichts erinnert an die des „Savonarola". Als Abfassungszeit wäre 1838 zu vermuten, zumal eine Stelle aus dem „Einschreibbüchel" von 1838 einen Keim dazu enthält: Die Gewalt des Namens. Ketzer Römler. Das Wort ist Blut geworden. Vgl. Castle, S. 525, V. 49 f. Offenbar denkt Lenau an David Friedrich Strauß. — Variante: 36 Messias *DN* [wir folgen A^1].

S. 319. **Die Frivolen.** Wahrscheinlich 1843 entstanden. V. 29 ff. sind offenbar angeregt durch einige Strophen aus Heines „Atta Troll", der zuerst 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt", herausgeg. von Heinrich Laube (Leipz., 4. Januar bis 8. März 1843), erschien. Vgl. Heinrich Heines sämtliche Werke, herausgeg. von Ernst Elster, Bd. 2, S. 408 f. und dazu S. 349. — Variante: 32 brodlos *DN* A^1 (wir modernisieren).

S. 322. **Ein offner Wald.** Auch bei Frankl, „Zur Biographie", S. 65. Frankl bemerkt einleitend dazu: „Bei dem stolzen und wahrlich auch berechtigten Selbstbewußtsein war es doch psychologisch merkwürdig, wie er [Lenau] auf das leiseste Wort des Lobes oder des Tadels im kleinsten Winkelblättchen hinhorchte, wie es ihn Stunden, oft Tage lang heiter oder melancholisch, meist zornig stimmen konnte. Für Huldigungen war er sehr empfindlich ... In Stimmungen wie die angedeutete mochten wohl die Verse entstanden sein: ..."

S. 322. **Trutz euch!** Auch bei Castle, S. 537 (Nr. 2), unter den Entwürfen. — Variante: 1 wieder, *DN* [Druckfehler].

S. 322. **Ein Rezensent.** Vielleicht gelten die Verse dem oft von Lenau angefochtenen Kritiker und humoristischen Schriftsteller Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), der 1822—26 und wieder von 1834 ab Kritiker in Wien war.

S. 323. **Einem Dichter.** Reynaud (Nr. 300) möchte das Gedicht im Hinblick auf eine ähnliche Äußerung gegen Frankl (Frankl, „Zur Biographie", S. 70) in den Winter 1833/34 setzen.

S. 324. **Der Rekrut.** Nach Niendorf, S. 169, am 11. April 1844 in Stuttgart vorgelesen; es war „einem kleinen Knaben" gewidmet.

S. 324. **Der Küraß.** Reynaud (Nr. 302) setzt die Entstehung dieses Gedichts ins Jahr 1842, in dem Lenau noch andere „madyarisierende" Dichtungen hervorbrachte. Ein Keim dazu findet sich unter den „Entwürfen" bei Castle, S. 528.

S. 326. **Die Rache.** Wie Castle, S. 574, vermutet, findet sich der Keim zu diesem Gedicht in folgender Erzählung Lenaus vom 1. Dezember 1842 (Castle, S. 238): Auf der Meerfahrt hatten die Matrosen mit einer großen Angel einen Haifisch gefangen, den sie triumphierend an Bord zogen und vollends töteten. Ich steckte dem schon abgehauenen Kopfe meinen Stock in den Mund, und der Kopf biß so heftig hinein, daß ich ihn an dem Stocke emporhob. —

S. 329. **Die bezaubernde Stelle.** Schurz, Bd. 1, S. 90, zitiert das Gedicht bei dem Berichte über einen Ausflug, den er im Sommer 1827 mit Lenau in die Alpen unternahm, und bei dem sie mit Sonnenaufgang auf dem „Schneeberg" anlangten. Ob das Gedicht damals entstand, ist indessen ungewiß.

S. 330. **Ein Heimatbruder!** Reynaud (Nr. 309) möchte Entstehung in Amerika vermuten. In Pittsburg begegnete Lenau Anfang Februar 1833 dem Wiener Schriftsteller W. R. Riedlen.

S. 331. **Nie zurück!** Reynaud (Nr. 310) bezieht das Gedicht auf den Abschied von Sophie Löwenthal im September 1844.

S. 331. **Der Fingerhut.** Auch bei Castle, S. 427. Vielleicht 1837 entstanden.

S. 332. **Einklang.** Vgl. die Anmerkung, S. 424 dieses Bandes, zum Gedicht Der traurige Mönch (S. 196 dieses Bandes). — V. 3 fehlt *DN* A^1; nach dem *Album* ergänzt.

S. 334. **Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl.** Anfang April 1843

feierte man das fünfzigjährige Jubiläum der ersten Waffentaten des Erzherzogs Karl, der 1793 den höchsten militärischen Orden, das Maria-Theresienkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben hatte. Kaiser Ferdinand hielt in Wien große Parade ab. Die Gesellschaft der Wiener „Freunde der Tonkunst" aber veranstaltete „einen großen Tonwettkampf, der durch ein dichterisches, auf den Gefeierten Bezug nehmendes Vorwort eröffnet werden sollte" (Schurz, Bd. 2, S. 107). Nach Niendorf, S. 154f., wollte Lenau die Abfassung dieses Prologs anfangs nicht übernehmen, weil er nicht in Stimmung war. Endlich ließ er sich aber doch dazu bewegen und inspirierte sich durch das Studium der Kriegsberichte über die Schlacht bei Aspern auf der Wiener Bibliothek. Es gab noch einige „Katzbalgereien" mit der Zensur. Metternich unterstrich V. 152 mit einem „ganz feinen, diplomatischen" Bleistift, und ein anderer Zensor änderte bösen Tropfen in V. 155 in „Schmerzenstropfen". Lenau trotzte indes der Zensur, und die Stellen blieben. Des Dichters Lohn war eine goldene Medaille, die außer ihm nur gekrönte Häupter erhalten hatten. Ein persönliches Handschreiben des Erzherzogs besagte, daß nur dessen schnelle Abreise ihn verhindert habe, selbst die Medaille dem Dichter zu überreichen. Lenau freute sich der vornehmen Ehrung (vgl. seinen Brief an Sophie Löwenthal vom 11. April 1843 aus Stuttgart; Castle, S. 244), scheute sich aber in Wien stets, davon zu sprechen, um nicht für einen Fürstendiener gehalten zu werden (vgl. Schurz, Bd. 2, S. 109, und Frankl, „Zur Biographie", S. 105). Der Prolog erschien zuerst in der „Wiener Zeitschrift" vom 22. April 1843, dann in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 3. Mai 1843 (Augsburg); vgl. Castle, S. 575.

S. 339. **Mit meinen Gedichten.** Auerbach, S. 28, sagt: „Während ich im Garten umherwandeln mußte, schrieb Lenau auf meinem Zimmer jenes Gedicht an Marie Behrend [sic!] in ein schnell herbeigeschafftes Exemplar seiner Gedichte ... Es war das letzte wehmutsvolle Liebeslied Lenaus."

S. 339. **Sonne.** Auerbach zitiert das Gedicht und berichtet über die Entstehung bei Schurz, Bd. 2, S. 180. — Variante: 4 Ein] Dieß *Schurz.*

S. 340. **Eitel nichts!** Entstanden auf der Reise von Wien nach Stuttgart am 18. September 1844 (Reynaud, Nr. 318), als der Dichter während der nächtlichen Eilwagenfahrt vor München nicht schlafen konnte (Schlossar, S. 228f.; dort auch wiedergegeben). Das Gedicht war für den „Don Juan" bestimmt, konnte aber dort nicht untergebracht werden. Während sich dann der Kranke in Winnental befand, zitierte er öfter Stellen daraus, diktierte es auch Kerner in die Feder; vgl. Schurz, Bd. 2, S. 267, ferner Kerners Briefe an Emma von Suckow vom 1. Dezember 1844 (Niendorf, S. 275) und an Karl Mayer vom 30. November 1844 (Mayer, S. 194). — Varianten: 7 einst genommen, *Schlossar* | 8 So würde *Schlossar Niendorf* | 11 seinen Inhalt *Schlossar* | 13 leck, *Schlossar.*

S. 340. **Blick in den Strom.** Lenaus letztes Gedicht, in dem von Seidl herausgegebenen Taschenbuche „Aurora" 1850 zuerst abgedruckt. Lenau wollte das Gedicht im Briefe vom 28. September 1844 aus Stuttgart an Sophie Löwenthal senden und bemerkte (Castle, S. 298): Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise entstanden, d. h. konzipiert in der Idee, hier ausgeführt. Er sandte das Gedicht aber erst am 8. Oktober an Sophie und äußerte dazu (Castle, S. 309 f.): Hier folgt das verlangte Lied ... Es ist mir teuer, weil es eine gar süß-schmerzliche Träumerei hat, und weil es an Ihrem Geburtstag [25. September] geschrieben ist; die zweite Zeile ist nicht wahr ... Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Abgedruckt auch bei Niendorf, S. 255.

[Nachlese.]

In dieser Abteilung wurden unter I. alle diejenigen Gedichte Lenaus vereinigt, die sich zwar in früheren Ausgaben der „Gedichte", nicht aber in der Ausgabe letzter Hand finden, ferner unter II. alle erreichbaren Gedichte, die überhaupt in keiner der von Lenau selbst besorgten Ausgaben Aufnahme fanden, sondern — abgesehen von den unter „Nachlaß" vereinigten Gedichten — zuerst anderswo gedruckt wurden. Wir verzeichnen bei jedem Gedichte den zugrunde gelegten Druck. Für die in Abteilung I vereinigten war die Textgestaltung maßgebend, in der ein Gedicht zum letzten Male in den von Lenau selbst überwachten Ausgaben seiner „Gedichte" erscheint. Unsere Anordnung beginnt mit G^6 und verfolgt die Ausgaben zurück bis G^1; Gedichte derselben Ausgabe ordnen wir nach der darin gegebenen Aufeinanderfolge der einzelnen Gedichte. Die in Abteilung II vereinigten Gedichte erscheinen in der Reihenfolge ihrer Entstehung.

S. 341. **An einen Tadler.** Nach G^6 (S. 291 unter Literarisches); vorher N^{1-3} G^5 in derselben Abteilung; später A^1 (Bd. 4, S. 383); im „Album ... zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", herausgeg. von Friedrich Witthauer, S. 159 (Wien 1838). — Wahrscheinlich wurde das Gedicht dadurch veranlaßt, daß sich jemand über Lenaus melancholische Gedichte lustig gemacht hatte.

S. 341. ***Musa teleologica.*** Nach G^6 (S. 294 unter Literarisches); vorher N^{1-3} G^5 in derselben Abteilung; später A^1 (Bd. 4, S. 384).

S. 342. **Kompetenz.** Nach G^6 (S. 296 unter Literarisches); vorher N^{1-3} G^5 in derselben Abteilung, ferner im Morgenblatt vom 13. Juni 1838 (Nr. 141; zusammen mit Die Poesie und ihre Störer, S. 282 dieses Bandes); später A^1 (Bd. 4, S. 386) und bei Frankl, „Zur Biographie" (1. Aufl.), S. 66. — Als neu erwähnt im Briefe an Sophie Löwenthal vom 21. Juni 1838 aus Stuttgart (Castle, S. 53). — Varianten: 3—4 fehlen bei *Frankl* | 10 Sumpfgeziefer die verquackten Rotten *Frankl* | 21—22 fehlen *M* | 30 stürzet platschend *Frankl* | 33 hinken] ziehen *M* | 35 Ihr'schen *Frankl.*

S. 343. **Einem Forcierten.** Nach G^6 (S. 298 unter Literarisches); vorher $N^{1-3}\,G^5$ in derselben Abteilung; später A^1 (Bd. 4, S. 388).

S. 343. **Einem kritischen Nachtarbeiter.** Nach G^6 (S. 299 unter Literarisches); vorher $N^{1-3}\,G^5$ in derselben Abteilung, ferner im Morgenblatt vom 11. Juli 1838 (Nr. 165); später A^1 (Bd. 4, S. 389). — Nach Niendorf, S. 195, ist V. 1 nicht auf Feuchtersleben gemünzt, dessen „Diätetik der Seele" bei Entstehung des Gedichts noch gar nicht erschienen gewesen sei.

S. 344. **Einem unberufenen Lober.** Nach G^6 (S. 301 unter Literarisches); vorher $N^{1-3}\,G^5$ in derselben Abteilung; später A^1 (Bd. 4, S. 391).

S. 344. **Guter Rat.** Nach G^6 (S. 303 unter Literarisches); vorher $N^{1-3}\,G^5$; später A^1 (Bd. 4, S. 392).

S. 345. **Der Reiter von W.** Nach G^6 (S. 304 unter Literarisches); vorher $N^{1-3}\,G^5$; später A^1 (Bd. 4, S. 393). — Variante: 9 seinen A^1 | 14 Leiter! A^1 [Druckfehler?].

S. 346. **An einen Dichter.** Nach G^6 (S. 310 unter Literarisches); dort sowie vorher $N^{1-3}\,G^5$ und im Morgenblatt vom 12. Juni 1838 (Nr. 140) nach einem anderen, gleichnamigen Gedicht (vgl. S. 285 dieses Bandes), deshalb mit der Überschrift An denselben. Später A^1 (Bd. 4, S. 396).

S. 347. **Einem Theaterdichter.** Nach G^6 (S. 311 unter Literarisches); vorher $N^{1-3}\,G^5$ in derselben Abteilung; später A^1 (Bd. 4, S. 382). — Variante: 5 kühl,] nur N^1.

S. 347. **Abschied von Galizien.** Nach G^2 (S. 137 als erstes der Polenlieder); vorher G^1 (S. 13 unter Bilder aus dem Leben); später A^1 (Bd. 4, S. 361). — Nach Schurz, Bd. 1, S. 94, war das Gedicht Lenaus einzige Übersetzung; wegen dieses Charakters hat es der Dichter später auch weggelassen. Reynaud (Nr. 3) nimmt 1830 als Entstehungszeit an, da Lenau vom November 1829 bis Juli 1830 mit Antonievicz zusammen wohnte. — G^1 hat nach V. 28 noch folgende Strophe:

> Das Herz des Polenmädchens darf nur schlagen
> Dem Edlen, dem vor Schlachten nimmer graut,
> Der gerne will die Todeswunde tragen,
> Wenn nur sein Schwert das Sklavenjoch zerhaut!

S. 349. **Abendbild.** Nach G^2 (S. 156 unter Oden als zweites der Abendbilder); ebenso G^1 (S. 210); später A^1 (Bd. 4, S. 365). Vgl. Abendbilder, S. 84 dieses Bandes nebst der Anmerkung am Schlusse des Bandes.

S. 349. **König und Dichter.** Nach G^2 (S. 161 unter Oden); ebenso G^1 (S. 217); später A^1 (Bd. 4, S. 366). — Reynaud (Nr. 83) vermutet als Entstehungszeit 1823—24. — V. 6: Zittig, $G^1\,G^2$; wir modernisieren.

S. 350. **An Seneca.** Nach G^2 (S. 164 unter Oden); ebenso G^2 (S. 220); später A^1 (Bd. 4, S. 368). — Reynaud (Nr. 85) setzt die Entstehung in die Jahre 1822—23. — Schurz, Bd. 1, S. 51, bezeugt Lenaus

Vorliebe für Seneca, die in der Jugend besonders stark war, aber auch später lebendig gewesen sein muß (vgl. Schurz, Bd. 2, S. 261).

S. 350. **In der Nacht.** Nach G^2 (S. 167 unter Oden); ebenso G^1 (S. 223); später A^1 (Bd. 4, S. 370). — Reynaud (Nr. 87) möchte 1825 als Zeit der Entstehung annehmen.

S. 351. ***Trias harmonica.*** Nach G^2 (S. 218 unter Vermischte Gedichte); ebenso G^1 (S. 110); später A^1 (Bd. 4, S. 372). — Reynaud (Nr. 46) setzt die Entstehung in die Jahre 1823—24.

S. 352. **An Mathilde.** Nach G^2 (S. 221 unter Vermischte Gedichte); ebenso G^1; später A^1 (Bd. 4, S. 374). — Reynaud (Nr. 49) weist auf den Einfluß Klopstocks hin; nach ihm muß das Gedicht vor den Erlebnissen mit Berta Hauer, etwa 1823, entstanden sein. — Varianten: 3 dahinseufzt, G^2.

S. 352. **An die Hoffnung.** Nach G^2 (S. 229 unter Vermischte Gedichte); ebenso G^1 (S. 125); später A^1 (Bd. 4, S. 376). — Reynaud (Nr. 56) hält dieses Gedicht für eines der ersten (1823—25?) und weist auf den Einfluß der Göttinger Dichter hin. V. 9ff. ist offenbar an Napoleon I. gedacht.

S. 354. **Der geldgierige Pfaffe.** Nach G^1 (S. 11), dort als das fünfte der Fragmente (vgl. S. 161 dieses Bandes) unter Bilder aus dem Leben. Später wahrscheinlich aus politischen Gründen weggelassen.

S. 354. **Erinnerung.** Nach G^1 (S. 89 unter Lieder der Vergangenheit).

S. 355. **An einen Tyrannen.** Nach G^1 (S. 214 unter Oden). Reynaud (Nr. 81) nimmt 1823—24 als Zeit der Entstehung an.

S. 356. [**Die Göttin des Glücks.**] Nach „Nikolaus Lenaus sämmtlichen Werken", herausg. von Anastasius Grün, Bd. 2, S. 371 (Stuttg. 1880). — Über den ersten Vortrag wahrscheinlich dieses Gedichts und eine peinliche unerwartete Wirkung der Verse 5—8, die von den Zuhörern allzu wörtlich genommen wurden, berichtet Schurz, Bd. 1, S. 66.

S. 357. **In einer Sommernacht gesungen.** Nach Frankl, S. 218f.; das Gedicht hat Lenau einem dort mitgeteilten Briefe an Fritz Kleyle vom 2. Januar 1824 aus Wien angefügt. Lenau gesteht im Briefe seine Liebe zu Berta Hauer; das Gedicht ist nach seinen eigenen Worten im Sommer 1823 entstanden.

S. 358. **Erinnerung.** Nach Frankl, S. 221; das Gedicht ist einem dort mitgeteilten Briefe Lenaus an Fritz Kleyle vom 13. Januar 1824 aus Wien beigefügt. Lenau schreibt: Hier hast Du eine kleine Ode an meine Bertha, nebst einem Liede (vgl. das folgende Gedicht). Nach Klopstocks Vorgang fügte der Dichter folgendes Schema hinzu:

– ⏑⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑⏑ – ⏑

S. 358. **Das Rosenmädchen.** Derselben Stelle wie das vorige Gedicht entnommen.

S. 360. **Die Mutter am Grabe ihres Kindes.** Nach Frankl, S. 230f.; Lenau fügte das Gedicht einem Briefe an Fritz Kleyle vom Ostersonntag 1826 an, in dem er von seinen ersten Vaterfreuden berichtet.

S. 360. **Dahin.** Derselben Stelle wie das vorige Gedicht entnommen. Lenau schreibt dazu: Folgendes war das Kind einer melancholischen Stunde, welche durch ein Mißverständnis zwischen mir und meiner Bertha herbeigeführt worden war. Nach Klopstocks Vorgang zeichnet der Dichter das Schema auf:

– ∪ – ∪ – ∪ –
– ∪ – ∪ – ∪ – ∪
– ∪ – ∪ – ∪ – ∪
∪ ∪ – ∪ ∪ –

S. 361. [Scharade.] Nach „Lenaus sämmtlichen Werken", herausg. von Anastasius Grün, Bd. 1, S. 397 (Stuttg. 1881). Dort mit der Bemerkung: „An Madame Zimmern, Heidelberg, 13. Juni 1832."

S. 361. [**An Fräulein Marie von Hünersdorff.**] Nach Schurz, Bd. 1, S. 227, wo das Gedicht unter den Mitteilungen des Fräulein von Hünersdorff über Lenaus Aufenthalt beim Grafen Alexander von Württemberg in Serach im August 1833 erscheint. Der Dichter schrieb ihr die Verse in ein Album.

S. 361. **An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage.** Nach Schlossar, S. 18.

S. 362. **An die medisierenden Damen.** Nach „Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1836", herausgeg. von J. F. Castelli, S. 347 (Wien); auch bei Frankl, „Zur Biographie" (1. Aufl.), S. 91, und A^1 (Bd. 4, S. 379). — Wahrscheinlich im Herbst 1835 entstanden. Vielleicht dachte der Dichter an die intrigante Gattin des Grafen Alexander von Württemberg; vgl. seinen Brief an Sophie Löwenthal vom 26. November 1835 aus Stuttgart (Castle, S. 17 f.).—Varianten: 26 vorüberschwanken, A^1 *Frankl* | 48 diesem *Almanach* | 56 weichbesohltem *Frankl.*

S. 364. **Poetisches Votum.** Nach Frankl, S. 128f.; auch bei Castle, S. 422.

S. 366. **Der Vogel auf dem Kreuz.** Nach „Nikolaus Lenaus sämmtlichen Werken", herausgeg. von Anastasius Grün, Bd. 2, S. 374 (Stuttg. 1880). — Reynaud (Nr. 323) findet darin Beziehungen zur Tendenz des „Savonarola" und setzt deshalb die Entstehung ins Jahr 1838.

S. 366. [Reisenunbehagen.] Nach Schurz, Bd. 2, S. 11. Die in der Fußnote zitierte Briefstelle bei Schurz, Bd. 2, S. 10f.

S. 367. [**In das Album einer Dame.**] Nach Niendorf, S. 126. Der Ausflug nach Löwenstein wurde am 22. Juli 1842 von Weinsberg aus unternommen.

S. 367. [**An Wilhelmine Dilg.**] Nach Koch, Bd. 1, S. 437. Das Gedicht findet sich nicht, wie dort angegeben, in *DN.*

S. 368. **Verlornes Glück.** Nach „Nikolaus Lenaus sämmtlichen Werken", herausgeg. von Anastasius Grün, Bd. 2, S. 374 (Stuttg. 1880); auch bei Castle, S. 508 (dort ohne Überschrift); 1843 entstanden?

S. 368. [Traum.] Nach Roustan, S. 236. Das Gedicht ist unvollendet; auf V. 12 folgen noch bei Roustan:

Setzen wieder will mein Haupt
An die treue Brust . . .

S. 369. [Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen.] Nach „Nikolaus Lenaus sämmtlichen Werken", herausgeg. von Anastasius Grün, Bd. 2, S. 375 (Stuttg. 1880). Unsere Fußnote beruht auf Niendorf, S. 213.

S. 369. [An Karl Mayer.] Nach Mayer, S. 172.

S. 369. [In Emma Niendorfs Stammbuch.] Nach Niendorf, S. 73.

S. 369. [Einsamkeit.] Nach Frankl, „Zur Biographie" (1. Aufl.), S. 53. Frankl berichtet von dem kräftigenden und erfrischenden Einflusse, den Alpenausflüge auf Lenau stets ausübten, und sagt: „Als ich ihn nach einem solchen zu einer Gemsenjagd wieder im silbernen Kaffeehause mit der Frage willkommen hieß: ‚Nun, wie ist's gegangen, Niembsch?' antwortete er improvisierend: . . ."

Helena (S. 371—376).

S. 372, Z. 5 ff. Vgl. Castle, S. 510 (Nr. 326): Könnt' ich nur Dich herausfangen aus dem Schwarm und mit Dir leben wie der Graf Albert mit seiner Helene im Waldschloß. Näheres teilt Castle, S. 593, mit.

Zugrunde gelegt wurde:

DN = Nicolaus Lenau's | dichterischer Nachlaß. | Herausgegeben von | Anastasius Grün. | Stuttgart und Tübingen. | J. G. Cotta'scher Verlag. | 1851. | Enthält S. 103—113: Helena. | Dramatisches Bruchstück.

Verglichen wurde:

A^1 [vgl. S. 398 dieses Bandes], Bd. 4, S. 283—291.

V. 21. Zwingeln *DN* A^1; es liegt offenbar ein Druckfehler oder ein Irrtum des Dichters vor; sicher sind „Zingeln" (v. lat. *cingere* = „umgürten") gemeint.

V. 65. edelig A^1.

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

	Seite
Abendbild	349
Abendbilder	84
Abendheimkehr	160
Abend ist's, die Wipfel wallen	313
Abmahnung	163
Abschied	150
Abschied von Galizien	347
Ach, Freundin, ich habe dich gestört	264
Ach wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!	212
„Ach, wer möchte einsam trinken	277
Ahasver, der ewige Jude	71
Alles schläft, und übers Gefild	350
Alpen! Alpen! unvergeßlich seid	281
Als der Cherub aus dem Paradies	331
Als du gingst auf eine Reise	361
Als du warst, ein holdes Kind	96
Als ein strenger Richter und Hinrichter	300
Als ein unergründlich Wonnemeer	168
Als sie vom Paradiese ward gezwungen	235
Als treulos ich das teure Land	101
Am Bette eines Kindes	85
Am Boden auf dem Rohrgeflecht	131
Am Grabe eines Ministers	151
Am Grabe Höltys	86
Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke	62
Am Kirchhof dort bin ich gestanden	306
Am Rhein	210
Am Sarge eines Schwermütigen	297
Am Strand des Lebens irr' ich	28
An *	212. 221
An Agnes	275
An den Frühling	265
An den Frühling 1838	252
An den Ischler Himmel im Sommer 1838	271
An den Tod	245
An den Wind	219
An der Bahre der Geliebten	86
An der duftverlornen Grenze	21
An die Alpen	281
An die Biologen	233
An die Entfernte	219. 221
An die Ersehnte	21
An die Hoffnung	352
An die medisierenden Damen	362
An die Melancholie	146
An die Verstockten	240
An die Wolke	65
An ein schönes Mädchen	265
An eine Dame in Trauer	148
An eine Freundin	263
An eine Witwe	243
An einem Baum	109
An einem Grabe	287
An einen Dichter	285. 346
An einen Jugendfreund	37
An einen Langweiligen	166
An einen Tadler	341
An einen Tyrannen	355
An Fr. Kleyle	30
An Fräulein Charlotte von Bauer	165
An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage	361
An Fräulein Marie von Hünersdorff	361
An ihren bunten Liedern klettert	40
An J. Klemm	156
An Karl Mayer	369

	Seite
An Luise	236
An Mathilde	352
An mein Vaterland	123
An meine Gitarre	36
An meine Rose	11
An Seneca	350
An Wilhelmine Dilg	367
Armer Jude, der du wandeln	290
Armes Wild im Waldesgrunde	235
Asyl	44
Atlantica	120
Aufbruch	89
Auf dem krit'schen Schusterbänklein	345
Auf dem Teich, dem regungslosen	24
Auf ein Faß zu Öhringen	97
Auf eine goldene Hochzeit	244
Auf eine holländische Landschaft	176
Auf einen Professor philosophiae	162
Auf eine Quelle, genannt Rothschildsbrunnen	369
Auf geheimem Waldespfade	24
Auf meinen ausgebälgten Geier	186. 188
Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild	85
Auf solchem Gang durch einen reichen Keller	367
Aus!	169
Aus des Frühlings warmen, weichen Armen	126
Beethovens Büste	294
Begräbnis einer alten Bettlerin	135
Bei Übersendung eines Straußes	276
Beschritten schon von seinem Reiter	148
Bestattung	168
Betäubendes Erzgerassel	177
Bevor mein Blick den Zauber noch getrunken	153
Bin mit dir im Wald gegangen	213
Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht	223
Bist fremd du eingedrungen	308
Bitte	20
Blaß und auf immer stumm	86
Blick in den Strom	340
Blumen, Vögel, duftend, singend	45
Brach ein Leben bei den heitern Griechen	268
Dahin	360
Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen	50
Da kommt der Lenz, der schöne Junge	39
Da liegt der Feinde gestreckte Schar	271
Das Aug' der Liebe weiß im Freudensaale	302
Das Blockhaus	111
Das Dilemma	175
Das dürre Blatt	273
Das edle Wild der Freiheit scharf zu hetzen	162
Das Gespenst	316
Das Gewitter	91
Das Haar schneeweiß	233
Das Käuzlein traurig ruft	239
Das Kind geboren, die Mutter tot	301
Das Kreuz	173
Das Lied vom armen Finken	253
Das Mondlicht	16
Das Posthorn	18
Das Rosenmädchen	358
Das Roß und der Reiter	267
Das Schwert zu führen	332
Das tote Glück	27
Das Wiedersehen	116
Das wilde, schäumende Roß	125
Daß ich dies und das beginne	159
Dein Bild	15
Dein gedenkend, irr' ich einsam	16
Dem holden Lenzgeschmeide	220
Den glatten See kein Windeshauch verknittert	227
Den grünen Zeigern	270
Der Abend	93
Der alte Müller Jakob sitzt	139
Der arme Jude	290
Der Baum der Erinnerung	47
Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet	118
Der dunklen Wolken letzte schwand	326
Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund	136
Der Eichenwald im Winde rauscht	174
Der Eichwald	89
Der einsame Trinker 277. 278.	279
Der ewige Jude	178
Der falsche Freund	162
Der feile Dichter	162

	Seite
Der Fingerhut	331
Der Finkler ist ein Schlauer	253
Der fromme Pilger	299
Der Frühling ist zu Berg und Tal gekommen	40
Der Gefangene	40
Der geldgierige Pfaffe	354
Der Greis	157
Der gute Gesell	189
Der Hagestolz	250
Der Hirte	90
Der Husar	269
Der Indianerzug	102
Der Indifferentist	152
Der Jäger	247
Der Jüngling	161
Der Jüngling stoßt vom Strand	161
Der Jüngling weilt in einem Blütengarten	33
Der Kranich	272
Der Kranke im Garten	294
Der kriegslustige Waffenschmied	292
Der Küraß	324
Der leidige Frieden	269
Der Lenz	39
Der Maskenball	77
Der Mensch auf halbem Weg entschlief	171
Der Morgen frisch, die Winde gut	122
Der Nachtwind hat in den Bäumen	311
Der offene Schrank	259
Der Pechvogel	293
Der Pfaffe weiß mit Dampf, Gesang und Glocken	354
Der Polenflüchtling	80
Der Postillon	99
Der Rationalist und der Poet	283
Der Räuber im Bakony	174
Der Raubschütz	139
Der Reiter von W.	345
Der Rekrut	324
Der Salzburger Kirchhof	224
Der scharfe Geist hat euch geschwind durchdrungen	284
Der Schifferknecht	131
Der Schiffsjunge	125. 126
Der Schlaf	92
Der Schmerz	251
Der Schmetterling	185
Der schwarze See	266
Der schwere Abend	212
Der Seelenkranke	225
Der Seerab' hat ein gutes Leben!	288
Der Selbstmord	154
Der Steirertanz	199
Der stille See	329
Der Traum war so wild	232
Der traurige Mönch	196
Der trübe Wanderer	28
Der Unbeständige	159
Der Unentbehrliche	165
Der Unhold	328
Der Urwald	107
Der Vogel auf dem Kreuz	366
Der Wandrer, irrend in der Ferne	330
Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen	229
Der Winter stand ein eiserner Tyrann	260
Des Berges Gipfel war erschwungen	91
Des Himmels frohes Antlitz brannte	89
Des Lebens holder Zauber ging vorüber	37
Des Menschengeschlechts uralter Gefährte	189
Des Teufels Lied vom Aristokraten	315
Dichterherzen können segnen	263
Die Albigenser	302
Die Asketen	225
Die Bäche rauschen	215
Die Bauern am Tiffastrande	302
Die Bäume blühn	172
Die Bäume rauschen hier noch immer	368
Die bezaubernde Stelle	329
Die Blumenmalerin	268
Die Drei	298
Die drei Indianer	105
Die drei Zigeuner	204
Die dunklen Wolken hingen	212
Die ersten Silben nennen dir den Fluß	361
Die Felsenplatte	34
Die Felsen rings bewahren	329
Die Felsen, schroff und wild	118
Die Ferne	91
Die frische Quelle rinnt herab am Steingesenke	267
Die Frivolen	319

	Seite
Die Göttin des Glücks	356
Die Heidelberger Ruine	93
Die Heideschenke	66
Die Hoffnung, eine arge Dirne	29
Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden	223
Die Jugendträume	33
Die Keuschen, Sittigstrengen	318
Die Korybanten	177
Die Lerche	89
Die Lüfte rasten auf der weiten Heide	226
Die Menschheit ist dahinter kommen	288
Die Muse muß zur Metze sich erniedern	162
Die Mutter am Grabe ihres Kindes	360
Die Nacht ist finster, schwül und bang	17
Die nächtliche Fahrt	205
Die Nonne und die Rose	301
Die Poesie und ihre Störer	282
Die Rache	326
Die Rose der Erinnerung	101
Die schlimme Jagd	162
Die schöne Mutterliebe hat dem Leben	301
Die schöne Sennin	96
Diese Blumen ohne Duft und Farben	166
Die Seejungfrauen	120
Die Sennin	117
Diese Rose pflück' ich hier	219
Die Sonne sinkt, die Berge glühn	15
Dies war einmal ein Edelhaus	316
Die Tannenberge rings	266
Die Tränen	144
Die Vögel fliehn geschwind	306
Die Wahrheit hat die Kunde	233
Die Waldkapelle	136
Die warme Luft, der Sonnenstrahl	280
Die Werbung	128
Die Wolken waren fortgezogen	93
Die Wurmlinger Kapelle	51
Die Zeit ist hin, wo vor den Bann gewittern	319
Die Zweifler	54
Dir gab ein Gott die Dichtergabe	346
Doppelheimweh	228
Dort am steilen Klippenhange	34
Dort auf dem Kirchhofkreuze sang	366
Dort heult im tiefen Waldesraum	25
Dort nach Süden zieht der Regen	14
Drei Reiter nach verlorner Schlacht	298
Drei Seelen hab' ich offenbar	351
Drei Zigeuner fand ich einmal	204
Drüben geht die Sonne scheiden	23
Du Alpenkind, wie mild und klar	96
Du Baum, so morsch und lebensarm	109
Du fuhrst im goldnen Glückeswagen	151
Du geleitest mich durchs Leben	146
Du heimatliches Tal	116
Du klagst, daß bange Wehmut dich beschleicht	246
Dunkle Wolken niederdrohten	301
Durch Blüten winket der Abendstern	157
Durch den Hain mit bangem Stoße	307
Durch den Wald, den dunkeln, geht	45
Durch einen schmalen Felsenritz	330
Durchs enge Tal nachts irret	350
Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt	273
Du schöne Stunde, warst mir hold	16
Du stehst so still und ernst	186
Du toter Geier stehst noch immer	188
Du trüber Nebel, hüllest mir	35
Du warst mir ein gar trauter	89
Einem Autographensammler	174
Einem Dichter	323
Einem Ehrsüchtigen	153
Einem Forcierten	343
Einem Freunde	175
Einem Freunde ins Stammbuch	147
Einem Gemütskranken	287
Einem Greis	233
Einem Knaben	149
Einem kritischen Nachtarbeiter	343
Einem Theaterdichter	347
Einem unberufenen Lober	344
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht	330
Ein Epigramm	332
Ein Greis trat lächelnd mir entgegen	92

	Seite
Ein Heimatbruder!	330
Ein Herbstabend	118
Einklang	332
Ein Mädchen zart und engelrein	358
Ein offner Wald	322
Ein offner Wald am Straßensaume	322
Ein Rezensent	322
Einsamkeit. 90. 214. 228. 229.	369
Einsamkeit! mein stilles Weinen	146
Ein schlafend Kind! o still!	227
Ein schwüler Sommerabend war's	198
Einst gingen wir auf einer Bergeswiese	274
Einst, o nächtlicher Himmel	360
Ein Stück des Lebens ward verträumt	293
Einst und Jetzt	32
Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Heide	71
Ein Wandrer läßt sein helles Lied erklingen	224
Eitel nichts!	340
Eitles Trachten, eitles Ringen	160
Erinnerung. 27. 89. 274. 354.	358
Erinnrungsvoller Baum	354
Er ist von uns gewichen	297
Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen	175
Es füllt die Speisekammer	364
Es irrt durch schwanke Wasserhügel	185
Es ist ein Land voll träumerischem Trug	107
Es weht der Wind so kühl	118
Es zwittert schon im Tale	247
Fährtenkundig, kennt der schlaue	174
Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr!	333
Fein Rößlein, ich Beschlage dich	248
Form	285
Fort möcht' ich reisen	217
Frage. 15. 153.	223
Frage nicht	222
Fragmente	161
„Freund, du sitzest hier auf weichem Moose	283
Freundlich grünen diese Hügel	93
Freundlich wehn die Abendwinde	120
Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde	84
Frohlocke, schöne junge Rose	11
Froh summte nach der süßen Beute	89
Frühling	39. 280
Frühlingsblick	45
Frühlingsgedränge	46
Frühlingsgrüße	236
Frühlingskinder im bunten Gedränge	46
Frühlings Tod	48
Gasel	16
Gebildete Sprache	323
Gestalten	178
Gewaltig tobt der Wind und beugt	329
Gitarre, wie du hängst so traurig!	36
Glauben. Wissen. Handeln	57
Gleich wie Nachtlüfte wehn	361
Gottes Milde mocht' es fügen	240
Gutenberg	275
Guter Rat	344
Hält der Mensch die Blicke himmelwärts	234
Hast du noch immer nicht gefunden	331
Hast du schon je dich ganz allein gefunden	228
Heidebilder	62
Heimatklang	235
Heloise	183
Herbst	49. 52
Herbstentschluß	53
Herbstgefühl	49. 118
Herbstklage	49
Herbstlied	242. 245
Herbstwind, o sei willkommen!	115
Hesperus, der blasse Funken	30
Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig	271
Himmelstrauer	62
Hoffnung! laß allein mich wallen	352
Hohe Klippen, ringsgeschlossen	44
Holder Lenz, du bist dahin!	49
Hölty! dein Freund, der Frühling ist gekommen!	86
Horch', wie still es wird im dunkeln Hain	167
Husarenlieder	269. 270. 271
Husch! husch! wie braust der kalte Wind	360
Hypochonders Mondlied	256

	Seite
Ich bin kein Freund von Sterben=sehen	170
Ich ging an deiner Seite	167
Ich hab' kein Weib, ich hab' kein Kind	250
Ich höre nicht den Sarg ver=hämmern	236
Ich irrt' allein in einem öden Tale	178
Ich las in seinem Buche viel Frivoles	322
Ich lobe den Aristokraten	315
Ich sah den Lenz einmal	222
Ich sah in bleicher Silbertracht	12
Ich seh' ein Kreuz dort	173
Ich stand, der höchste, grünste Baum	97
Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde	225
Ich trat in einen heilig düstern	89
Ich trinke hier allein	277
Ich trink' ihn schon, den Becher	344
Ich wandre fort ins ferne Land	219
Ich zog durchs weite Ungarland	66
Ihr kriegt mich nicht nieder	322
Ihr stoßet an, die Gläser klingen	289
Im Abendschein am Fenster saß	132
Im Grund begraben wird hier	173
Im Klostergarten steht ein steinern Bild	183
Im quellenarmen Wüstensand	80
Im tiefen Walde ging die Poesie	282
Im Vorfrühling	276
Im Walde schleicht ein alter Mann	164
In das Album einer Dame	367
In das Stammbuch einer Künst=lerin	152
In den trüben, in den kalten	276
In der Krankheit 145.	146
In der Nacht	350
In der Neujahrsnacht 1839—1840	333
In der Niedrung schmilzt der Schnee	347
In der Schenke	76
In der Wüste	22
In diesen Herzen wogt die Liebe	323
In einem Buche blätternd, fand	299
In einer Schlucht	329
In einer Sommernacht gesungen	357
In Emma Niendorfs Stamm=buch	369
Inneres Gericht	300
In Schlummer ist der dunkle Wald gesunken	226
In Schweden steht ein grauer Turm	196
In üppig lauter Residenz	140
Irrtum	285
Ist die Form auch festgeschlossen	285
Ist Gras gewachsen über die Ge=schichte	229
Ist's nicht eitel und vergebens	22
Ja, du bist es, blütenreicher	47
Ja, mich rührt dein Angesicht	248
Ja, ja, ihr lauten Raben	245
Jugend und Liebe	223
Justinus Kerner Und Alexander	369
Kennt ihr sie nicht, des Nordens alte Sage	244
Klar und wie die Jugend heiter	110
Kommen und Scheiden	221
Kompetenz	342
König und Dichter	349
Könnt' ich tausendfach mich teilen	165
Kruzifix	234
Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind	287
Lächelnd lehnt er am Weiden=stumpen	328
Laß das Ringen nach der Ehre	153
Laß dich von dem bunten Häuf=lein	165
Laß, Freund, uns übernachten	199
Laß mich ziehn!	170
Laßt ab, laßt ab, bauwütig rauhe Leute	163
Lebe nicht so schnell und stürmisch	164
Leben und Traum	128
Lebewohl! ach, jene Abendstunde	169
Lebewohl an Eugenie	169
Lebt wohl, lebt wohl, ihr trauten Lindenbäume	347
Leichte Trübung	27
Leis umrauscht von Himmels=quellen	27
Lenz	172
Lethe! brich die Fesseln des Ufers	85
Liebende, die weinend mußten scheiden	329
Lieber Frühling, sage mir	252
Liebesfeier	40

	Seite
Liebesfrühling	222
Liebesklänge	210
Liebe und Vermählung	46
Liebliche Blume	87
Lieblich war die Maiennacht	99
Lied eines Schmiedes	248
Ließe doch ein hold Geschick	26
Luftig, wie ein leichter Kahn	51
Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter	105
Mädchen, sieh, am Wiesenhange	52
Männer, welche eine Höh' erklommen	342
Marie und Wilhelm	132
Meeresstille	113. 121
Meine Braut	21
Meine Furcht	216
Meine Lieder kommen alle	367
Meine Rose	220
Meiner Schwester liebe Sprossen	236
Mein Herz	172
Mein liebes Mütterlein war verreist	259
Mein Pfeifchen traut	249
Mein Stern!	154
Mein Türkenkopf	249
Mich ließ die Gunst des Augenblickes	339
Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen	15
Mit meinen Gedichten	339
„Möchte wieder in die Gegend	32
Müde schleichen hier die Bäche	176
Müdgeritten auf langer Tagesreise	111
Mürrisch braust der Eichenwald	49
Musa teleologica	341
Nach einem heftigen Gewitter	243
Nachhall	224
Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!	236
Nach langem Wege durch die Sommerschwüle	152
Nachlaß	315
Nachlese	341
Nach Süden	14
Nächtliche Wanderung	17
Nacht umschweigt mein Krankenlager	145
Naturbehagen	288
Nebel	35
Neid der Sehnsucht	215
Neulich hatt' ich einen Traum	368
Niagara	110
Nicht der Quell allein, der klare	369
Nicht ein jeder wagt zu richten	321
Nie zurück!	331
Noch eine Nachtigall, so spät?	294
Noch immer, Frühling, bist du nicht	265
Noch immer lag ein tiefes Schweigen	91
Nüchterner Blick	173
Nun ist es Herbst, die Blätter fallen	52
Nur wer sich mit eignen Kräften	285
Ob du, ein Sokrates, den Schierlingsbecher	152
Ob jeder Freude seh' ich schweben	169
Oden	84
O Einsamkeit, wie trink' ich gerne	369
Ohne Wunsch	248
O Menschenherz, was ist dein Glück?	153
O säume nicht, mit Wein, Gesang und Kosen	156
O schöner Ort, den Toten auserkoren	224
„O sei mein Freund!" so schallt's vom Heuchelmunde	162
O spottet nicht der traurigen Asketen	225
O stürzt, ihr Wolkenbrüche	216
O wag' es nicht, mit mir zu scherzen	221
Palliativ	229
Passiver und aktiver Beifall	284
Phantasieen	54
Poetisches Votum	364
Polenlieder	76
Primula veris	87
Prolog	260
Protest	315
Redlich, Schatten, kannst du heben	279
Reiseblätter (I)	89
Reiseblätter (II)	107
Reise-Empfindung	12
Reisenbehagen	366
Reiterlied	156

	Seite
Rings ein Verstummen, ein Entfärben	314
Rings im Kreise lauscht die Menge	128
Rings trauern die Entlaubten	242
Ringsum sind die Berge noch verschneit	276
Robert und der Invalide	62
Rosen fliehen nicht allein	220
Rüstig wandelst du fort	147
Sahst du ein Glück vorübergehn	340
Schade!	321
Schade, daß des Kreuzes Zeichen	321
Scharade	361
Schatten, du mein Sohn	278
Scheideblick	168
Scheiden	50
Scheitert unsre Brust an Klippen	154
Schen	234
Schilflieder	23
Schlaflose Nacht	242
Schlaflose Nacht, der Regen rauscht	172
Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit	242
Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter	312
Schnell ist die Tat dem Aug' des Tags entschwunden	334
Schöner Jüngling, bist als Held gefallen	168
Schöne Sennin, noch einmal	117
Schon hat der Lenz verblüht und ausgesungen	30
Schon ist der Berge Purpurglut verglommen	57
Schon seh' ich Hirt' und Herde nimmer	90
Schon sieben Jahre treibst du	192
Schon verrauscht der Tag	352
„Schon weht es kühler auf Erden	275
Schon zerfließt das ferne Gebirg'	349
Schon zog vom Wald ich ferne wieder	90
Schwärmer	166
Seemorgen	122
See und Wasserfall	118
Sehnsucht	11
Sehnsucht nach Vergessen	85
Seht ihr den Mann mit stäubender Perücke?	162
Sei mir gegrüßet, o Nacht	357
Sei mir zum letztenmal gegrüßt	150
Sein Bündel Holz am Rücken	160
Seitdem du mit den höchsten Mächten	287
Selige Stunde! Da mir meine Berta	358
Selig wandelt dort ein Ritter	299
Sieh dort den Berg mit seinem Wiesenhange	46
Sieh hier den Bach, anbei die Waldesrose	47
Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern?	62
Sieh, wie des Niagara Wellen	110
Sie ließ sich überraschen	251
Singt ihr in eurem Freudenliede	256
's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!	340
Sommerfäden	52
Sonette	223
Sonne	339
Sonnenuntergang; Schwarze Wolken ziehn	24
So oft sie kam, erschien mir	221
Spät hab' ich dich gefunden	175
Spritze Funken, Säbelklinge	292
Sproßt ihr wie des Frühlings junge Triebe	362
Stille! — jedes Lüftchen schweiget	121
Stille Sicherheit	167
Stille wird's im Walde	84
Still ist schon das ganze Dorf	18
Stimme der Glocken	227
Stimme des Kindes	227
Stimme des Regens	226
Stimme des Windes	226
Stimmen	226
Stolz flammt ein König dort	349
Stoppelfeld, die Wälder leer	272
Strichvogel Reflexion	286
Studentenreise	289
Stumme Liebe	26
Stumm und regungslos in sich verschlossen	114
Sturmesmythe	114
Sturm mit seinen Donnerschlägen	113
Täuschung	239
Teufel hinein! Daß gerade	366
Theismus und Offenbarung	163
Tod und Trennung	240
Todesangst und Narrenzittern	240

	Seite
Törichte Freunde des toten Alten	302
Tränen, euch, ihr trauten, lieben	144
Tränenpflege	264
Trauer	45
Traum	368
Traumgewalten	232
Traurig kehrt' ich eines Abends	294
Traurige Wege	213
Trias harmonica	351
Trinksprüche	289
Trübe wird's, die Wolken jagen	23
Trübe Wolken, Herbstesluft	53
„Trüb, farblos waren diese Fluten	110
Trutz euch!	322
Tust du nur einen Saitengriff	369
Tut man Kindern was zuleide	157
Tyrann! des Blutes, welches in Schlachten du	355
Um meine wunde Brust geschlagen	154
Um Mitternacht entstand dies Lied	332
Umsonst! du bist auf immer mir verloren!	21
Unberufen	321
Unmögliches	153
Unmut	29
Unglück hat sein Herz gespalten	234
Unnahbar sind die Mächte	166
Unsre Gläser klingen hell	76
Urwald, in deinem Brausen	214
Vanitas	160
Veränderte Welt	288
Vergangenheit	30
Vergänglichkeit	147
Vergib, vergib, Geliebter, dem Gesange	30
Verlornes Glück	368
Vermischte Gedichte (I)	144
Vermischte Gedichte (II)	231
Vermischte Gedichte (I). Neue Folge	170
Vermischte Gedichte (II). Neue Folge	287
Verschiedene Deutung	110
Vier Männer dort, in schwarzem Kleid	135
Vision	208
Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen	147
Vom Grabe deines treuen Mannes	148
Vom Himmel strahlt der Mond	208
Vom Saatenfeld die Lerche zieht	163
Von allen, die den Sänger lieben	231
Vor Kälte ist die Luft erstarrt	25
Vorwurf	246
Waldestrost	164
Waldgang	167
Waldlieder	306
Wandel der Sehnsucht	26
Wanderung im Gebirge	89
Wandrer und Wind	115
Warnung im Traume	140
Warnung und Wunsch	164
Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?	48
Was ihr Bild nennt unverständig	285
Was rauscht durch diese Pappeln?	356
Was trauerst du, mein schöner Junge?	149
Wehe, wehe dem Rekruten!	324
Wehklage hallt am Susquehanna-Ufer	102
Weib und Kind	198
Weil' auf mir, du dunkles Auge	20
Weil ein Wort der Diätetik	343
Welke Rose	299
Wenn gegen falschen Schmerz	341
Wenn ich verachte heimliches Verschwören	315
Wenn seine Sonne hat das Licht	339
Wenn's mir einst im Herzen modert	245
Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen	302
Wie das Ding die Flügel tummelt	341
Wie das Schlachtroß proprio Marte	323
Wie die Ros' in deinem Haare	265
Wie doch dünkte mir die Fahrt so lang	26
Wie fern, wie fern, o Vaterland	123
Wiege sie sanft, o Schlaf	85
Wie Merlin Möcht' ich	309
Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?	222
Wild verwachsne dunkle Fichten	214
Willst du richten Unser Dichten	344
Winternacht	25
Wir hatten im Sacke nur wenig Geld	289

	Seite
Wir reisten zusammen mit andern	210
Wirres Durcheinanderwallen	77
Wir streifen durchs Leben im schnellen Zug	156
Woher dies plötzliche Verstummen?	27
Wo kein Strahl des Lichtes blinket	275
„Wollt Ihr nicht einen Kürass kaufen	324
Wunsch	214. 217
Zeiger	236
Zieh nicht so schnell vorüber	65
Zögerung	148
Zu besiegen deine schwere	343
Zueignung	231
Zuflucht	157. 235
Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl	334
Zu öd und traurig selbst den Heidewinden	205
Zuruf	318
Zuruf an meinen Geist	85
Zu spät!	30
Zweierlei Vögel	286
Zweifelnder Wunsch	302
Zweifel und Ruhe	171
Zwei Freunde traten schweigend ein	54
Zwei Polen	192
Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen	228

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers . . . . . [Seite 5*]
Lenaus Leben und Werke . . . . . [Seite 7*]

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers . . . . . Seite 3

	Seite
Sehnsucht.	
An meine Rose	11
Reise-Empfindung	12
Nach Süden	14
Frage	15
Dein Bild	15
Gasel	16
Das Mondlicht	16
Nächtliche Wanderung	17
Das Posthorn	18
Bitte	20
An die Ersehnte	21
Meine Braut	21
In der Wüste	22
Schilflieder	23
Winternacht	25
Stumme Liebe	26
Wandel der Sehnsucht	26
Erinnerung.	
Leichte Trübung	27
Das tote Glück	27
Der trübe Wanderer	28
Unmut	29
Zu spät!	30
Vergangenheit	30
An Fr. Kleyle	30
Einst und Jetzt	32
Die Jugendträume	33
Die Felsenplatte	34
Nebel	35
An meine Gitarre	36
An einen Jugendfreund	37
Frühling.	
Der Lenz	39
Liebesfeier	40
Der Gefangene	40
Asyl	44
Trauer	45
Frühlingsblick	45
Frühlingsgedränge	46
Liebe und Vermählung	46
Der Baum der Erinnerung	47
Frühlings Tod	48
Herbst.	
Herbstgefühl	49

Seite

Herbstklage 49
Scheiden 50
Die Wurmlinger Kapelle . . . 51
Sommerfäden 52
Herbst 52
Herbstentschluß 53

Phantasieen.

Die Zweifler 54
Glauben. Wissen. Handeln . 57

Heidebilder.

Himmelstrauer 62
Robert und der Invalide . . . 62
An die Wolke 65
Die Heideschenke 66
Ahasver, der ewige Jude . . . 71

Polenlieder.

In der Schenke 76
Der Maskenball 77
Der Polenflüchtling 80

Oden.

Abendbilder 84
Zuruf an meinen Geist . . . 85
Sehnsucht nach Vergessen . . . 85
Am Bette eines Kindes . . . 85
An der Bahre der Geliebten . . 86
Am Grabe Höltys 86
Primula veris 87

Reiseblätter (I).

Wanderung im Gebirge . . . 89
Die Heidelberger Ruine . . . 93
Die schöne Sennin 96
Auf ein Faß zu Öhringen . . 97
Der Postillon 99
Die Rose der Erinnerung . . 101
Der Indianerzug 102
Die drei Indianer 105

Reiseblätter (II).

Der Urwald 107
An einem Baum 109
Verschiedene Deutung 110
Niagara 110
Das Blockhaus 111
Meeresstille 113
Sturmesmythe 114
Wandrer und Wind 115
Das Wiedersehen 116

Seite

Die Sennin 117
See und Wasserfall 118
Herbstgefühl 118
Ein Herbstabend 118

Atlantica.

Die Seejungfrauen 120
Meeresstille 121
Seemorgen 122
An mein Vaterland 123
Der Schiffsjunge 125

Leben und Traum.

Die Werbung 128
Der Schifferknecht 131
Marie und Wilhelm 132
Begräbnis einer alten Bettlerin 135
Die Waldkapelle 136
Der Raubschütz 139
Warnung im Traume . . . 140

Vermischte Gedichte (I).

Die Tränen 144
In der Krankheit 145
An die Melancholie 146
Einem Freunde ins Stammbuch 147
Vergänglichkeit 147
Zögerung 148
An eine Dame in Trauer . . 148
Einem Knaben 149
Abschied 150
Am Grabe eines Ministers . . 151
Der Indifferentist 152
In das Stammbuch einer Künstlerin 152
Unmögliches 153
Einem Ehrsüchtigen 153
Frage 153
Mein Stern 154
Der Selbstmord 154
Reiterlied 156
An J. Klemm 156
Zuflucht 157
Der Greis 157
Der Unbeständige 159
Abendheimkehr 160
Vanitas 160
Fragmente 161
Theismus und Offenbarung . 163
Abmahnung 163
Warnung und Wunsch . . . 164
Waldestrost 164

Seite

Der Unentbehrliche 165
An Fräulein Charlotte v. Bauer 165
Schwärmer 166
An einen Langweiligen . . . 166
Stille Sicherheit 167
Waldgang 167
Scheideblick 168
Bestattung 168
Lebewohl an Eugenie 169
Aus! 169

Vermischte Gedichte (I).

Neue Folge.

Laß mich ziehn! 170
Zweifel und Ruhe 171
Mein Herz 172
Lenz 172
Das Kreuz 173
Nüchterner Blick 173
Einem Autographensammler . 174
Der Räuber im Bakony . . . 174
Das Dilemma 175
Einem Freunde 175
Auf eine holländische Landschaft 176
Die Korybanten 177

Gestalten.

Der ewige Jude 178
Heloise 183
Der Schmetterling 185
Auf meinen ausgebälgten Geier 186
Der gute Gesell 189
Zwei Polen 192
Der traurige Mönch 196
Weib und Kind 198
Der Steirertanz 199
Die drei Zigeuner 204
Die nächtliche Fahrt 205
Vision 208

Liedesklänge.

Am Rhein 210
An* 212
Der schwere Abend 212
Traurige Wege 213
Einsamkeit 214
Wunsch 214
Neid der Sehnsucht 215
Meine Furcht 216
Wunsch 217
An den Wind 219

Seite

An die Entfernte 219
Meine Rose 220
An* 221
Kommen und Scheiden . . . 221
Liebesfrühling 222
Frage nicht 222

Sonette.

Frage 223
Jugend und Liebe 223
Der Salzburger Kirchhof . . 224
Nachhall 224
Die Asketen 225
Der Seelenkranke 225
Stimme des Windes 226
Stimme des Regens 226
Stimme der Glocken 227
Stimme des Kindes 227
Doppelheimweh 228
Einsamkeit 228
Palliativ 229

Vermischte Gedichte (II).

Zueignung 231
Traumgewalten 232
Einem Greis 233
An die Biologen 233
Kruzifix 234
Schen 234
Heimatklang 235
Zuflucht 235
Zeiger 236
Frühlingsgrüße 236
An Luise 236
Täuschung 239
Tod und Trennung 240
An die Verstockten 240
Herbstlied 242
Schlaflose Nacht 242
An eine Witwe 243
Auf eine goldene Hochzeit . . 244
An den Tod 245
Herbstlied 245
Vorwurf 246
Der Jäger 247
Lied eines Schmiedes 248
Ohne Wunsch 248
Mein Türkenkopf 249
Der Hagestolz 250
Der Schmerz 251
An den Frühling 1838 . . . 252
Das Lied vom armen Finken . 253

	Seite
Hypochonders Mondlied	256
Der offene Schrank	259
Prolog	260
An eine Freundin	263
Tränenpflege	264
An den Frühling	265
An ein schönes Mädchen	265
Der schwarze See	266
Das Roß und der Reiter	267
Die Blumenmalerin	268
Husarenlieder	269
An den Ischler Himmel im Sommer 1838	271
Der Kranich	272
Das dürre Blatt	273
Erinnerung	274
Gutenberg	275
An Agnes	275
Im Vorfrühling	276
Bei Übersendung eines Straußes	276
Der einsame Trinker	277
Frühling	280
An die Alpen	281
Die Poesie und ihre Störer	282
Der Rationalist und der Poet	283
Passiver und aktiver Beifall	284
Form	285
Irrtum	285
An einen Dichter	285
Zweierlei Vögel	286

Vermischte Gedichte (II).
Neue Folge.

Einem Gemütskranken	287
An einem Grabe	287
Veränderte Welt	288
Naturbehagen	288
Trinksprüche	289
Studentenreise	289
Der arme Jude	290
Der kriegslustige Waffenschmied	292
Der Pechvogel	293
Der Kranke im Garten	294
Beethovens Büste	294
Am Sarge eines Schwermütigen	297
Die Drei	298
Welke Rose	299
Der fromme Pilger	299
Inneres Gericht	300
Die Nonne und die Rose	301
Das Kind geboren, die Mutter tot	301
Die Albigenser	302
Zweifelnder Wunsch	302
Die Bauern am Tissastrande	302

Waldlieder.

I	306
II	306
III	307
IV	308
V	309
VI	311
VII	312
VIII	313
IX	314

[Nachlaß.]

Protest	315
Des Teufels Lied vom Aristokraten	315
Das Gespenst	316
Zuruf	318
Die Frivolen	319
Schade!	321
Unberufen	321
Ein offner Wald	322
Trutz euch!	322
Ein Rezensent	322
Einem Dichter	323
Gebildete Sprache	323
Der Rekrut	324
Der Küraß	324
Die Rache	326
Der Unhold	328
Die bezaubernde Stelle	329
Der stille See	329
In einer Schlucht	329
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht	330
Ein Heimatbruder!	330
Nie zurück!	331
Der Fingerhut	331
Einklang	332
Ein Epigramm	332
In der Neujahrsnacht 1839—1840	333
Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl	334
Mit meinen Gedichten	339
Sonne	339
Eitel nichts!	340
Blick in den Strom	340

[Nachlese.]

An einen Tadler	341
Musa teleologica	341

	Seite
Kompetenz	342
Einem Forcierten	343
Einem kritischen Nachtarbeiter	343
Einem unberufenen Lober	344
Guter Rat	344
Der Reiter von W.	345
An einen Dichter	346
Einem Theaterdichter	347
Abschied von Galizien	347
Abendbild	349
König und Dichter	349
An Seneca	350
In der Nacht	350
Trias harmonica	351
An Mathilde	352
An die Hoffnung	352
Der geldgierige Pfaffe	354
Erinnerung	354
An einen Tyrannen	355
[Die Göttin des Glücks]	356
In einer Sommernacht gesungen	357
Erinnerung	358
Das Rosenmädchen	358
Die Mutter am Grabe ihres Kindes	360
Dahin	360
[Scharade]	361
[An Fräulein Marie von Hüners-dorff]	361
An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage	361
An die medisierenden Damen	362
Poetisches Votum	364
Der Vogel auf dem Kreuz	366
[Reiseunbehagen]	366
[In das Album einer Dame]	367
[An Wilhelmine Dilg]	367
Verlornes Glück	368
[Traum]	368
[Auf eine Quelle, genannt Roth-schildsbrunnen]	369
[An Karl Mayer]	369
[In Emma Niendorfs Stamm-buch]	369
[Einsamkeit]	369

Helena. Dramatisches Bruchstück 371
Vorbemerkung des Herausgebers 372
Anmerkungen des Herausgebers 377
Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte 447
Inhalt 456

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

PARL220

Meyers
Klassiker
Ausgaben

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00602 4760